LD 5562
2

Rellstab

Algier und Paris.

II Theil

758
II

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Erstes Kapitel.

Wie man nach Vollendung einer langen mühseligen Arbeit geneigt ist, sich eine Zeit lang der freiesten, sorglosesten Muße zu überlassen, bis der innere Drang nach Thätigkeit mit neuer Stärke erwacht, und uns wieder in ein regsames Wirken hinein treibt, so erging es Adolph jetzt in der beglückenden Ruhe nach so langen Stürmen. Die Tage der Arbeit, der Drangsal und Gefahr, die er in Afrika verlebt, hatten seine Lust und Kraft zu Thaten und Abentheuern auf eine Zeit lang erschöpft, und er genoß der seligsten, erquickendsten Zeit in dem stillen ländlichen Aufenthalt zu Toulon, den ihm Leontinens Liebe zu einem Zaubergarten ohne Mühen und Sorgen schuf. Nur wie an schönen, warmen Tagen bisweilen ein leiser Donner daran erinnert, daß ein Ungewitter heraufziehen könnte, oder

wie in milden Sommernächten fernes Wetterleuchten die sanfte Ruhe des Nachthimmels unterbricht, so stiegen in der Seele des Glücklichen von Zeit zu Zeit die leichten Schatten trüber Gedanken auf. Victors Schicksal war es, was ihn beunruhigte; doch lebte in seiner Seele ein Strahl der Hoffnung, der, so bedenklich die Umstände waren, keiner dauernden Sorge oder Betrübniß die düstre Herrschaft gestattete. In seiner Liebe besaß er ein so großes, so unendliches Glück, daß die möglichen Verluste anderer Art ihn nicht aus dem Himmel seiner Gefühle zu schrecken vermochten. Zwar warf er sich es bisweilen in der Stille der einsamen Nächte heftig vor, daß sein Herz zu wenig bei seinem Bruder sey; allein wer, der jemals die Gefühle überschwänglichen Glückes genossen hat, möchte ihn richten oder schuldig finden? Pflichten und Empfindungen stehen so oft im Widerspruch mit einander; zufrieden mag der seyn, dessen Thaten sich nach dem sittlichen Gesetz richten. Wer will dem Herzen, das eben so heiligen, unmittelbaren Naturgesetzen folgt, Vorwürfe machen?

Am dritten Tage nach Adolphs Ankunft auf dem Landhause seiner künftigen Mutter war Tony bestattet worden. Eine schmerzlich rührende Feier! Viele junge

Mädchen hatten die so jung dahin Geschiedene begleitet; sie besaß die Liebe Aller. Im weißen Todtenkleide, mit dem Myrthenkranz im Haar, glich sie einer sanft schlummernden Braut. Die schwarze Hülle des Sarges schloß sich über der Lieblichen; sie wurde in die kühle Gruft hinab gesenkt. Trauernde Gespielinnen streuten Blumen auf das Grab. Leontine stand sanft weinend an der Seite ihres Freundes und ihre Seele war gerührt von Dank und Schmerz zugleich. Wie wuchs das Glück ihrer Liebe dem düstern Bilde des fremden, traurigen Geschicks gegenüber, das sie wie aus einem schwarzen Hohlspiegel anblickte, in dessen Tiefe die Gebilde des Lebens sich verdunkeln, aber vergrößern!

Ein stiller, warmer Junius-Abend folgte dem Begräbniß-Nachmittage. —

Die Mutter war nicht bei der Bestattung zugegen gewesen; das Brautpaar kehrte zu ihr zurück, und Leontine begrüßte sie mit einer weichen, wehmüthigen Umarmung. Allein sie fand dieselbe heiterer, als sie vermuthete. Die Ursach davon lag vor ihr auf dem Tisch. Es war ein Brief des Seepräfekten aus Toulon, der ihr in aller Kürze die Nachricht gab, daß Victor zwar verwundet sey, aber nicht gefährlich, und

daß sein Leben durch die Haftung mehrerer türkischer Vornehmen für ihn gesichert werde. Capitain Assigny hatte dies nach den Aussagen gemeldet, welche ihm von denjenigen seiner Schiffsleute zugekommen waren, die zuletzt unter Victors Führung gestanden hatten, Zeuge seiner Verwundung gewesen, und in Folge jenes Gefechts nach Algier gebracht worden waren, wo sie das strenge Gefängniß ihrer Kameraden theilten.

„So hat mich meine Ahnung nicht getäuscht!“ rief Adolph aus. „Ich wußte, er würde leben! O daß er erst zurückgekehrt wäre!“

Es war dem liebenden Bruder, als sey ihm eine schwere Last von der Seele genommen, als habe er nun erst das volle Recht erlangt, sich seines eigenen ursprünglichen Glückes zu erfreuen.

„Auch für Dich, lieber Adolph,“ sprach Frau von Clermont, „ist ein Brief hier!“ und übergab ihm ein versiegeltes Schreiben, dessen Aeußeres es sogleich als ein dienstliches zu erkennen gab.

„Dienstsachen!“ rief ~~Victor~~ Adolph, „sie werden nichts sonderlich Erfreuliches enthalten.“

Er öffnete und las.

„Das Ungewitter droht noch unbestimmt,“ sprach er lächelnd, „vor der Hand befehlen mir diese Zeilen

weiter nichts, als mich morgen zum Seepräfekten zu verfügen, um dort meine weiteren Bestimmungen zu empfangen."

„Du wirst doch nicht schon wieder fort müssen?" fragte Leontine mit ängstlicher Miene. Es erschien ihr förmlich als eine Grausamkeit, daß man Jemand, der kaum den drohendsten Gefahren entronnen war, aus dem sichern Hafen der Ruhe und des Glücks wieder mitten in die klippenvolle Brandung des Lebens hinausstoßen wolle.

„Es ist zwar möglich, beste Leontine," entgegnete ~~Eduard~~ Adolph mild, „aber nicht eben wahrscheinlich. Die Offizierstellen auf allen hier liegenden Schiffen sind mehr als besetzt; ich kann kaum glauben, daß man schon einen neuen Platz für mich gefunden haben sollte. Indeß ist der Dienst des Seemannes mannigfaltiger Art, und ich erhalte vielleicht hier in Toulon eine Beschäftigung. Dies ist mir wenigstens das Wahrscheinlichste."

„O das wäre schön!" rief Leontine lebhaft, „dann könntest Du recht lange und noch sorgenloser hier bei uns verweilen, als wenn Du, ganz unbeschäftigt, jeden Augenblick einen Befehl fürchten müßtest, der dich vielleicht weit übers Meer schickt."

Adolph lächelte, und blickte dem holden Mädchen gerührt in das froh glänzende Auge. Auch sie heftete einen jener unbeschreiblichen Blicke, die aus der tiefsten Seele hervorzudringen scheinen, auf ihn; dann sank sie plötzlich in Thränen ausbrechend an seine Brust, umschlang ihn heftig, und rief: „Noch kann ich's nicht glauben, daß Du es selbst bist, der vor mir steht! Ach wenn das Alles ein Traum wäre, und ich wieder zu jenen schrecklichen Qualen erwachen müßte! Aber nein, Du bist's, Du lebst, Du athmest, und Dein Herz schlägt an dem meinen! O mein Freund! Trenne Dich nicht von mir! Ich fühle es, ich würde die Angst nicht überleben! Bleibe bei mir! Giebt es denn keine Stimme der Pflicht, die für mich spräche? Kann Dein Thun denn irgend wo so viel Glück, so viel Freude und Heil stiften, als Du diese Brust mit namenlosen Schmerzen erfüllen würdest?“ — — —

Adolph antwortete nichts. Er küßte dem geängstigten Mädchen die Thränen von der Wange, und hielt sie fest in seinen Armen. In seiner Seele war kein Tadel ihres Empfindens. Was hatte nicht an ihrem armen Herzen gestürmt, und es gewaltsam erschüttert? Der bitterste Verlust, das seligste Wiederfinden, die Liebe in ihrem zerreißendsten Schmerz,

in ihrer höchsten Seligkeit; so eben die ernste, rührende Feier des Todes; und die Hoffnung, die Zukunft, die Erinnerung, die Gegenwart, und zu dem Allen das weiblich schöne Loos, daß die Liebe ihre Brust zugleich als höchste Pflicht und als höchstes Glück erfüllte — o sie empfand so menschlich, heilig, schön! Sie wurde ihm in dieser holden Verwirrung auf den vielfach verschlungenen Wegen der Lebenspflichten so theuer, so groß! Er sah richtig in dieser scheinbaren Schwäche die wahre Stärke und Größe ihrer Seele. Denn die Kraft des Herzens gleicht der Tiefe seines Empfindens!

Auch die Mutter schwieg, und liebkoste die Tochter sanft tröstend.

Nach einigen Minuten besänftigte sich diese heftige Wallung, und die Ruhe kehrte in Leontinens Brust zurück. Sie lächelte über sich selbst, wie Jemand, der sich von einem leeren Schattenbilde hat täuschen lassen. Aber sie sprach nicht darüber, sondern erwartete, daß der Geliebte, daß die theure Mutter sie verstanden haben würden. Wahrlich sie irrte nicht.

Die Nacht hatte sich schon sanft umhüllend herabgesenkt; die freundliche Flamme des Lichts zog den

vertrauten Kreis der drei liebenden Seelen dichter zusammen.

Adolph, um Leontinens Gemüth von den trüben Vorstellungen der Zukunft abzuziehen, begann eine geordnete und ausführliche Erzählung seiner Erlebnisse seit der Abreise von Toulon. Denn bisher hatte er zwar alles Wichtige, jedoch nur einzeln und ohne genauere Schilderung berichtet. Mit bangendem Herzen folgte die Geliebte jetzt dem lebhaft Erzählenden aus einer Gefahr in die andere, und erfreute sich mit ihm jeder neuen Rettung. In seinen Abentheuern, in der Gewandtheit, dem Muth, womit er sie bestanden, schien ihr Adolph bedeutender, würdiger, männlicher; sie war stolz auf ihn, und durfte es seyn. In Gedanken verglich sie seine seltsamen Erlebnisse den Irrfahrten des Odysseus, oder den Abentheuern irgend eines Helden romantischer Mährchen. Ihr dichterisches Gemüth schmückte den Geliebten mit jeder Tugend und Kraft aus, und sie war glücklich in dem weiblichen Staunen, das sie über so viel wechselnde Schicksale, wo die Lebensbahn stets an gefährlichen Abgründen dahin streifte, empfand.

Schüchtern aber zärtlich schmiegte sie sich dichter an ihn, wenn das Feuer seiner Darstellung ihn mitten

in die Schrecken des Meeres oder an die unwirthbare Küste der Barbaren, und in die feindlich aufstürmenden Schaaren der Beduinen führte.

Sie blickte horchend zu ihm auf, und umschlang ihn dabei sanft mit dem weichen Arm, als wollte sie sich seines Besitzes, seines Bleibens fester versichern. Mit tiefer Rührung vernahm sie den Tod seiner wackern Gefährten, und endlich den des treuen Jean! Wie empfand sie mit ihrem Freunde die Tiefe, und die Einsamkeit seines Herzens nach dem Hinscheiden des letzten Genossen seiner trüben Schicksale in jener rauhen Wüste! Wie dankbar erglühte ihr Gemüth gegen den allmächtigen Lenker menschlicher Geschicke bei der endlichen Rettung durch die Landsleute und Gefährten!

Die Mutter begleitete Adolphs Erzählungen mit gleichem Antheil; eine wehmüthige Erinnerung beschlich oft ihr Herz dabei. Denn sie gedachte der schönen Zeit, wo ihr eigener Gatte, wenn er nach Jahren der Thaten und Gefahren auf wenige Tage in die trauliche Ruhe des häuslichen Heerdes zurückkehrte, der liebenden Gattin Bericht von den wechselnden Ereignissen seines viel bewegten Lebens gab.

Mitternacht hatte sie in diesem trauten Verweilen überrascht. Man mußte sich endlich trennen. Doch

das Bild des Geliebten und seiner Schicksale begleitete Leontinen in ihren Träumen, und auch er sah den holden Engel, der ihm das Leben versüßen sollte, an seiner Seite.

Zweites Kapitel.

Der Morgen war angebrochen. Adolph rüstete sich, um sogleich nach Toulon zu dem Seepräfekten zu eilen, der ihn in der Frühstunde erwartete. Es war ihm selbst daran gelegen, sich schnell Gewißheit über seine nächste Bestimmung zu schaffen; denn daß auch er einer Trennung von Leontinen mit Betrübniß entgegen sah, war bei allem Eifer für seinen Stand, bei allem männlich ehrenvollen Pflichtgefühl, dennoch sehr natürlich.

Es war noch früher Morgen. Leise verließ Adolph sein Gemach, und schritt durch das stille Haus. Als er im Garten unter Leontinens Fenster vorbei kam, und die geschlossenen Jalousieen ihm zeigten, daß sie noch schlummere, pflückte er schnell einen Strauß frisch bethauter Rosen, und legte ihn zwischen die Blumen-

töpfe auf das Gesims ihres Fensters, damit sie beim Erwachen und Oeffnen gleich einen Gruß seiner Liebe vorfände. Dann verließ er den Garten, und ging raschen Schrittes am Ufer des Meeres nach Toulon hinein.

Er fand den Seepräfekten schon in voller Thätigkeit; im Vorzimmer warteten bereits mehrere Offiziere und Beamte auf seine Befehle. Endlich wurde auch er vorgelassen.

„Sie werden böse seyn, mein junger Freund," redete er Adolph an, „wenn ich Sie, der Sie kaum den Stürmen der See und dem Schwerdte der Barbaren entronnen sind, schon wieder aus Ihrer angenehmen Muße reiße, um Sie mitten in das Getreibe des Dienstes zu stürzen. Allein die Umstände fordern es."

„Ich weiß meiner Pflicht jedes Opfer zu bringen," entgegnete Adolph. „Wohin bin ich bestimmt?"

„Diesmal wird die Reise keine eben gefährliche seyn; es geht nach Paris."

„Ich erstaune," sprach Adolph, „diesen Ort würde ich von allen in der Welt am wenigsten vermuthet haben."

„Ist er Ihnen gleich der überraschendste," entgegnete der Präfekt verbindlich, „so wird er Ihnen hoffentlich nicht der unangenehmste seyn. Der Minister meldet mir, daß durch den Tod eines Offiziers, der im Admiralitäts-Rath arbeitete, eine Stelle offen geworden sey, die man bei den jetzigen sehr dringenden Geschäften möglichst schnell durch einen Offizier von Sachkenntniß, der zugleich die Feder zu führen weiß, besetzen müsse, und trägt mir auf, ihm hier aus Toulon einen tauglichen Arbeiter zu senden. Wenn gleich ich weiß, daß Ihnen ein kriegerischeres Amt lieber wäre, so fehlt es mir doch im Augenblick an Jemand, durch den ich Sie ersetzen könnte. Und überdies habe ich, aufrichtig gestanden, dabei ein wenig für Ihre liebenswürdige Braut Bedacht gehabt. Sie hat kürzlich so schwere Leiden überstehn müssen, daß ich, wo es sich mit dem Dienst des Königs vertragen mag, ihr einen neuen Kampf gern ersparen wolle. Auf die See begleitet ihr Herz Sie nur mit tausend Aengsten hinaus; nach Paris — die Gefahren sind da freilich nicht geringer," brach der Präfekt lächelnd den Gang der Phrase ab, „indeß sie sind von der Art, daß eine zärtliche Braut Sie vielleicht selbst in Obhut nehmen kann."

Adolph verbeugte sich lächelnd.

„Sie scheinen mir noch nicht ganz zufrieden, lieber Freund,“ fuhr der Präfekt fort; „Ihr kriegslustiger Sinn sucht entweder eine rühmlichere Laufbahn, oder die schnelle Trennung, denn morgen müssen Sie abgehn, ist Ihnen nicht genehm. Allein wer weiß, was den zweiten Punkt anlangt, ob ich nicht vielleicht binnen ganz kurzem genöthigt würde, Sie nach einer sehr entfernten Station, nach Madagascar oder Buenos-Ayres zu senden. Und dann habe ich Ihr Bestes dabei wohl in's Auge gefaßt. Sie sind jung, gewandt, haben so eben Abentheuer und Schicksale erlebt, die in Paris das allgemeinste Interesse erregt haben; zugleich waren dieselben so gefahrvoll, und Sie haben sie so rühmlich bestanden, daß Sie mit Ihrem Antheil an dem Ruhme der Expedition wohl zufrieden seyn dürfen. Ich kenne Paris. Man wird mit Fingern auf Sie zeigen. Das ist ei er der Unglücklichen und Tapfern, die beim Schiffbruch des Silens und der Aventure in Afrika gestrandet sind. wird man rufen. Er hat furchtbare Abentheuer erlebt! — Man wird begierig seyn, Ihre Bekanntschaft zu machen, um Sie erzählen zu hören. So werden sich Verbindungen für Sie anknüpfen, die Ihnen in der

Folge nur vortheilhaft seyn können; Ihre Schicksale berechtigen Sie zu einer Art von Entschädigung, und auf diesem Wege, hoffe ich, werden Verdienst und Glück sich einmal vereinigen."

Adolph fühlte, daß der Präfekt ganz Recht hatte, und dankte ihm lebhaft für seinen sorgenden Antheil. „Nur das Eine," sprach er, „ist mir ungemein schmerzlich. Viele meiner wackern Gefährten haben bei dem unglücklichen Ereigniß den Tod gefunden. Andere, unter ihnen die ehrenwerthen Führer beider Schiffe, ja mein eigener Bruder sind in eine schmachvolle, schreckliche Gefangenschaft gerathen. Und ich, der ich nach einigen abentheuerlich zugebrachten Tagen auf das glücklichste gerettet worden bin, der ich jetzt alles Erlebte als ein wahres Glück, als einen ewigen Schatz für meine Erinnerung betrachten muß, sollte noch außerdem da ärnten, wo Andere so viel mühseliger arbeiten mußten?"

„Eine ehrenvolle Gesinnung, lieber Freund. Allein das Glück ist nun einmal nicht streng gerecht, und Sie werden seine böse Eigenschaft nicht bessern. Ueberdies hat man darauf gedacht, Ihren Unglücksgefährten ebenfalls jede Entschädigung zukommen zu lassen, zu der ihr Geschick sie berechtigt, und jede Belohnung,

die ihr verdienstliches Benehmen in der gefahrvollen, bedrängten Lage billigerweise für sie in Anspruch nimmt. Gehn Sie also mit Gott, und machen Sie sich keine Sorge über das Gute, was Ihnen der Himmel freiwillig auf Ihren Weg streut."

Mit diesen Worten reichte der Präfekt dem jungen Seemann freudig die Hand, und winkte ihm, nach Art bedeutender Geschäftsmänner, auf deren Zeit Viele Anspruch haben, den Abschiedsgruß zu. Adolph ging mit dankenden Worten und Blicken, und eilte sogleich hinaus, zu seiner Geliebten, um ihr möglichst schnell von seiner neuen Bestimmung Nachricht zu geben.

Er traf Mutter und Tochter zusammen beim Frühstück.

„Ihre fröhliche Miene, lieber Adolph, verkündet uns Gutes," rief ihm die Mutter, die ihn zuerst erblickte, zu; „nun, bleiben Sie bei uns?"

„Bleibst Du, Bester?" fragte Leontine, die ihm froh entgegen eilte, ebenfalls.

„Wenn ich auch nicht hier bleibe, beste Mutter, liebste Leontine," entgegnete Adolph, „so werden Sie doch mit meiner nächsten Bestimmung zufrieden seyn. Ich soll nach Paris."

„Nach Paris?“ fragte Leontine mit dem sichtlichen Ausdruck betrübender Täuschung in den schönen Zügen. „Doch wohl um bald hierher zurückzukehren, lieber Freund, nicht so?“

Adolph berichtete und erklärte die Art seines Auftrages. Leontine sah wohl ein, daß er ehrenvoll, glücklich und gewissermaßen beschirmend vor einer ferneren, längeren Trennung sey; dennoch bedrängte dies schnell bevorstehende Scheiden von dem kaum wieder gewonnenen Freunde ihr liebendes Herz so, daß sie nur mit Mühe ihres Kummers Herr wurde.

Die Mutter bemerkte es, und gütigen Sinnes, wie sie war, gedachte sie sogleich, der Tochter das Leid zu ersparen.

„Ich habe einen raschen Entschluß gefaßt,“ sprach sie, indem sie aufstand und zwischen beide Liebenden hintrat. „Warum sollten wir einsamen Frauen das öde Haus behüten? Schon längst habe ich auf eine Reise nach Paris gedacht, um Leontinen mit der Hauptstadt bekannt zu machen; jetzt scheint mir der schicklichste Zeitpunkt dazu.“

Sie hatte kaum die Worte vollendet, als Adolph schon ihre Hand ergriffen hatte und sie feurig an die Lippen drückte, während Leontine ihr um den Hals

fiel und ihr gleichfalls den töchterlichen Dank in glühenden Küssen zollte.

„Vielleicht," sprach die Mutter zu Leontinen, „ist niemals eine Reise nach der weltberühmten Hauptstadt Frankreichs so wenig um dieser selbst willen gethan worden, als Du sie antreten wirst. Allein Ihr müßt mein Entgegenkommen nicht überschätzen. Schon längst hätte ich meinen Oheim Desormery in Paris besuchen sollen, und Eure vielleicht nahe bevorstehende Verbindung macht überdies eine Aenderung in den Verhältnissen meines Vermögens nöthig, um derentwillen ich sogar nach der Hauptstadt reisen müßte, selbst wenn ich nicht wollte. Es fügt sich jetzt Alles auf's glücklichste zusammen. Wir werden Familienpflichten erfüllen, Geschäfte abthun, und zugleich unser eigenes Glück befördern."

Welch eine Freude war durch diesen Entschluß der Mutter in Aller Herzen eingekehrt! — Mit zärtlich emsiger Geschäftigkeit eilte Leontine, sogleich die nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu beginnen. Denn nun wollte sie auch mit Adolph zusammen reisen, und die Mutter, die immer mehr das Gute, Vernünftige, und das wahre Glück ihrer Tochter bildende zu befördern suchte als das, was die Gesetze des Anstandes, de

Sitte oft eigensinnig genug forderten, war diesem Vorhaben nicht entgegen, wenn gleich sie wußte, daß Manchem die in dieser Art angetretene Reise einen Anstoß geben möchte.

Leontine war ganz Eifer, ganz Geschäftigkeit. Doch mitten in ihrem emsigen äußerlichen Thun, konnte man ihr die innere Stille, den seligen Frieden des Gemüths, den sie im Vollgenuß ihres Glückes empfand, ansehen. Denn indem sie Kleider einpackte, Putz ordnete, und Aehnliches dieser Art that, schienen nur ihre Hände dabei beschäftigt; ihre Seele verweilte bei ihrem innern Glück und das Bild desselben nahm man in dem selig frohen Lächeln ihrer Augen und des lieblichen, leicht bewegten Mundes wahr.

Der Mittag schon fand Alles zur Reise bereit. Mit wenigen Besuchen in Toulon nahm man von den nächsten Freunden Abschied; in der Abenddämmerung saßen beide Frauen und Adolph schon im Reisewagen, und rollten, der warmen erquickenden Junius-Nacht entgegen, die Straße nach Paris dahin.

Drittes Kapitel.

Ein so plötzlicher, jäher Sprung von der heftigsten Angst zu der seligsten Freude hinüber, wie Victor ihn empfunden hatte, als ihm die Rettung aus der äußersten Gefahr durch die theuerste Bruderhand wurde, muß das Herz so erschüttern, die Seele so mächtig ergreifen, daß sie eines Zeitraumes bedarf, um die Wahrheit des Geschehenen fassen zu können. Das Auge sieht, das Ohr vernimmt, aber dennoch ist das Wunder so groß, daß das Herz nur den Willen, nicht das Gefühl des Glaubens zu gewinnen vermag.

Die Araber und türkischen Reiter waren geflüchtet. Durch das ziemlich heftige Schießen, war der Allarm im Lager fast allgemein geworden, und mehrere Truppentheile rückten bereits geordnet aus,

als schon Alles entschieden war. Kaum aber wurde es bekannt, daß ein Offizier der verunglückten Schiffsmannschaft durch diesen kleinen Kampf aus der Horde der Beduinen befreit worden war, als sich eine jauchzende Freude darüber im Heere erhob, und höhere und niedere Offiziere von allen Seiten herbei eilten, um den geretteten Kameraden zu begrüßen. Victor, noch schwach von seiner Wunde, war überdies durch einen leichten Streifschuß, den er im Gefecht empfangen, durch die gewaltige Anstrengung seines Körpers und seiner Seele jetzt so erschöpft, daß er sich, obgleich von Eduard unterstützt, nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte, sondern ermattet auf den Rasen niedersank. Zuleima, welche glaubte, er werde sterben, warf sich weinend auf die Kniee neben ihn nieder und rang die Hände; Betty versuchte Hülfe zu leisten, zitterte aber noch so heftig vor Angst und Gemüthsbewegung, daß sie nicht wußte, was sie thun oder lassen sollte, und daher, als sich ein dichter Kreis von Neugierigen um die Gruppe bildete, selbst in Thränen ausbrach. Die herbeigekommenen Offiziere mußte der seltsame Anblick in das größte Erstaunen versetzen; man fragte, deutete, umfaßte Eduard, Victor, die Frauen. Dieser ängstliche [...]und dauerte mehrere Minuten, zumal da Eduard,

der das Verhältniß der geretteten Frauen zu Victor noch nicht kannte, diesen bisher noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, sondern sich einzig mit dem Verunglückten beschäftigte. Endlich kam auch ein Wundarzt herbei, nach welchem schon längst gerufen war; er verband Victors frisch blutende Wunde, und hierauf trug man den Ermatteten in's Lager, während ein unabsehbarer Strom von Menschen dem Zuge folgte. Zuleima schloß sich dicht an Betty an, Beide zitterten heftig und konnten keine Freude empfinden; Betty, weil sie sich, unter so vielen Europäern, die sie gleichgültig mit roher Neugier betrachteten, und deren Keiner ihre Landessprache zu verstehen schien, fast noch fremder und verlassener fühlte, als unter den Beduinen, Zuleima, weil sie für das Leben des Geliebten bebte.

Nach einigen Minuten hatte man Eduards Zelt erreicht. Victor hatte, so lange er getragen wurde, in Ohnmacht gelegen; es war dies weit mehr die Folge von der unbeschreiblichen Spannung seines Gemüths, als daß sein Blutverlust ihn so geschwächt hätte. Jetzt, im Zelte des brüderlichen Freundes, umgeben von diesem, der Geliebten, und der mütterlich von ihm geehrten Betty, erwachte er, und sah mit dem Ausdruck des seligsten Entzückens umher.

„Wir sind gerettet! Dank dem allmächtigen Gott! Welche wunderbare Wege hat er uns geführt! Eduard, ahnest Du nicht, welch ein Glück für Dich und mich der Raum Deines kleinen Gezeltes umschließt?“

Eduard war erstaunt über Victors Worte, deren Sinn er nur halb zu deuten wußte, indem sich seinem ahnenden Gemüth nur das Verhältniß der hold erröthenden, verschämt zur Erde blickenden Zuleima zu dem Freunde zu enthüllen begann.

„Dein Glück ist auch mein Glück,“ antwortete er daher, und deutete mit einem halben Blicke auf Zuleima, deren Hand Victor gefaßt hatte und sie innig an die Lippen drückte.

„Ja wohl, Dein Glück ist auch das meinige,“ rief Victor, „und meines das Deinige! Die reich spendende Hand der Vorsehung hat uns wunderbar beschenkt. Blicke in die Züge dieses holden Wesens, liebster Bruder! Lies't Dein Herz in diesen Augen nichts, was näher und bedeutsamer zu Dir spräche?“

Eduard begann zu ahnen, daß zwischen ihm und der reizenden Araberin eine besondere Beziehung statt finden müsse. Eine dunkle Erinnerung, eine wunderbare Aehnlichkeit, der er in der heftigen Aufregung seines Gemüths nicht sogleich die richtige Beziehung

geben konnte, ergriff ihn mächtig. Er sah Zuleima sah Victor mit wechselnden Blicken fragend an.

Dieser hatte indeß aus dem Busen die klein Schreibtafel des Obristen hervorgezogen, und sie geöffnet.

Zuleima stand ängstlich, und harrte gespannt desse was geschehen sollte; denn da Victor und Eduard fran zösisch sprachen, hatte sie den Sinn der Worte nu ganz dunkel fassen können. Allein ihre orientalisch Fertigkeit, in den Mienen zu lesen, und Bewegungen und Blicke in Worte zu übersetzen, brachte sie der Wahrheit nahe auf die Spur, und beklommen harrt sie auf die endliche Lösung.

Victor reichte die Schreibtafel dem über sein Lager gebeugten Eduard hin, und sagte ihm: „Kennst Du dieses Bild?“

„Heiliger Gott! Meine Mutter!“ — „Und ihre!“ rief Victor, ihm die bebende Zuleima durch einen Zug der Hand halb entgegenführend: „Es ist deine Schwester, die verlorene Eugenie! — Dein Bruder Eduard, meine Eugenie!“ setzte er auf Englisch hinzu.

Die Bestürzte hob ihre Arme halb ängstlich halb sehnsuchtsvoll, Eduard beugte sich ihr mit hochklopfen dem Herzen entgegen, er fühlte mit der Hand an sein

Stirn, ob er wache oder träume, und stammelte endlich: „Meine Schwester! Bist Du es!“ — Und zusammensinkend, wie einbrechend unter der Erschütterung ihres Herzens, lag Eugenie bewußtlos in den Armen des Bruders.

Betty sank neben Victors Lager auf die Kniee nieder, schluchzte heftig, und faltete ihre Hände zum Gebet. Tausend Schmerzen zerrissen ihre Seele neben der unendlichen Freude, die ihr mütterliches Gemüth empfand. Denn in diesem Augenblicke sah sie das Kind ihrer Sorge, ihrer Pflege und Liebe losgerissen aus den zärtlich umrankenden Banden, mit denen sie es umsponnen hatte, sah es dem ursprünglichen mütterlichen Boden, der es erzeugt und ernährt, zurückgegeben. Jene Drei gehörten einander an, sie, die Arme, Unbekannte, fühlte sich plötzlich so einsam, so schmerzlich verlassen, die lange Oede ihres Lebens schien sich so unendlich vor ihr auszudehnen! Ach, Alles, was das Herz erfreut, die Brust rührt und bewegt, was unser Glück, unsren Frieden baut, war ihr ja in der Blüthe der Jugend entrissen worden! Und nun sollte die einzige zarte Nachbarpflanze, an die sich ihr vom Sturme entwurzeltes Daseyn liebevoll gehalten und mühsam emporgerankt hatte, ihr entrissen werden! Sie sollte

nun wieder ganz allein dem Sturm, dem Pfeil der glühenden, versengenden Sonne Preis gegeben seyn!

Nein, es war nicht so! Denn plötzlich erinnerte sich Zuleima der Mutter; und gewohnt, jede Freude wie jeden Schmerz an ihrem Busen auszuweinen, sank sie auch jetzt wieder an die treue Brust der Pflegerin, und hielt sie mit inniger Liebe umschlungen. In Betty's Herz aber kehrte die milde Wärme der Freude und der schönsten Hoffnungen tröstend zurück.

Victor hatte in tiefer, ernster Bewegung still auf dem Lager gesessen. Eine heilige Rührung erfüllte sein Herz, und preßte ihm Thränen in die männlichen Augen. — Jetzt blickte er zu Eduard auf, zog ihn mit den Händen sanft an die Brust und sprach: „Sie ist meine Braut, und Du lässest sie mir gern?" — „O mein Bruder!" antwortete Eduard — und der Bund hatte die brüderliche Weihe erhalten!

Das heftige Wogen der Freude, die dem menschlichen Herzen gewissermaßen übermächtig wird, legte sich allmählig, und die bewegten Gemüther wurden ruhig; es erfolgte eine lächelnde, selige Stille des Glückes, die, gleich der besänftigten Fluth, das reine

tiefe Blau des heitren unendlichen Himmels verklärt abspiegelte.

Wie süß klangen die wenigen Laute, mit denen Eugenie in ihrer eigentlichen Muttersprache die Gefühle ihres Herzens zu bezeichnen vermochte, dem brüderlichen Ohr! Wie reizend tönte ihm ihr reicher, überwallender Liebesgruß in der durch die mütterliche Pflege ihr angebildeten Rede, wenn sie mit europäischen Worten in morgenländisch glühenden Bildern sprach! In welch einen wunderbaren Kontrast traten ihre unschuldigen, rein natürlichen Anschauungen zu der gebildeten Form der Rede, deren sie mächtig war! Sie glich einer edlen, zarten Blüthe, auf den kräftigen Trieb eines in freier Natur entwickelten Stammes gepflanzt. Die offne Seele des Kindes und das schüchterne Gefühl der bewußten Jungfrau, die freie Sitte der Natur, und die zarte Bildung eines durch sorgsame Pflege geläuterten Gemüths, mischten sich auf das wunderbarste in ihr. Unschuldsvoll und zutraulich war sie, wie die Gazelle des einsamen Gebirgs, wohin niemals der Pfeil des Jägers gedrungen ist, und dennoch anmuthig schüchtern wie diese. Ihre Seele lag klar wie ein heller Born vor dem prüfenden Auge ausgebreitet, wie die

edlen Schätze köstlicher Perlen aus der heilig behüteten, klaren Tiefe herauf schimmern.

Mit liebevollem Auge blickte das holde Mädchen bald den Bruder, bald den Geliebten an, und lehnte sich dann wieder zutraulich an die Mutter, die in ernster Rührung, im bewegten Danke gegen die Vorsehung, still lächelnd unter den Glücklichen saß.

Eduard forschte jedoch nach dem Schicksal seines Vaters. Betty konnte ihm keine andere Kunde geben, als die, welche Victor schon von ihr erhalten hatte. Seit funfzehn Jahren war der dunkle Schleier des Geheimnisses über sein Geschick ausgebreitet. Wer vermochte ihn zu heben? Doch regte sich in Eduards Herzen eine gläubige Zuversicht, daß die Allmacht, des Gottes, der die Pfade der Tochter so wunderbar geführt hatte, auch das Geschick des Vaters in seine Obhut genommen haben werde. — „Oder ist er dort? Weilt er unter den Seligen? Hat er das belohnende Ende seiner mühevollen Laufbahn gefunden?“

„Die Zeit mag diese Räthsel lösen oder ewig verhüllen,“ sprach Victor, „an uns ist es zu handeln. Von seinem Tode spricht keine Nachricht. Wie Eugenie an dieser räuberischen Küste verschwand, bis die Hand

der Vorsehung sie zum wahren Daseyn zurück führte, eben so kann ihr Vater noch immer Tage des Duldens in gläubiger Ergebung hier ausharren. Aber die Zeit der Befreiung ist nahe. Bald werden hier die Ketten Vieler gelöst werden, und auf immer wird aus dem räuberischen Algier, dem Schreckensort verunglückter Christen, ein Hafen der Ruhe werden. Dann lösen sich vielleicht auch Deines Vaters Bande, und mit Erstaunen werden wir den Verlornen von den Todten auferstanden sehn."

Eduard blickte düster zur Erde.

„O gieb der Hoffnung Raum, mein Bruder," sprach Victor; „sieh nicht so finster!"

„Und wenn wir ihn gefunden hätten, wenn wir die Ketten sprengten, die seit funfzehn Jahren vielleicht den sieggewohnten Arm des Tapfern fesseln, und ihn mit blutigen Streifen fürchterlich zeichnen — wenn — — was dann? Noch hallt mir der dumpfe Klang der Schüsse ins Ohr, die den Tapfren der Tapfren schmachvoll niederstreckten auf den Sandhügel." —

„Halt ein!" — rief Victor, „halt ein!" Welche Grausamkeit wäre so fühllos, daß sie den, der funfzehn Jahre Fesseln, Elend, Verbannung getragen, nicht begnadigen sollte? Wer darf den Schiffbrüchigen, den

Gottes Hand aus den Fluthen errettet, verurtheilen, und wäre er der schwärzeste Verbrecher? O glaube mir, ließen sich die Gräber wieder öffnen, könnte man die Todten zurückrufen aus der Nacht des Jenseits, schon Manchem hätte man den Zweig des Friedens gereicht. Es war damals eine Zeit des Kampfes; mein Feind mußte fallen, wenn ich leben wollte. Heut ist es anders, Dein Vater würde Gnade finden!" —

„Gnade?" rief Eduard und blickte mit einer edlen Röthe im jugendlichen Antlitz auf. „Er würde Gnade stolz verachten, und lieber vor dem auf ihn gespannten Rohr des Todes auf dem Grabhügel seines verehrten Feldherrn knieen, als vor dessen Richtern, um das Geschenk des Lebens von ihnen zu empfangen."

Victor schwieg. Er hatte weniger aus Ueberzeugung gesprochen, als um den Freund zu trösten, und stand daher leicht von dem Versuch ab, ihn zu einer Stimmung und Ansicht zu bringen, die er selbst nicht theilte.

Eduard aber riß sich selbst von den Vorstellungen und Gefühlen los, die so eben seine Seele erfüllten. „Laß uns das Kommende bedenken, wenn es gewiß ist," sprach er, „genießen wir jetzt, was die Gegen-

wart uns heut.“ Mit diesen Worten setzte er sich wieder zu Victors Lager neben Eugenien, die mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gespräch der Männer, dessen Worte sie nicht verstand, in den Gesichtszügen derselben zu folgen gesucht hatte. Sie glaubte, es habe ein Zwist zwischen Beiden statt gefunden, und fragte mit versöhnendem Blicke: „Was erzürnte Euch?“

„Gute Schwester,“ erwiederte Eduard gerührt, „wir sind so warme Freunde wie immer. Es waren Schicksale, deren wir nicht Meister sind, die uns die Stirn umwölkten. — Aber es ist wieder heiter; laß uns des Sonnenscheins genießen.“

Und liebkosend ergriff und drückte er die Hand der Schwester, die ihm mit beruhigtem Lächeln ins Gesicht sah.

„Wie ähnlich sie Leontinen sieht,“ sprach Eduard und sah Victor fragend an. Dieser bestätigte es durch ein freundliches Zuwinken.

„Erzähle mir von meiner Mutter und meiner Schwester,“ bat Eugenie.

Und Eduard versetzte sich mit allem Feuer, aller Lebhaftigkeit in das mütterliche Haus zurück. Er schilderte der Fragenden Alles auf das genaueste; so kam er nach und nach auf Eugeniens zarteste Kindheit, und

suchte ihr eine Erinnerung nach der andern zurückzurufen. Lange war es vergeblich; sie schüttelte immer traurig das sinnende Haupt und sprach fast ängstlich: „Das weiß ich nicht mehr.“

Oft pflegen uns an sich ganz unbedeutende Momente der frühesten Kindheit, wie durch Zufall unerschütterlich fest im Gedächtniß zu bleiben. Endlich wollte es das Glück, daß Eduard auf einen solchen traf, und der Schwester in Erinnerung brachte, wie er ihr einst einen eben eingefangenen Schmetterling geschenkt hatte, den er ihr unter ein Glas thun mußte, wo sie ihn mit kindischer Freude betrachtete. Er erweckte die ganze Kraft ihrer Erinnerung durch einen Sprachanklang, indem er ihr die kindischen Worte, die sie damals freudig ausrief: „Ah le joli papillon!“ wiederholte.

Ein zartes Rosenroth der Freude trat ihr ins Gesicht, als dieser Augenblick der Jugend plötzlich mit aller Lebendigkeit vor ihre Seele trat, und sie sich zugleich der Gestalten der Mutter, der Wärterin, der kleinen Schwester erinnerte, und das Gartenzimmer vor sich zu sehn glaubte, in welchem dieses kleine Ereigniß ihrer Kindheit sich zugetragen hatte. Es war als habe sich ein neues Band zwischen ihr und dem

Bruder angeknüpft, da Beide eine gemeinschaftliche Erinnerung aufgefunden hatten. Ja auch der Mutter, der Schwester, der Heimath selbst fühlte sie sich plötzlich näher gestellt.

„O!“ rief Eduard, „hätte ich Flügel, nur auf eine Stunde, und könnte ich Dich hinüberführen, um einen Augenblick die Freude der Mutter, der Schwester zu sehn!“

Viertes Kapitel.

Der Wundarzt, der die erste Sorge für Victor getragen hatte, trat ins Zelt. Er untersuchte den Zustand des Kranken und fand ihn in einem heftigen Wundfieber, wiewohl ohne alle Gefahr. Daher war er der Meinung, Victor dürfe in diesem Zelt nicht bleiben, sondern versprach ihm, ein Offizier-Gemach in dem so eben auf der Halbinsel Sidi Ferruch errichteten Feld-Lazareth zu verschaffen, wo es ihm an keiner Art der Pflege mangeln solle.

Dieser Vorschlag des Arztes erweckte erst bei Eduard die Frage, wo die Frauen bleiben sollten. In der That setzte ihn dies in keine geringe Verlegenheit, da das von den Beduinen häufig angegriffene Lager, und überdies die so nahe Gemeinschaft mit den oft überlustigen Kriegsgesellen keinesweges ein sicherer noch

schicklicher Aufenthalt für zwei Frauen war. Er äußerte dies daher auch gegen Victor, der ihm völlig beistimmte.

Indeß war der Arzt gegangen, und versprach in einigen Stunden wiederzukommen. Da man nunmehr wieder im vertrautesten Kreise allein war, warf Eduard die Frage auf, ob er irgend jemandem entdecken solle, daß Eugenie seine Schwester sey. Nach kurzem Bedenken entschied man sich dafür, die Sache möglichst geheim zu halten, theils weil die wunderbare Begebenheit ein lästiges Aufsehn erregen, vielleicht gar bezweifelt werden möchte, theils weil man wegen der Möglichkeit, den Vater der Wiedergefundenen ebenfalls vielleicht bald zu entdecken, vorsichtig seyn mußte. Und endlich fügte Victor noch hinzu: „Noch kann Deine Mutter keine Ahnung haben, daß ihr ein Verlust, den sie längst ertragen gelernt, so unverhofft vom Schicksal erstattet werden soll. Bevor wir ihr also die Tochter nicht in die Arme führen können, laß uns verschweigen, daß sie wiedergefunden ist, denn der Schmerz würde ein zehnfach verdoppelter seyn, wenn sich zwischen der Botschaft von Eugeniens Leben und der Rückkehr in die Arme der Mutter irgend ein feindseliges Geschick stellte. Man muß

die Arglist der bösen Mächte fürchten, und sie nicht durch zu frühen Triumph reizen."

Eduard war indessen nachsinnend auf und ab gegangen. Endlich sprach er: „Irgend einem der bedeutenden Befehlshaber muß ich das Geheimniß anvertrauen; denn ohnedem ist es mir nicht möglich, ein schickliches Verhältniß, eine anständige Lage für Eugenien und ihre Pflegemutter einzurichten. Ich habe vor, zum General Berthezène zu gehen. Der alte würdige Krieger ist meines Vaters Waffengefährte gewesen; er ist mir freundlich gesinnt, und wird thun was er vermag."

Victor billigte Eduards Vorhaben, und trieb ihn an, es eilig ins Werk zu setzen. — Dieser steckte den Degen an, und ging.

Indessen blieben Betty, Victor und Eugenie allein zurück. — Sie mochten kaum eine halbe Stunde beisammen gewesen seyn, als sich ein starkes Schießen hören ließ. Die Frauen schreckten zusammen, denn die Scene des Kampfes am frühen Morgen schwebte ihnen noch zu lebhaft vor Augen, als daß sie nicht sogleich die Schrecken desselben auf's Neue hätten fürchten sollen. Victor beruhigte sie indeß mit der Versicherung, daß es dem heftigsten Anfall der Feinde

nicht so leicht gelingen werde, in das Lager einzudringen. — Indessen wurde das Gefecht dem Ansehen nach mit jeder Minute heftiger, so daß Victor selbst nach gerade gespannt auf Nachrichten davon war, und um so mehr, als es rings um das Gezelt her sehr lebendig wurde, da die Soldaten auf den Schlag der Trommel in die Reihen eilten.

Eduard befand sich gerade beim General Berthezène, als dieser neue Tumult ausbrach. Mit dem höchsten Erstaunen hatte der alte Kriegsmann die Erzählung von dem wunderbaren Wiederfinden Eugeniens vernommen, und versprach Alles zu thun, was in seinen Kräften stehen werde, um beiden Frauen möglichst schnell einen anständigen Aufenthalt und die gesichertste Rückkehr nach Frankreich zu verschaffen. Sein Rath war, an den Admiral Duperré zu schreiben, um auf irgend einem Fahrzeug der Flotte eine Kajüte für Betty und Eugenien, und zugleich das Versprechen zu erhalten, sie mit dem nächsten nach Frankreich abgehenden Schiffe dorthin zu schicken. Da es dem General Ernst war, seinem jungen Freunde diesen wichtigen Dienst zu leisten, so hatte er sich eben niedergesetzt, um dem Admiral einige Zeilen zu schreiben, als die ersten Schüsse des Gefechtes sich vernehmen

ließen. Es war eben kein Adjutant in der Nähe, er sandte daher Eduard ab, ihm sofort Bericht zu erstatten. Dieser flog nach der Gegend, wo man das Schießen hörte, auf die Vorpostenlinie, und sah und erfuhr dort in wenigen Augenblicken, daß ein starker Schwarm arabischer Reiter, von zahlreicher Infanterie unterstützt, einen Angriff auf das Lager gemacht habe, dem sich indeß schon eine hinreichende Anzahl Truppen entgegengestellt hatte. Mit diesem ersten Bericht eilte er zu dem General zurück, den er schon im Begriff fand, sich auf's Pferd zu schwingen, um Augenzeuge des Kampfes zu seyn.

Indeß war der Angriff nach der Weise jener Völker mit mehr Heftigkeit begonnen, als fortgesetzt worden, und als der General auf dem Kampfplatze anlangte, hatte man den ungeordneten Anfall der Reiter schon zurückgeworfen und auch die Infanterie bereits ins Schwanken gebracht. Einige zweckmäßig angebrachte Haubitzen vollendeten das begonnene Werk und jagten mit ihren Granaten den Feind in völlige Flucht.

Nur einen Trupp Reiter sah man nicht weichen, sondern im hartnäckigsten Kampfe mit einer ziemlich gleichen Anzahl von französischen Chasseurs. Der Ge-

neral, um dem Gefecht ein Ende zu machen, sandte sogleich noch zwei Eskadrons gegen die Araber, denen es auch bald gelang, den Feind zu umzingeln, und ihm zwischen vereinzelter Flucht oder Gefangenschaft die Wahl zu lassen. Als dieses augenscheinlich das Endergebniß des kurzen Kampfes war, gebot der General, die Gefangenen ins Lager zu führen, und ritt nach seinem Gezelt zurück, wo Eduard, wie ihm geheißen war, seiner harrte.

Der General vollendete nun den Brief an den Admiral Duperré (jedoch ohne Eugeniens wahres Verhältniß zu bezeichnen), und gab ihn Eduard, damit dieser ihn durch ein Küstenboot von der Halbinsel aus nach dem Admiralschiff „die Provence" befördern lassen sollte. Indem Eduard vor das Zelt des Generals, der ihn freundlich geleitete, hinaustrat, kam ihm schon ein Trupp Gefangener entgegen.

Der Wunsch der Franzosen, sich mit den wilden Beduinenstämmen zu befreunden, und ihnen darzuthun, daß man keinesweges gekommen sey, ihnen Leids zuzufügen, sondern vielmehr sie von dem drückenden Joch der türkischen Milizen zu befreien, bewog den General Berthezène, die Gefangenen vor sein Zelt führen zu lassen, um ihnen durch die Dolmetscher

Kunde von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs von Frankreich zu geben, und ihnen eine Proclamation in Arabischer Sprache zur Vertheilung an ihre Landsleute zustellen zu lassen. Denn es war durchaus nicht die Absicht, die Araber als Kriegsgefangene im Lager zu behalten, sondern man wünschte nur, auf kurze Zeit ihrer habhaft zu werden. Nachdem man ihnen alsdann die Macht des Heeres gezeigt, und sie gütig behandelt hatte, sollten sie sofort entlassen werden, damit sie, theils aus Furcht, theils aus Neigung, als Freunde der Franzosen das Lager verlassen und zu den Ihrigen als überredende Friedensstifter zurückkehren möchten.

Die Gefangenen, etwa dreißig an der Zahl, wurden jetzt durch eine Bedeckung von Infanterie herbeigeführt.

Sie sahen niedergeschlagen, ernst, zum Theil auch tief erzürnt aus; es schien, als fürchteten sie ein schreckliches Geschick, und jeder trat demselben, je nach seinem besonderen Charakter, mit Fassung, Trauer, Zagen oder Ingrimm entgegen.

Der Dolmetsch redete sie im Namen des Generals gütig an. Er stellte ihnen vor, die Franzosen seyen zu ihrem Heil, nicht zu ihrem Verderben ge-

kommen. Zum Beweise, daß man es gut mit ihnen meine, wollte man diejenigen von ihnen, welche nicht verwundet wären, sogleich frei zu den Ihrigen entlassen, jedoch erst, nachdem sie zuvor die Macht des französischen Heeres genau betrachtet hätten, um sich zu überzeugen, daß man sie nicht aus Schwäche, sondern nur aus Großmuth gütig behandle, da man die Mittel, sie zu unterjochen, mehr als hinreichend besitze. — Die Verwundeten dagegen sollten im Lager selbst eben die Pflege erhalten, die man den eigenen Kriegern zukommen lasse. — Zugleich wurde den erfreuten Arabern, deren Züge von der tiefsten Schwermuth und Betrübniß zur lebhaftesten Freude übergingen, eine große Anzahl jener Proclamationen zugetheilt, mit der Weisung, sie ihren Imans und Schriftgelehrten zu bringen, damit diese sie dem Volke vorlesen und erklären möchten.

Ein Offizier führte die Gesunden hierauf ab, um sie durch das Lager zu geleiten, während man die Verwundeten nach dem Feldhospital bringen ließ.

Seltsamer Weise aber blieb einer der Gefangenen, ein Mann in würdigen Jahren, mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes und eines gewissen edlen Unwillens in den Zügen, unbeweglich stehn, während die Uebrigen dem führenden Offiziere sogleich folgten. Es schien,

als habe er von Allem, was ihm und seinen Landsleuten gesagt worden, gar nichts vernommen, oder vernehmen wollen; ein bittres Lächeln in seinen Mienen zeigte an, daß er den Versprechungen der Christen keinen Glauben schenke.

Sowohl dem General, als dem Dolmetsch und dem noch verweilenden Eduard, fiel diese Gestalt sogleich auf. Der Anblick des trauernden, ernsten Arabers hatte etwas ungemein Ergreifendes. Den düstren Blick auf den Boden geheftet, stand er mit verschränkten Armen da. Seine Stirn war tief gefurcht, starke Falten zogen sich zwischen den Augen an der Wurzel der edel gebildeten, gebogenen Nase zusammen; um den ernst geschlossenen Mund schwebte ein bitterer Zug verspottenden Hohnes; der schon ergraute Bart wallte ehrwürdig bis auf die Brust herab. Die Gestalt war hoch, aber gebeugt, stark und kühn, aber erschüttert und wie von einem schweren Geschick eingebrochen.

„Warum trauerst Du?" fragte der Dolmetsch auf das Geheiß des Generals. „Glaubst Du den Worten nicht, die Du gehört? Wir werden Euch weder Euer Vaterland rauben, noch Euern Glauben zu unterdrücken streben."

18-9.96

Der Gefragte erhob das Haupt langsam und sah dem Redenden ernst aber mit dem Ausdruck tiefer Trauer ins Gesicht; die dunklen Augen schienen ein schwarzes Feuer auszuwerfen. Plötzlich hafteten sie auf Eduards Gestalt, und sichtlich fuhr der Araber wie schaudernd zusammen, drückte sich die Faust an die Stirn, und seufzte schwer auf.

Als auf diese Art sein Antlitz, das vorher tief herabgebeugt war, ganz sichtbar wurde, meinte Eduard, diese Züge zu kennen. Plötzlich fiel es ihm ein, daß er diesen Mann schon heut bei dem Kampfe am frühen Morgen gesehen habe. Seiner Seele bemächtigte sich eine dunkle Ahnung.

Indeß fuhr der Dolmetsch fort: „Sage uns, würdiger Vater, welch ein Kummer bedrückt Dich so schwer? Steht es in unsrer Macht, Dir zu helfen?“

Der Araber schüttelte das Haupt. Dann sprach er mit tiefer Stimme einige Worte, die der Dolmetsch dem General folgendermaßen übersetzte: „Mein Herz ist voll Gram. Die, denen ich Wohlthaten erzeugte, haben mich mit Undank belohnt. Die ich errettete, wollten mein Verderben, denen ich vertraute, sie verriethen mich, die ich liebte, hassen mich in ihrer falschen Seele.“

„Wie heißest Du?“ fragte der Dolmetsch.

„Osraim.“

Eduard fuhr zusammen. „Es ist der Araber,“ sagte er rasch zu dem General, „dem die christlichen Frauen angehörten, die sich heut zu uns flüchteten.“ Allen wurde jetzt der Zusammenhang deutlich.

„Wer hat Dich gekränkt, wer Dir mit Undank gelohnt? Ist dieser junge Krieger Dir verhaßt, daß sein Anblick Dir Schauder erregt?“

Diese Fragen that der Dolmetsch theils auf Eduards Bitte, theils auf des Generals Geheiß. Auch führte er das weitere Gespräch nach diesen Anregungen.

„Ich hasse ihn nicht, obwohl ich mit ihm kämpfte. Er ist tapfer und kühn. Sein Auge spricht Gutes. Aber sein Anblick erinnert mich an die, deren Verrath mich traf, hinterlistig, wie der Biß der schwarzen Schlange.“

„Wer hat Dich verrathen, tapfrer Krieger?“

„Die Hülflose, der ich Obdach gab funfzehn Sonnenjahre! Die Verlassene, die ich aufnahm mit wohlthuender Milde, wie der Prophet sie gebietet. Dieselbe, die ich nährte und bekleidete, die ich nicht verstieß, obwohl sie mein eheliches Lager verschmähte, die ich meiner Genossin gleich achtete, obwohl sie eine

Sklavin war! Denn ich glaubte, Allah habe sie in seinen Schutz genommen. Jetzt aber sehe ich, daß ein böser Geist der Wüste uns blendete! Denn sie ist nicht voller Güte, sondern voller Arglist."

„Das sind schwere Verbrechen. Bist Du aber auch gewiß, daß sie sie beging?"

Jetzt richtete der Araber sich stolz empor, drückte eine Thräne, die sich aus seinem Auge drängte, mit entschlossener Kraft zurück, hob die Hand auf wie zur feierlichsten Betheuerung und rief:

„Sie beging sie! Ach und noch schwärzere Thaten. Denn sie vergiftete das Kind, das auf meinem Schoße spielte, und senkte ihm Haß statt der Liebe in die Brust. Zoe schmerzt mich nicht; ich zürne ihr! Aber Zuleima zerschnitt mir das Herz mit scharfem Dolche!"

Bei diesen Worten bedeckte sich der erschütterte Greis das Antlitz mit beiden Händen, und stand in Schmerz versunken unbeweglich da.

Eduard fragte den General, ob er erlauben wolle, daß man den Araber zu den Frauen führe; dieser bewilligte es sogleich. Der Dolmetsch fragte:

„Die Du beschuldigt, würdiger Greis, weilen unter uns. Wir halten sie nicht für so bestrafenswerth als Du. Willst Du sie sehen und sprechen,

damit Du sie anklagen kannst, und sie sich vertheidigen?

Osraim zog die Brauen finster zusammen. „Ihr haltet sie nicht für schuldig? — — Ich mag sie nicht wiedersehn, wofern sie nicht mit mir zurückkehren wollen.“ Hier versank er wieder in seine erste schwermüthige Stellung.

Der General berieth sich mit Eduard und dem Dolmetsch. Sie beschlossen, daß man die Frauen von Osraims Anwesenheit benachrichtigen, und sie befragen solle, ob sie ihn aufsuchen wollten. Indeß, wünschte der General, sollte Osraim in seinem Gezelte verweilen. Der Dolmetsch nahm daher abermals das Wort:

„Vater! Dieser Scheik der Franken schätzt Dich als einen tapfren Krieger, und als einen weisen Mann, der das Gesetz der Vernunft achtet, die Stimme der Billigkeit hört. Er ladet Dich ein, gastlich in sein Zelt zu treten, und Dich an seinem Tische niederzusetzen. Der Prophet gebietet die Gastfreundschaft. Sie verweigern, ist sträflich, sie ablehnen, beleidigend. Tritt daher ein, erfreue Dich des Mahls, erheitre Deine Seele, und verscheuche die Trauer!“

In Osraims Zügen wurde eine milde Rührung offenbar; es schien ihm sehr wohl zu thun, daß er Achtung bei dem Feinde, und zugleich Theilnahme für seinen Schmerz fand.

Er antwortete:

„Osraim tritt gern in das Zelt des Gastfreundlichen. Er wird Keinen beleidigen dadurch, daß er das Mahl ausschlägt, welches ihm wohlwollend geboten wird. Er setzt sich an den Heerd des Armen, und theilt den Tisch des Geringen. Er darf sich nicht scheuen, auch zu dem Gastmahl des Reichen zu treten. Der Prophet segne Euch, wenn Ihr es gut mit seinen Söhnen im Sinne habt. Er erleuchte Euch mit seiner Weisheit und führe Euch zu seinem Glauben!"

Nach diesen Worten trat er, dem Winke des Dolmetsch folgend, in das Gezelt des Generals ein.

Fünftes Kapitel.

Eduard eilte nach seinem Zelt und benachrichtigte Eugenien und Betty von der Anwesenheit Osraims, und von seinem Zorn. Beide waren einen Augenblick bestürzt, dann sehr schmerzlich bewegt. Eugenie sprach: „Es hat meiner Brust stets weh gethan, daß ich dem Vater heimlich entfliehen mußte. Ich freue mich seiner Ankunft im Lager; er soll sehn, daß Zuleima ihn liebt und ehrt, und seine Wohlthaten nicht vergessen hat. Es wird uns Schmerzen machen, aber es ist heilsam!“ Betty sprach: „Er thut uns Unrecht. Allein seiner Einsicht, seiner Sitte nach, darf er freilich glauben, daß wir ihn verrathen haben. Wir wollen ihn zu versöhnen suchen. Laß uns gehn, meine Tochter, um ihn aufzusuchen, und ihn zu bitten, er möge uns nicht seinen Zorn nachsenden in die Entfernung.“

Eugenie schickte sich an, der Mutter Gehorsam zu leisten; doch Eduard bat sie, noch einen Augenblick zu verweilen, damit er zuvor den Brief an den Admiral Duperré durch ein Boot von der Küste absenden könne. Alsdann wollte er sie selbst zu dem Zelte des Generals führen. Eilig machte er sich auf nach der Halbinsel; bald fand er ein Boot, das den Auftrag ausführen konnte, übergab einem Unteroffiziere den Brief, und sandte ihn auf dem mit vier rüstigen Seeleuten bemannten Fahrzeuge, die er, damit sie sich beeilen möchten, reichlich beschenkte, an den Admiral ab.

Als er in sein Zelt zurückkehrte, waren Betty und Eugenie schon bereit, den schweren Gang anzutreten. Sie warfen beide dichte Schleier über das Haupt, und gingen nun von Eduard geleitet durch's Lager. Der Anblick zweier weiblichen Gestalten würde an sich schon auffallend genug gewesen seyn, um die Neugierigen herbeizuziehen, wie viel mehr aber der zweier orientalisch gekleideten Frauen, von deren Abentheuern schon so manches Seltsame verlautet war. Ueberall wußte man schon, daß ein junges Mädchen, von wunderbarer Schönheit, dabei seyn sollte. Das vergrößernde und erfindende Gemüth sprach bald von geraubten Circassierinnen aus dem Harem eines türki-

schen Großen, bald von zwei europäischen Prinzessinnen, die durch einen französischen Seeoffizier von der gestrandeten Aventure auf die wunderbarste Weise aus der Sklaverei befreit worden seyen; und was dergleichen ähnliche Erzählungen waren. Erfindung und Wirklichkeit gaben indeß Anlaß genug, eine große Menge von Soldaten um die Frauen zu versammeln. Gleich vor dem Gezelt empfing sie ein solcher Schwarm, der voller Neugier das Kameel betrachtete, auf dem sie geflüchtet waren. Eduard hatte dasselbe, da es die Kleidungsstücke und mancherlei Besitzthum der Frauen enthielt, auf Victors Erinnerung herbeiführen und abzäumen lassen, um das Gepäck, so wie das Thier selbst und die beiden arabischen Führer, bis auf Weiteres in seine Obhut zu nehmen.

Als jetzt die beiden Frauen an Eduards Arm aus dem Gezelt hervortraten, drängten sich die müßigen Soldaten schaubegierig hinzu, so daß ihr Begleiter Mühe hatte, sie durch das Gedränge zu führen. Er mußte die Soldaten gütlich abzuhalten suchen, und redete sie daher an: „Liebe Freunde, tretet ein wenig zurück, seyd bescheiden, wie es gebildeten Leuten zukommt. Ihr geltet hier als Muster der Sitte, zeigt, daß Ihr es seyd. Euer Andrängen setzt die flüchtigen

Frauen, die ich jetzt zum General führe, in schüchterne Besorgniß. Erregt keinen Auflauf, laßt uns ruhig des Weges gehen.“ Auf diese Art gelang es ihm, den Andrang einigermaßen zu vermeiden. Nach wenigen Minuten hatte man das Gezelt des Generals erreicht, und Eduard ließ seine Ankunft melden. Sogleich wurden die Kommenden in ein kleines Zelt, das zum Vorgemach diente, geführt. In dem innern größeren Raum saß Osraim noch mit dem General und dessen Adjutanten bei Tische. Diese letzteren entfernten sich auf den Wink ihres Vorgesetzten, weil derselbe mit Recht glaubte, daß fremde Zeugen bei dem Wiedersehn zwischen Osraim und den Geflüchteten störend seyn würden. Nur der Dolmetsch blieb in der Nähe, und er war es, der die rührende Scene, welche jetzt erfolgte, den des Arabischen unkundigen Zuschauern nachmals völlig erklärte.

Auf den Wink des Generals traten die harrenden Frauen ein, beide heftig zitternd, von Eduard geführt, dessen Unterstützung sie sichtlich bedurften.

Osraim bemerkte die Eingetretenen, die ihm in einer Entfernung von wenigen Schritten gegenüber standen, nicht sogleich; Zuleima wagte es daher, ihn

mit bebender Stimme, aber unbeschreiblich süßem Wohllaut anzureden, und sprach: „Mein Vater, wir sind gekommen, Dich noch einmal zu sehn!" Bei dem Klang dieser Worte fuhr Osraim, der, in Gedanken versunken, vor sich auf den Boden hinabgesehn hatte, heftig auf. Eine dunkle Röthe des Zorns und der Ueberraschung überflog sein ausdrucksvolles Antlitz; er blickte mit funkelnden Augen nach Betty hin, welche demüthig, gesenkten Hauptes vor ihm stand. „Was wollt Ihr! Was begehrt Ihr? Wollt Ihr dessen spotten, dem Ihr den Dorn des Schmerzes in die Brust gedrückt habt? Entfernt Euch!"

Betty trat einen Schritt näher, und sprach: „Osraim! Deine Landsleute nennen Dich den Gerechten und den Gütigen; sey nicht ungerecht und ungütig gegen uns! Wir kommen, Deine Milde anzuflehen, daß Du uns Deinen Fluch nicht nachsendest, wenn wir von Dir ziehen!"

Die sanfte Stimme, die gerührte Miene Betty's, vor Allem aber Zuleima's beredt flehendes Auge, das sich den Bitten der Mutter vereinigte, schien die Gluth des heftigen Zornes in Osraim ein wenig gedämpft zu haben, und es sprach mehr schmerzlicher Unwille, als Haß aus seinen Zügen. Doch

schwieg er eine Zeit lang, beide finster anblickend. Endlich sprach er:

„Ich werde Euch meinen Fluch nicht nachsenden über das Meer! Aber der bösen That folgt der Fluch des Propheten über die Wogen der See, durch die glühenden Steppen der Wüste, in die schwarze Tiefe der Felskluft, auf den schneeigen Gipfel des Gebirgs. Wohin willst Du flüchten, daß er Dich nicht begleite? Ich habe Dir mein Haus geöffnet, gastlich und beschirmend; Du bist geflüchtet und hast es öde gelassen bei nächtlicher Weile. Dein Leben stand täglich in meiner Hand, und ich habe Dich behütet funfzehn Jahre der Sonne! Ich beschenkte Dich, und Du hast mich beraubt; Du nahmst mir das Kleinod meines Herzens, das Kind, welches meine Sprache redete, mich Vater genannt und geliebkos't hat. War seine Liebe falsch, heuchelte es, wenn es mich froh begrüßte, so hast Du sein Herz vergiftet! Geh, Du bist schlimmer, als die Schlange, vor der ich flüchte, wenn sie sich zischend im Grase ringelt! Schlimmer als der Tieger, der mit grimmigem Gebrüll auf mich einspringt. Denn Du nahest Dich, sanft wie die Taube, schüchtern wie das Reh, aber giftiger als der Scorpion. — Geh! Flüchte! Ich will Dir

nicht zürnen! Aber laß mir die Tochter, die ich auferzog, die meine Freude war im Leben, und mein Licht seyn sollte im dunklen Alter! Heiliger Prophet! Gieb mir Stärke des Mannes, daß ich nicht vor dieser, die mich verrathen hat, in Thränen ausbreche, wie ein verzagendes Weib!"

Aber schon perlten ihm große Thränen in den Bart, und vergeblich versuchte er die rollenden Augen starr und fest auf Betty zu heften. Sie aber trat ihm näher, mit dem Ausdruck der Sanftmuth und der Unschuld! „Osraim!" sprach sie, „sey gerecht! Der Zürnende darf nicht Richter seyn. Mich verschlug der Sturm an diese Küste. Es ist wahr! Du konntest mich tödten, denn Du hattest die Macht dazu. Aber gebot Dir das Gesetz des Propheten nicht Milde und Großmuth? Du hast sie an mir geübt, ich werde es dereinst vor meinem Gott nicht leugnen. Aber wann gab ich Dir Grund zur Klage? War ich nicht thätig in Deinem Hause? Lehrte ich Deine Sklavinnen nicht europäische Künste? Webte ich nicht Gewänder für Dich und sie? Pflegte ich nicht Deines Gartens? Zog ich nicht Zuleima, das Kind, das Du liebtest, dem Allah gnädig war, zur sittsamen klugen Jungfrau herauf? Konnte eine Sklavin Dir gehorsamer

seyn? Und doch war ich's ungern, war es mit tausend Schmerzen! Denn meine Seele hing an meinem Vaterlande, hing an allen meinen Lieben daheim, hing an dem Glauben meines Volkes! Warst Du es nicht, dessen Wille mir alle diese theuren Güter raubte? Osraim! Du liebst die Wüste, wo Du aufwuchsest, liebst Deinen Nachbar, Deinen Jugendfreund! Wenn ich Dich jetzt in Fesseln schlüge und führte Dich weit über's Meer, würdest Du nicht nach der Heimath verlangen, wie die Schaaren der ziehenden Vögel? Würdest Du ein frohes Herz haben unter denen, die Deine Sprache nicht reden, die Deinen Gott nicht verehren? Osraim! Sey gerecht! Nicht treulos, nicht verrätherisch nenne mich, weil ich Dir funfzehn Jahre Gutes mit Gutem vergalt, und des Bösen nicht gedachte, das Du mir täglich zufügtest! Osraim! Dein Gott wie der meine sieht die Gedanken in dem Herzen des Menschen. Wenn ich Dich gebeten hätte, Osraim, laß mich ziehen zu den Meinen, sprich, hättest Du mich heimgesendet? — Wenn ich nun jetzo spräche, komm, folge mir, würdest Du mir folgen? Nein, Osraim! Mein Herz ist nicht voll Arglist. Nicht Gift flößte ich in das Herz Zuleima's! Reiche mir

Deine Hand zum Frieden, und laß mich nicht im Zorne von Dir scheiden!"

Der Araber stand in einem heftigen Kampfe mit sich selbst. Es war ihm sichtlich schwer einzusehn, daß er Unrecht gegen Betty habe, denn das stets geübte Recht der Stärkeren, zumal gegen gefangene Franken, hatte so feste Wurzeln bei ihm geschlagen, daß er sich nicht plötzlich von dem falschen Gefühle losreißen konnte. Dennoch vermochte er Betty's einfache, herzliche Worte nicht zu widerlegen, und seine Vernunft sagte ihm, sie habe nicht Unrecht. — Wer möchte den Sohn der Wüste, dessen leidenschaftliches Herz so tief aufgeregt war, verdammen, daß er sich nicht so schnell in das Gesetz höherer Pflicht finden konnte, die ihm weder das Leben noch eine klare Lehre vor Augen gestellt hatten. Er fühlte einen Verlust, fühlte, daß die Herzen sich von ihm abwendeten, die er sich durch Wohlthaten fest verbunden zu haben glaubte, und machte daher noch einen Versuch, seine Rechte zu behaupten.

„Wohl denn," sprach er zu Betty, „Dich will ich nicht zurückhalten. Dir haben Freunde im Vaterlande Jahre lang Gutes gethan, Du magst zu ihnen ziehn. Aber darfst Du mir das Kind entreißen, dem ich

Vate rwar von den frühesten Tagen seiner Jugend an? Funfzehn Jahre habe ich es erhalten und beschirmt. Zuleima! Du hast mich Vater genannt! Willst Du Deinen alten ergrauten Vater verlassen? Wer hat Dich geliebkos't in Deiner Jugend? Wer gab Dir freundliche Worte beim Mahl? Wer beschenkte Dich nach dem fröhlichen Gesang oder dem schwebenden Tanz? — Wer hat Dir jenseit des Meeres Wohlthaten erzeigt? — Nimm meinen Dolch, und durchbohre mich, wenn Du mich hassest!" Bei diesen Worten riß er den Yatagan aus dem Gürtel und reichte ihn der Tochter mit ausgestrecktem Arme dar. Diese stand gegen die Mutter gelehnt und weinte bitterlich. Jetzt aber riß sie sich heftig empor, und rief:

„Lieber wollte ich ihn in meine Brust stoßen! Vater! Mein Vater! Ich habe Dich nie gehaßt!" — Und tief erschüttert und bewegt sank sie in die geöffneten Arme des alten Mannes.

„Bleibe bei mir, Zuleima! Ich will Dich nicht gegen Deinen Willen vermählen! Du sollst Dir selbst den Gatten wählen! Oder magst Du lieber in meinem Hause wohnen? Willst Du die Gebieterin seyn in meiner Hütte? O geh nicht fort über's Meer! — Wer wird mir ein sanftes Lied singen, wenn die

Sonne röthlich hinter den Palmenhügeln versinkt? — Wer rührt die Zitter und tanzt anmuthig auf dem Rasen, um mein Herz zu erfreuen, wenn Du ferne bist? — Ich liebte Dich stets, aber ich wußte nicht wie sehr. Jetzt, da Du mich verlassen willst, sagt mein Herz mir erst die Wahrheit! Zuleima! War mein Sinn nicht immer gütig gegen Dich?“ —

Das arme, tief erschütterte Mädchen war von Schmerz ganz überwältigt. Auch sie empfand es erst jetzt mit ganzer Stärke, wie tiefe Wurzeln die Liebe, die lange Gewohnheit, die jugendliche Anhänglichkeit in ihrem Herzen geschlagen hatten. Und doch mußte sie sich von dem Vater trennen!

„Mein Vater! Du kennst nicht das Loos, das mir die wandelnden Sterne gebracht haben. Sieh her! Dort steht mein Bruder, und jenseit des Meeres lebt noch meine Mutter, die mich geboren hat, lebt meine Schwester. Zoe war meine Retterin, meine Pflegerin! Und mein Vater, ich glaube an den Gott der Christen, an den Gott meiner Mutter!“

Osraim sah die bebende, weinende Zuleima, die er noch immer in seinen Armen hielt, mit erstaunten Blicken an; diese winkte Eduard herbeizutreten, und

rief dann: „Mein Vater, segne meinen Bruder, und laß uns beide mit Deinem Segen ziehn!“

Osraim wurde durch Zuleima’s Worte wie durch das Geheiß einer höhern Macht bewegt. Er that, was sie gebot und streckte die Hand segnend über Eduards Haupt aus, den die Schwester mit liebender Heftigkeit bei der Hand heranzog. — — Einige Minuten blieb es still! dann seufzte Osraim tief auf, trat von Zuleima zurück, und rief, indem er beide Arme erhob: „Der Prophet sendet mir Schmerzen, und heißt mich die Pfade des Kummers zu wandeln! Der Sturm der Wüste fährt heiß über meine Gärten, und meine Rosen fallen entblättert in das versengte Gras. Meine Triften verdorren, meine Quellen versiegen! Ich bin ein Mann, beladen mit Jammer und Quaal!“

Betty und Zuleima traten ihm sanft wieder nahe, und ergriffen seine Hände. Er zog beide Frauen gerührt an sich und senkte sein kummerschweres Haupt auf die Brust herab.

„Allah ist streng, aber gütig! Er hat meinem Schmerz Balsam gesandt, denn Eure Worte waren milde; Ihr verlasset Osraim, aber Ihr hasset ihn nicht!“

In Zuleima's sanften schwarzen Augen leuchtete ein glänzender Blick der Freude auf, als sie das Herz des schwer Gekränkten wieder zur Güte gewendet sah. Sie schmeichelte ihm mit Worten und Liebkosungen. „Wir wollen scheiden von einander wie die Sonne von der fliehend vorüberziehenden Wolke, der sie den Rand mit freundlichen Strahlen vergoldet," sprach sie. „Komm, Vater, komm in unser Zelt und bringe eine Stunde des Friedens bei uns zu. Wir wollen Dich pflegen wie daheim, und Du sollst uns der willkommenste Gast seyn. Ich will Dir Lieder des Trostes singen, und den Tanz der Freude vor Dir tanzen. Und Mährchen will ich Dir erzählen, so lange der freundliche Mond durch die Heerden der Gestirne zieht, und die blaue Trift durchwandelt. Aber komm, mein Vater! Sey gütig und freundlich! Liebkose Deine Zuleima, und folge ihr in das Gezelt ihres Bruders." Mit schmeichelndem Bitten hatte Zuleima Osraims Hand gefaßt und zog ihn liebend nach dem Ausgange des Gezeltes. Ihr flehendes Auge, ihr Kosen und Anschmiegen war unwiderstehlich. Der Greis sah sie mit einem wehmüthigen Lächeln an und folgte, wohin sie ihn führte.

Sechstes Kapitel.

Unbefangen, wie das arglose Reh, schwebte sie an Osraims Hand durch das Lager dahin, während Betty und Eduard ihr folgten. Der alte General trat in die Thür seines Zeltes und sah dem seltsamen, reizenden Wesen, das ihm Grüße zurückwinkte, mit erstaunten Blicken nach. Was uns Mährchen von dem Reize der orientalischen Jungfrauen, von ihrer Weisheit, ihrer Treue, ihrer Unwiderstehlichkeit berichten, schien hier wahr und wirklich geworden. Lange blickte der Krieger, der zwanzig Feldzüge gethan, und vieles Denkwürdige fremder, ferner Länder gesehn hatte, diesem lieblichen Wunder des Orients nach, bis das ernste Geschäft des Krieges ihn von dem müßigen Bewundern wieder abrief.

Indeß hatten Jene bald das Gezelt Eduards erreicht, obwohl sie von den Schaaren der neugierigen Soldaten fast im Gehen gehindert wurden. — Victor, auf seinem einsamen Krankenlager, hatte ihrer mit Sehnsucht geharrt; mit Erstaunen sah er, in welcher Begleitung die beiden Frauen wiederkehrten. Osraims Gegenwart war ihm keinesweges erfreulich, weil sie ihm die trauliche Gemeinschaft des kleinen Kreises zu stören schien; allein da er sah, welchen Werth Zuleima darauf legte, wie durch die versöhnende Ausgleichung mit dem Pfleger und Beschirmer ihrer Jugend gewissermaßen die letzte Schuld getilgt wurde, die der Boden Afrika's an sie zu fordern hatte, so erfreute auch er sich bald der Freude der Geliebten, und ertrug gern die wenigen Stunden, deren Genuß der Vater ihm zum Theil entzog.

Es war Nachmittag geworden, die Sonne brannte heiß herab. Osraim saß auf Teppichen, die man auf dem Boden ausgebreitet hatte; Betty und Zuleima hatten sich in orientalischer Weise vor ihm niedergesetzt, und unterhielten ihn mit wohlmeinenden Gesprächen, denen er von Zeit zu Zeit freundlich nickend Beifall schenkte. Zuleima war stets geschäftig um ihn; bald reichte sie ihm dies, bald jenes. Aber eben so sorg-

sam war sie auch gegen Victor, der auf seinem Krankenlager gleiche Ansprüche an die Aeußerungen ihrer Liebe hatte.

So verstrichen die Stunden nur allzu schnell. Bereits war der kühlere Nachmittag eingetreten, als der Arzt kam, dem der Unteroffizier, welchem Eduard den Brief des General Berthezène an den Admiral Duperré zur Besorgung gegeben hatte, auf den Fuß folgte. Beide brachten Nachrichten, die erfreulich und unerfreulich zugleich klangen. Der erste berichtete, daß für Victor kein Raum in dem Feldlazareth aufzubringen sey, dagegen werde man ihn an Bord eines der Fahrzeuge der Flotte bringen. Der Unteroffizier benachrichtigte Eduard, daß der Admiral Duperré sogleich nach Durchlesung des Briefes den Befehl ertheilt habe, eine geräumige Kajüte auf der Fregatte „Daphne" für die beiden Frauen in Bereitschaft zu setzen. Mit dem frühesten Morgen werde das Schiff die Anker lichten, um nach Mahon zu segeln; die Frauen sollten sich daher bereit machen, noch diesen Abend an Bord zu gehen.

So waren zwar die nächsten Bedürfnisse Aller befriedigt, allein zugleich bedrohte sie auch nahe, unvermeidliche Trennung. Besonders war Victor be-

stürzt darüber, da er nicht wußte, ob es ihm möglich seyn werde, auf demselben Schiffe ein Unterkommen zu finden, auf welchem die Frauen nach Mahon absegeln sollten. Indeß versprach der Arzt, dafür Sorge zu tragen, unter dem Vorwande, daß Victor in das zu Mahon angelegte größere Lazareth für die Verwundeten und Erkrankten des Heeres gebracht werden müsse, deren Zustand eine längere, geordnete Pflege nöthig mache, die aber doch noch so bei Kräften wären, daß sie den Transport zur See aushalten könnten. Der gefällige, dienstwillige Mann eilte daher sogleich wieder an den Strand hinunter, um schnell die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Von diesem Augenblick an war jedoch jene unbehagliche Unruhe in die Gemüther eingedrungen, welche den letzten Stunden vor einem Abschiede durch tausend unangenehme, aber nothwendige kleine Sorgen die schöne Einheit der Empfindungen zu rauben pflegt. Zuerst war es Osraim, der, von einer Art von Angst getrieben, aufbrechen wollte. Der General hatte bereits alle Waffen desselben nach dem Gezelt gesandt, und auch sein Roß, das ihm ebenfalls aus der Beute zurückgestellt war, hatte ein Diener herbeigeführt. Betty erinnerte daran, daß er sich

des Kameels zur Reise bedienen könne, auf welchem sie geflüchtet waren, und fragte zugleich, welches das Loos der beiden Beduinen, die es geführt hatten, seyn werde, falls sie in Abukans Hände geriethen. Osraim erwiederte: „Ich werde sie nicht schützen können, wenn Abukan zornig ist; sie mögen mit dem Kameel bei Euch bleiben; könnt Ihr es nicht benutzen, so schenke ich's ihnen zu eigen. Mich trägt mein edles Roß schnell hinweg. Doch zuvor muß ich dem Scheik Dank sagen, denn er ist freundlich gegen mich gewesen."

Osraim, Eduard, Betty und Zuleima machten sich zum zweitenmale nach dem Gezelt des Generals auf. Der alte Krieger empfing die Kommenden ungemein freundlich. Osraim sprach:

„Scheik der Franken! Osraim, der Sohn Ali's, ist Dir Dank schuldig worden. Du hast ihn gastlich aufgenommen, da Du ihn tödten konntest. Sprich, wie kann ich Dir vergelten?"

Der General lächelte, als ihm der Dolmetsch diese Worte hinterbrachte, und erwiederte durch diesen:

„Osraim, ich freue mich, daß Du Gutes von mir denkst. Vergeltung übe an Andren, die bittend zu Dir kommen. Siehst Du aber einen von dem

Volke der Franken unter Deinen Landsleuten, so erinnere Dich, daß es Dir und Deinen Gefährten bei uns wohl ergangen ist, und dulde nicht, daß ihm ein Leid geschehe."

„Das schwöre ich Dir beim Barte des Propheten," rief Osraim feurig aus. „Ich will lieber mein Haupt verlieren, als es dulden, daß man einen Mann Eures Volkes mißhandle. — Hier nimm meinen Dolch, tapfrer Scheik; ich schenke ihn Dir zum Gedächtniß dieses Schwurs. Du magst ihn mir, magst ihn meinem Weibe, meiner Tochter ins Herz stoßen, wenn ich meineidig werde."

Der General nahm die Waffe an, und schüttelte dem redlichen Araber treuherzig die dargebotene Hand. Dann zog er einen Ring vom Finger, steckte ihn an Osraims Hand, und sprach: „Erinnere Dich bei diesem Ringe, Daß Du im Lager der Christen einen Freund besitzest. — Lebe wohl! Kehre glücklich zu den Deinen zurück."

Beide alternde Männer umarmten sich bei diesen Worten, und beide waren tief gerührt; denn edle Seelen erkennen und achten sich unter den ungleichsten Umständen.

Osraims Roß scharrte muthig und unruhig mit dem Hufe in den Sand, und stieg einigemal bäumend an der Hand des Führers auf.

„Mein Pferd wird ungeduldig über das Säumen des Herrn!“ rief Osraim. „Was helfen uns die Minuten! Die Blume des Glücks blüht nur in jahrelangem Sonnenschein. Unser Herz gewinnt nichts beim kurzen Aufschub.“ Hierbei sah er Betty und Zuleima mit unbeschreiblichen Blicken an. Zuerst ergriff er die Hand der Mutter, und legte ihr zugleich seine Rechte auf das Haupt. „Allah segne Dich, denn Du warst gut und getreu! Sein Schild beschirme Dich vor den Pfeilen Deiner Feinde, und der bösen Stunden. Lebe glücklich, und stirb in Frieden!“ Er zog die weinende Betty näher zu sich, und küßte sie rasch auf die Stirn. Dann wandte er sich zu der blaß, zitternd dastehenden Zuleima, deren Herz unter der Gewalt ihrer Empfindungen zu brechen drohte. „Meine Tochter!“ rief er, und die Wehmuth erstickte ihm die Sprache. „Meine Zuleima!“ begann er noch einmal, aber die Stimme versagte ihm. Er schloß sie heftig in die Arme, küßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit, wandte sich dann rasch um, schwang sich mit der Gewandtheit des Arabers in einem Augenblick

auf daß Roß, zog die Zügel straff an, daß es sich stolz zum Sprunge erhob, und, als fühle er dort erst wieder seine Manneskraft und Entschlossenheit, rief er nun mit fester Stimme: „Lebt wohl! Allah behüte Euch.“ — Mit Blitzesschnelle schoß das edle Araberroß dahin, und nach einigen Augenblicken verrieth nur eine Staubwolke, die im Glanz der Abendsonne röthlich emporstieg, die Spur des Reiters.

Zuleima hielt die Hand des Bruders gefaßt, und umschloß mit dem linken Arm ihre Mutter, an deren Busen sie das weinende Antlitz verbarg. Ein Kreis von neugierigen Zuschauern hatte sich rings umher versammelt, aber alle standen sie schweigend, und achteten den Schmerz der Frauen. Langsam geleitete Eduard sie nach seinem Gezelt zurück.

Aber auch dort wurden sie nur von neuen erschütternden Scenen erwartet. Denn schon standen Träger mit einer Bahre bereit, um Victor an den Strand hinabzutragen, und Eduards Diener hatten schon alles Gepäck der Frauen angeordnet, damit es auf das Schiff gefördert werden könnte.

Es ist ein Glück für das menschliche Herz, daß es, wenn es erst von einem Sturme gewaltsam bewegt wird, die nachfolgenden Schläge und Erschütte-

rungen nicht mehr empfindet, da das Maaß der Schmerzen schon gefüllt ist, und der Sturm des Unheils nur darüber hinbraust, ohne sich ein tieferes Bett wühlen zu können.

Eduard richtete Zuleima's Blicke auf die Hoffnungen, die ihr so nahe lagen. „Du trennst Dich von dem Bruder, trauteste Eugenie,“ sprach er, „aber der Freund wird Dich zu einer liebenden Schwester, zu einer zweiten Mutter geleiten. Das Schicksal war streng gegen Dich, als es Dir in frühester Jugend die Deinigen raubte. Aber voller Güte gleicht es aus, was es gegen Dich verbrochen hat, und giebt Dir zwei Mütter, die Dich lieben, und — vielleicht auch noch einen zweiten Vater.“

„Ach wären die Lieben alle beisammen,“ rief Zuleima klagend aus, „so würde mein Herz fröhlich seyn! Jetzt ziehen es die Schmerzen dorthin und hierhin! Meine Brust blutet sehr! Den Vater sah ich scheiden, auf ewig; den Bruder muß ich verlassen! Weißt Du denn aber auch, ob ich die Mutter und die Schwester jenseit des Meeres finde? Und wenn ich sie ja finde, ob sie Zuleima's Seele lieben werden? Denn ich bin aufgewachsen in der Wüste, und sie sind weise und kunstreich und gütig!“

Eduard war von Schmerz und Freude über das liebevolle Wesen mit der unschuldigen Seele des Kindes auf das tiefste bewegt. „Ob sie Dich lieben werden? O meine Schwester! Du wirst die Seligkeit ihres Herzens seyn!“ —

Die Sonne schimmerte schon röthlich, und warf goldene Strahlen auf die Gipfel des fernen, mit blauen Zacken am Horizont emporragenden Atlas. Die Abendluft wehte von der See herüber. Es war Zeit; man beschloß zu gehn.

Die Träger erhoben die Bahre, auf welcher der verwundete Victor ruhte; er wollte versuchen, selbst zu gehn, allein der Arzt hatte es verboten. Neben ihm her ging Eduard, der die Frauen führte und unterstützte, denn die heftige Gemüthsbewegung hatte beide so angegriffen, daß sie sich nur mühsam auf den Füßen erhielten. Zwei Diener folgten mit dem Gepäck. So kam der Zug durch das geräuschvolle Lager, und über die noch lebhaftere Halbinsel Sidi Ferruch, wo tausend Hände beschäftigt waren, Kriegsbedarf aus den Schiffen auszuladen und auf der Küste zu ordnen, nach einem kurzen Gange am Strande an. Hier lag die Barke, welche die Abgehenden aufnehmen sollte. Zur großen Freude Aller sahen sie den

Arzt unter den Matrosen stehen; als dieser die Kommenden erblickte, eilte er ihnen sogleich entgegen, und brachte ihnen die freudige Nachricht, daß es ihm gelungen sey, für Victor auf der Daphne die Ueberfahrt nach Mahon zu erwirken. Sogleich verständigte Eduard Eugenien, die ihn fragend anblickte; eine holde Röthe der Freude überflog ihre blassen Wangen, als sie vernahm, sie werde nicht von ihrem Geliebten getrennt werden.

Indessen schafften die Matrosen das Gepäck ins Boot; Victor wurde mit der Bahre hineingesetzt. Der Arzt bat ihn, sich dies gefallen zu lassen, weil er ihn habe kränker und schwächer schildern müssen, als er wirklich sey, um ohne Weiteres die Erlaubniß zu erhalten, ihn nach Mahon zu senden. „Sind Sie erst auf der Fregatte,“ fuhr er fort, „und hat diese die Anker gelichtet, so mögen Sie mit dem Schiffsarzt unterhandeln, der Ihnen einen Spaziergang auf dem Deck bei heiterem Wetter nicht versagen wird.“ Victor lächelte, und sprach: „Ich bin seit einigen Tagen dazu verurtheilt, die Rolle eines kranken Mädchens zu spielen! Nun es sey dies die letzte kleine Verstellung. Im Uebrigen, finde ich, thut es mir ganz

wohl, daß ich so viel Ruhe genieße, denn ich fühle mich von Minute zu Minute mehr erstarken."

Man hatte ihn unter diesen Worten in das Boot geschafft. Die Frauen stiegen ein, und auch Eduard folgte, um sie bis an die Fregatte zu geleiten.

Als der Nachen auf den Wellen dahin schwebte, wurde Eugenie ganz seltsam bewegt. Sie blickte so erstaunt und befremdet umher, in ihren Zügen drückten sich so lebhafte Bewegungen des Gemüths aus, daß Victor sie darüber befragte. Sie gestand unbefangen ein, Alles, was sie erblicke und erfahre, setze sie in das höchste Erstaunen. Noch nie sey sie, ihrer Erinnerung nach, auf dem Wasser gefahren, und doch kämen ihr so viele Dinge ganz bekannt vor, als habe sie dieselben stets um sich gesehn, ohne daß sie jedoch wisse, irgend etwas zu benennen, oder den Gebrauch davon anzugeben. — Eduard errieth sie wohl. Es waren die frühsten Jugend-Erinnerungen, deren schlummernde Gestalten plötzlich erwachten, und sie bekannt, aber doch fremd anblickten. Denn ihre Kindheit hatte sie ja an der See zugebracht, und ein Wald aufstrebender Masten, das Gewirr der sich kreuzenden Taue, das Flattern der Segel und Wimpel, waren Jugend-Eindrücke, die zwar tief in den Hintergrund ihres

Gedächtnisses getreten waren, jetzt aber, als sich der Schleier von ihren frühsten Tagen zu heben begann, lebendig wieder erweckt wurden.

Damals hatte das Kind freilich keine Begriffe mit seinen Anschauungen verbunden, und daher frischten auch nur Bilder ihre Farben auf. Jetzt mischte sich in das wunderbare, unbegreifliche Gefühl des längst Vertrauten noch das neue des Erstaunens und Verwunderns über die Erzeugnisse der erfindenden Kraft des Menschen, von denen die Bewohnerin der wüsten Gebirge Afrika's keine Vorstellung gehabt hatte.

Auch Betty erblickte die stolzen, auf der Fluth gelagerten Fahrzeuge, die leicht darüber hineilenden Boote, mit einem unnennbaren Gefühl. Das Bild ihrer Jugend trat mit hellem Bewußtseyn vor sie hin. In einer Seestadt aufgewachsen, war ihr das Treiben des Schiffsvolkes, die rüstige Bewegung einer mit Fahrzeugen dicht bedeckten Rhede ein gewohntes Schauspiel. Aber seit funfzehn Jahren hatte sie es vergessen müssen! Und welche besondre Erinnerungen stiegen in ihr auf, als sie jetzt auf derselben Fluth dahinsegelte, deren Wogen sie an die Küste der Barbaren warfen, die ihr zu einem so langen Gefängniß wurde!

Das mächtige Gefühl dieses Eindrucks ließ einige Augenblicke lang die Empfindungen verschwinden, die in beiden Frauen kurz zuvor noch die lebhaftesten gewesen waren. Als sich indeß das Ufer mehr und mehr aus ihren Blicken entfernte, und sie dem Ankerplatz der Daphne, die sie aufnehmen sollte, näher und näher kamen: da überdrängten und bestürmten die ersten Gefühle ihre Brust auf's Neue. Beide empfanden es jetzt mit der ganzen Kraft ihres Herzens, wie die Gewohnheit uns selbst an den unfreiwilligsten Aufenthalt mit mächtigen Banden fesselt. Sogar der Gefangene, der lange Jahre in dem einsamen finstren Kerker verseufzt hat, fühlt, daß sich in das Entzücken der Freiheit eine leise Regung der Wehmuth mischt, wenn er Abschied nimmt von dem Orte seines duldenden Ausharrens, wo er so manche Stunde des Jammers mit den Kräften der Hoffnung und des Glaubens überwand!

Alle Erlebnisse ihrer Kindheit, ihres jugendlichen Alters traten vor Zuleima's Seele, und mit tiefer Rührung sah sie die Küste verschwinden, auf der sie die sorglosesten Freuden jener frühen Jahre genossen hatte; eine Heimath kannte sie noch nicht, sie mußte die Berge Afrika's dafür gelten lassen, und schied mit

bewegtem Herzen von ihnen. Betty erinnerte sich alles dessen, was sie dort erlebt, gelitten, geduldet und gehofft hatte. Sie blickte mit einer Art von Scheu auf das Leben vor ihr, in das sie nun fast eben so fremd und verlassen eintreten sollte, wie sie vor funfzehn Jahren unter die Horden der Beduinen gerieth. Ueber Alles peinlich quälte sie der Gedanke, daß Zuleima über eine zweite Mutter der ersten fremd werden könne. — Alle diese Empfindungen, Erinnerungen, Sorgen, Hoffnungen kreuzten sich in den Seelen der Frauen. So blieben sie still, und auch die Männer sprachen wenig. Nur der einförmige Schlag der Ruder, das Rauschen der Wellen an dem Kiel des Boots, tönten durch die feierliche Ruhe des Abends.

Sie hatten die Fregatte erreicht, die, von den röthlichen Strahlen der tief geneigten Sonne vergoldet, prächtig vor ihnen lag, und sich langsam auf den breiten Wellen der Fluth wiegte. Der seemännische Anruf ertönte ihnen plötzlich entgegen, so daß Zuleima erschreckt zusammenfuhr. Das Boot legte sich an die Steuerbordseite der Daphne, und die Frauen stiegen die schmale Schiffstreppe hinan. Oben begrüßte der Capitain, Herr von St. Clair, sie mit großer Zuvorkommenheit in englischer Sprache, denn ihm war von

Seiten des Admirals die ehrerbietigste Achtung gegen die Frauen anempfohlen worden, die ihm als Engländerinnen bezeichnet waren, welche lange in der Gefangenschaft der Beduinen zugebracht hätten. Eduard, ohne ihr näheres Verhältniß zu verrathen, stellte sie als seine entfernten Verwandten vor, und bat den Capitain, sich ihrer und des sie begleitenden kranken Offiziers anzunehmen.

„Ein Offizier?“ fragte Herr von St. Clair, „von dem ist mir noch nichts gemeldet.“

„Der Arzt führt ihn durch seine Verordnung auf Ihr Schiff; er soll zunächst nach Mahon, wo auch die Damen Quarantaine halten werden. Ist Ihnen bekannt, wie dieselben aus der Gefangenschaft der Beduinen gerettet wurden?“

„Nur ganz im Allgemeinen. Und der Name des Offiziers? Von welcher Nation?“

„Ein Landsmann. Schiffslieutenant Victor de Tracy, von der gestrandeten Aventure! — Aber da ist er selbst.“

Eduard hatte noch kaum die letzten Worte ausgesprochen, als der Capitain voller Freude auf die Bahre zueilte, welche man so eben auf das Deck hob. „Victor! Ist's möglich!“ rief er, „Du selbst!“

Und er lag in den Armen des wohlbekannten Kameraden, mit dem er lange Zeit auf demselben Schiffe gedient hatte.

Diese unvermuthete, vertraute Freundschaft zwischen dem Führer der Fregatte und Victor gab den Verhältnissen die glücklichste Wendung. Es unterlag nun keinem Zweifel, daß Victor auf der Ueberfahrt die behaglichste Lage und den freiesten Verkehr mit den Theuern, die er geleitete, haben werde. Capitain St. Clair machte es sogleich zur Bedingung, daß Victor die Kajüte mit ihm theile. — So waren denn die Reisenden durch eine gütige Fügung ihres Geschicks auf der Fregatte sogleich vollkommen heimisch, und Eduard konnte sich mit leichterem Herzen von ihnen trennen. Er wollte den Abschied nicht länger aufschieben. Mit wahrhaft herzlicher Liebe schloß er Betty gleich einer zweiten Mutter in die Arme, und sagte ihr den wärmsten Dank für die Rettung und Erhaltung der Schwester, die er ganz ihrer Sorge und Liebe zuschrieb. Mit gerührter Zärtlichkeit drückte er das liebliche Wesen ans Herz das er seit so wenigen Stunden erst kannte, und das ihm schon ganz so angehörte, als habe er alle Tage seines Daseyns mit ihm verlebt. Er versprach ihr, mit dem nächsten

Schiffe Briefe an sie selbst und für die Schwester und Mutter zu senden. Lange hielt er die sanft Weinende umfaßt, und küßte ihr wiederholt Stirn und Wangen, und den lieblichen, schmerzlich lächelnden Mund. Endlich riß er sich los, legte sie in Betty's Arme, drückte Victor rasch die Hand, und eilte hastig, um den überwältigenden Schmerz zu verbergen, hinunter in das harrende Boot.

In kurzer Zeit setzte er den Fuß wieder ans Land. Langsam wandelte er nun zwischen dem bewegten Treiben um ihn her dem Lager zu. Wenige hundert Schritte abseits lag ein Hügel, nach dem er, das Bedürfniß der Stille und Einsamkeit mächtig empfindend, seinen Weg richtete. Gedankenvoll stieg er ihn hinan. Auf dem Gipfel standen zwei Palmen; an ihren Stamm gelehnt, blickte er über das Meer und die Landschaft zu seinen Füßen hinweg. Die Sonne hatte sich eben hinter das letzte westliche Vorgebirge hinabgesenkt, so daß seine waldigen Gipfel mit goldenem Glanz umstrahlt waren, und purpurn brennende Wellen den Fuß desselben umspülten. Die Flotte lag in stiller Majestät auf dem ebenen Spiegel des Meeres, das sich weit hin in blauer Fläche ausdehnte, dann in ein leichtes Violett, hierauf in einen hellrosigen

Schimmer, und endlich in die dunkelste Purpurgluth überging.

Ein goldener Duft, in dem zarte Wölkchen gleich durchsichtigen Rosen schwebten, überglänzte den Abendhimmel. Die hohen Masten der Flotte, die tausendfach gekreuzten Taue schnitten sich schwarz auf dem leuchtenden Grunde ab; die Wimpel nur flatterten farbig, im letzten Sonnenstrahl glänzend, hoch in dem blauen Aether.

Herrschte dort eine feierliche, erhebende Pracht und Stille zugleich, so brauste auf der andern Seite das Gewühl des Lebens desto reger dahin. Denn dicht am Fuße des Hügels dehnte sich das Feldlager aus, mit seinen langen, belebten Zeltgassen, den aufgeschichteten Trommeln, und weithin glänzenden Pyramiden der Gewehre. Munter durchzogen es die Schaaren fröhlich lustwandelnder Soldaten; Reiter sprengten hin und wieder. Man hörte ein fernes verworrenes Brausen tausendfacher Stimmen, Waffengeklirr, Schnauben der Rosse. Zunächst am Strande ertönte der Schlag der Hämmer und Aexte, denn Zimmerleute waren geschäftig, auf der Halbinsel Gebäude aufzurichten; Matrosen thürmten Ballen und Fässer auf, Artilleristen setzten Kugeln in regelmäßige Haufen, ordneten Geschütze

und Wagen zu einem Artillerie-Park. Ueberall regte sich die freudigste Lebendigkeit, die rüstigste Kraft der That. Jener rief, dieser winkte; jener schalt, dieser lachte. Dort sang man Lieder, hier pfiff ein lustiger Bursch einen fröhlichen Tanz; dort hatte sich eine Schaar von Kriegern im Kreise um einen Erzähler gelagert, hier scherzten Einzelne mit artigen Marketenderinnen, die Wein ausschenkten, Würfeltische aufgestellt hatten, und so die Freuden und Zerstreuungen in das müßige Kriegslager führten.

Eduard ließ die Blicke hin und wieder über das belebte, bunte Gemälde schweifen; und fühlte sich wunderbar davon bewegt.

Jetzt erschallte der Klang der Trommeln; es war der abendliche Gruß, der kriegerische Beschluß des Tages, die Uhr des Feldlagers. Die Soldaten traten zusammen; es wurde ruhiger. Ein Paukenschlag tönte feierlich dumpf durch die Stille; ein Trompetenstoß beantwortete ihn. Darauf fiel die ganze kriegerische Musik rauschend ein, und die heitren Melodieen fröhlicher Märsche und Tänze erklangen auf dem wüsten Boden Afrika's. Es machte einen seltsamen Eindruck auf Eduard, die leichten Vaudevilles, die rührenden Romanzen französischer Opern hier in

der fernen Wüste zu hören. — Er sah rings umher nach den sandigen Hügeln, die das Lager umgaben. Einzelne kecke Beduinen sprengten auf flüchtigen Rossen hin und her; bei den ungewohnten Klängen, die der Abendwind hinüber nach der Wüste trug, spitzten die klugen, aufmerksamen Thiere horchend das Ohr, und reckten den schlanken Hals weit vor. — Der blaue, zackige Atlas im Hintergrunde schien ernst auf das ungewohnte, laute Treiben in seinem todesstillen Sandmeer herabzublicken. Eine Gruppe von Arabern mit mehreren Kameelen hielt die wandernden Schritte an, um dem fröhlichen Klange der Musik zu lauschen. Das ausdauernde, duldsame Lastthier der Wüste hob den behaarten weißen Hals hoch empor, und schien umherzuspähen, was für ein seltsames Wunder sich begebe.

Indeß fielen dunklere Schatten der Nacht in das Gemälde hinein. Eduard wandte das Auge noch einmal nach der Flotte hinüber, wo seine Lieben weilten. Da sah er die Daphne stolz ihre Segel entfalten. Sie schien den Nachtwind, der sich günstig erhob, sogleich benutzen zu wollen. Rasch spannte sie die weißen Fittige auf, schwankte, bewegte sich, theilte die Fluth, und segelte in die verschimmernde Röthe des Abends hinein.

Eine Thräne feierlicher Rührung drang in Eduards Auge. Er blickte dem Schiffe nach, bis es sich als ein schwarzer Punkt in dem goldnen Glanz des westlichen Himmels verlor. Dann wandte er sich nach dem Lager zurück, das schon im grauen Schatten der Dämmerung ruhte, und ging still mit ernsten Gedanken auf der Stirn, und wehmüthigen Gefühlen in der Brust, seinem einsamen Gezelt zu.

Siebentes Kapitel.

Victors Gefährten von der gestrandeten Aventure waren nach dem Gefecht, welches der Sohn des türkischen Aga durch seine Dazwischenkunft noch zur glücklichen Minute unterbrach, nach Algier abgeführt worden. Mit Bedauern verließen sie Alle den jungen, aber muthigen und umsichtigen Führer, und trugen die Sorge mit sich, daß der Tod ihn vielleicht auf immer von ihnen trennen werde. Indeß richtete sich die Hoffnung der stets von einer Minute zur andern, ohne weitere Sorgen und Blicke in die Zukunft hinlebenden fröhlichen Seeleute bald wieder auf, da sie sahen, daß man sie wirklich nach Algier bringe, und ziemlich gut behandle.

Sie waren etwa bis Mittag gewandert. Da wurde in einem kühlen, reich mit Gebüsch bedeckten

Thal an einer lebendigen Quelle Halt gemacht. Man erquickte die Gefangenen mit Speise und Trank, und Fröhlichkeit kehrte wieder in die Herzen Aller zurück. Kaum mochten sie eine Viertelstunde auf dem weichen, schwellenden, mit dem schönsten Reseda, Aurikeln und wilden Hyacinthen bedeckten Rasen geruht haben, als sie die Krümmung des Thales entlang eine Anzahl von Männern im schwärzlichen Gewimmel auf sich zukommen sahen. Bald erkannten sie, daß Beduinen dieselben geleiteten, und schnell bemächtigte sich ihrer die frohe Ahnung, sie würden Landsleute, Unglücksgefährten wiedersehen. Sie täuschten sich nicht. Schon in der Entfernung von einigen hundert Schritten erkannte man einander. Es erhob sich ein lautes Jubelgeschrei, und die Freude ergriff die wackern Herzen so heftig, daß, trotz der Begleiter und Führer, beide Trupps einander mit lautem Ausbruch der Freude entgegenstürzten und sich, jeder den nächsten, der ihm aufstieß, mit vaterländischem Entzücken umarmte. Welch ein Jubel! — Bald aber auch, welch ein Schmerz! Denn dieser fragte nach einem Bruder, der nach einem Schiffskameraden, jener nach seinem Steuermann, seinem Offizier — ach, Viele fand man nicht wieder, und

Mancher war leider nur zu gewiß als Opfer der rauhen Barbaren gefallen!

Mit einstimmiger Freude aber begrüßten Alle einen der wackren Führer, den Capitain Brüat, der sich unter dem Trupp der Ankommenden befand. Dieser fragte nach Adolph — man wußte nichts von ihm, nach Victor — man erzählte ihm dessen Schicksal, welches freilich Zweifel genug über den Ausgang lassen mußte. — Fast eben so willkommen, als die Anwesenheit des Führers, war den Meisten die des Maltesers, welcher durch seine Gewandtheit in der Sprache der Beduinen und die genaue Kenntniß ihrer, wie der türkischen Sitten und Gebräuche, der Retter wenigstens eines großen Theiles der Mannschaft geworden war. Alle drängten sich um ihn her, schüttelten ihm die Hand, küßten ihn, und forschten und fragten neugierig, welches Schicksal man wohl in Algier zu erwarten habe.

„Je nun!" rief Giacomo, so hieß er, „man wird Euch gerade nicht einquartieren, wie der König von Frankreich seine Gäste in Paris, Ihre Majestäten von Neapel, die jetzt dort seyn sollen, aber vielleicht auch nicht viel schlechter, als solche Galgenvögel, wie Ihr doch ohne Unterschied seyd, es verdienen. Nachts werdet

Ihr nicht auf englischen Springfederbetten, auch nicht auf Eiderdaunen schlafen, sondern vielleicht etwas besser oder schlechter als im Schiffsarrest. Berry ist auch nicht Inspektor der Gefangnen-Küche in Algier, aber falls Ihr zugebt, daß ein Mensch mehr aushalten kann als jedes Thier, so braucht Ihr auch noch nicht zu verzweifeln, wenn man Eurem Magen so Manches zumuthet, was der Strauß nicht gern verschluckt."

Die Lustigkeit, mit welcher der fröhliche Mensch über die traurige Lage, die ihn so gut wie jeden Andren traf, scherzte, machte allen seinen Kameraden gleichen Muth, ihr Schicksal von der leichtesten Seite zu nehmen.

„Parbleu!" rief ein launiger Matrose, „der Küchenzettel auf dem Silen, nichts für ungut, mein Capitain, war auch nicht immer der feinste. Ich habe manche Woche ein und zwanzig mal Erbsen gegessen, die man eben so gut hätte zu Rehposten brauchen können; denn auf dem Schiffe gab es zwischen Frühstück, Mittagbrod und Abendessen keinen andren Unterschied als die Zeit.

„Wenn wir's nicht besser hatten," lächelte Capitain Brüat, „werde ich's wohl mit Euch getheilt

haben. Ich denke aber, unsre Pökeltonnen sind selten leer geworden."

„Doch zu Zeiten, mein Hauptmann," fuhr der Matrose fort. „Wißt Ihr Euch zu besinnen? In der Osterwoche vorigen Jahres, wo wir auf der Rhede von Point à Pitre von der scharfen Bö getroffen wurden, die uns Ankertau und Segel zerriß, und in den Ocean jagte, daß wir am andren Morgen in Havre anzukommen gedachten? Und wir hatten doch gerade angelegt, um die Speisekammer ein wenig zu füllen, die, weiß es der Teufel, so ausgeweidet war, wie eine Brigg, die ihre Ladung gelöscht hat. Wenn der Dey von Algier nicht ganz von Eisen und Stahl ist, so wird er doch wohl dann und wann ein Stückchen Speck für ein paar hungrige Matrosen übrig haben?"

„Du schwatzest so unvernünftig, wie eine Branntweinshändlerin im Hafen vom Seewesen," rief Giacomo. „Speck! Als ob bei den Türken das Schweinfleisch nicht eben so gut Contrebande wäre, wie bei den Juden!"

„Drum eben können sie's uns lassen," vertheidigte sich Loupgris (diesen Namen führte der lange Seeheld unter seinen Kameraden), indem er sich ärgerte,

daß ihm der Irrthum nachgewiesen war. „Glaubst Du übrigens, Du kaffeebrauner Spürhund aus Malta, daß ich nicht wisse, was Muselmänner und Juden hinunterschlucken dürfen und was nicht? Sey nur froh, wenn Du nicht selbst für Contrebande erklärt wirst; ein Kerl mit Deinem Gesicht sollte eigentlich überall verboten seyn. Denn, wenn jemals ein Apfel dicht am Stamme gefallen ist, so muß Dein Vater der Welt etliche Ellen Hanfschnur gekostet haben!“

Der Malteser schickte sich eben an, den Streich zu pariren, und einen kräftigen Nachhieb drauf zu setzen, als der Capitain Brüat ihn unterbrach: „Laßt Eure feinen Stichelreden jetzt nur ein wenig bei Seite; ich wollte Dir überhaupt rathen, Monseigneur Loup-gris, Dich nicht zu tief mit Giacomo einzulassen, denn er könnte Dich beim Wort nehmen, und bloß, um Dir Recht zu geben, ein paar arabische Worte an unsre Gensd'armerie dort richten, worauf man Dir vielleicht den hanfenen Orden um den Hals hinge, mit dem man bei den Türken so unbekannt gar nicht ist, wenn gleich man gewöhnlich das Band von Seide trägt. — Aber Scherz bei Seite. Ich wünschte, Giacomo, Du suchtest bei unsren Geleitstruppen ein wenig auszuforschen, was aus den Freunden und Gefährten ge-

worden ist, deren ich leider so viele vermisse. Vielleicht können wir doch noch etwas zur Rettung der Unglücklichen thun, die, so hoffe ich noch immer, nicht Alle das traurige Schicksal derjenigen gehabt haben, die zum Theil vor unsren Augen gemordet wurden."

Giacomo befolgte das Geheiß des Capitains und näherte sich einem der Beduinen.

„Wir sehen Viele unsrer Kameraden nicht hier," fragte er, „werden sie noch eintreffen, ehe wir weiter gehn?"

Der Beduine sah den Frager mit einem höhnischen Lächeln an. „Wenn sie zeitig genug ausgegangen sind, werden sie uns wohl nachfolgen. — Wer nicht zu träg war aufzustehn, wird seine Füße wohl vorwärts bewegt haben."

Giacomo, welcher die Ausdrucksweise der Araber hinlänglich kannte, um die Bedeutung im schlimmsten Sinne zu verstehen, verbarg jedoch seine Muthmaßung sorgfältig, und fragte weiter:

„Werden uns die Nachkommenden in der großen Stadt treffen?"

„Es sind Euch schon welche vorangegangen, die werdet Ihr sehn," erwiederte der Araber noch höhnischer lachend.

Giacomo schauderte zusammen, denn er ahnte wohl, was der rohe Barbar meinte; doch um seinen Freunden den Muth nicht zu rauben, und die heitre Stimmung, das kostbarste Gut in ihrer Lage, nicht zu verderben, antwortete er dem fragenden Capitain nur:

„Der Schurke ist mürrisch! Er will mit der Sprache nicht heraus. Wir werden uns vertrösten müssen, bis wir nach Algier kommen.“

Indeß wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Auf dem Marsch näherte sich Giacomo dem Capitain unvermerkt und sprach: „Mein Hauptmann! Wir haben wenig Hoffnung, unsre Freunde und Offiziere wiederzusehn. Der alte Kahlkopf hat zwar unbestimmt genug gesprochen, aber deutlich genug, um die Gewißheit zu geben, daß in Algier ein trauriger Anblick unsrer wartet. Ich fürchte fast, wer nicht mit uns geht, hat überhaupt aufgehört, seine Füße zu bewegen.“

„Sey still,“ raunte ihm Capitain Brüat ins Ohr, indem er bemerkte, daß die Leute Acht auf ihn gaben.

Trauriger, düstrer Gedanken voll, aber mit einer ernsten, freien Stirn, schritt der Führer neben den Seinigen dahin, dem Ziel seiner Wanderschaft zu.

Die Sonne neigte sich schon tief gegen das Meer, als der Zug aus dem Walde heraus auf die Spitze eines Hügels kam, von dem man Algier erblickte. Es zog sich mit seinen blendend weißen Mauern und Häusern an der Lehne des Berges hinauf. Südlich erblickte man das feste Kaiserschloß. Unter den Gebäuden in der Stadt selbst ragte die Kassauba in ihrer seltsamen, halb neuen, halb arabischen Bauart weit hervor. Auf der Zinne dieses Schlosses glänzte der türkische Halbmond über einem ungeheuren Roßschweife, im Sonnenstrahl hell blitzend. „O daß erst die weiße Fahne Frankreichs von dort herab wehen möchte!" dachte Capitain Brüat, und seiner Seele bemächtigten sich düstre Ahnungen über das Schicksal seiner Freunde.

Es war ganz dunkel geworden, als man sich der Stadt näherte. Der Mond stieg hinter den Wandrern blutig aus dem Meere herauf, und warf einen hellen Schein auf die weißen Mauern des alten Raubnestes. Jetzt hielt der Zug am Thore. Nach heftigem Pochen und einigem Rufen und Zanken des Führers wurde endlich geöffnet, der Trupp hineingeführt. Mit heiserem Knarren der Angeln und dumpfem Rasseln der

Riegel schloß sich die Pforte hinter den Gefangenen, und sie sahen sich nun in einer engen, schmutzigen Gasse, in welche der Himmel nur durch einen kleinen Spalt zwischen den Dächern dürftig hineinblickte. Die Stadt selbst war schon ein grausenvolles Gefängniß zu nennen; wie düster mußte der Gedanke die muntren, hoffnungsreichen und lebenslustigen Seeleute, die Alles eher entbehren konnten, als das Einathmen frischer Luft, überfallen, in diesem verpesteten, dunklen Grabe, noch ein zweites, fürchterlicheres sich öffnen zu sehn, das sie verschlingen sollte. Allen entsank der Muth, nud selbst dem Heitersten erstarb der Scherz auf der Zunge. Im langen, langsamen Zuge wurden sie, je zu zweien und zweien gepaart, durch die Gassen geführt. Krumm, winkelig, eng, oben fast durch Berührung der Dächer dem Lichte völlig abgesperrt, voller dumpfiger Dünste, und schwüler, schwer zu athmender Luft, waren die Straßen des verworrenen Labyrinths, durch welches man sie führte, einander auf das Schrecklichste völlig ähnlich. Bei jedem Schritt stolperte man über das ungleiche Pflaster, oder trat tief in den aufgehäuften Unrath, oder auf den verwesenden Leichnam irgend eines Hausthiers, der nicht anders von der Gasse verschwindet, als dadurch, daß

Hunde, Katzen und zahlloses Gewürm ihn nach und nach aufzehren.

Endlich fiel ihnen von weitem ein Lichtstrahl ins Auge. Die Gasse öffnete sich auf einen Platz, der vom hellen Vollmonde beschienen war. Sie standen vor der Kassauba, dem verschanzten Wohnorte des Dey's.

Man führte sie quer über den Platz hinweg, gegen die Pforte des Gebäudes zu. Hier wurden sie in einer langen Reihe aufgestellt. Als sie so standen und des Weiteren harrten, das über sie ergehen sollte, trat der alte Beduin, den Giacomo zuvor nach dem Schicksal seiner Landsleute befragt hatte, vor diesen hin, und verzerrte sein Gesicht zu einem widerlichen Grinsen.

„Du hast nach Deinen Landsleuten gefragt, Freund? Sieh doch nur genau hin. Erkennst Du sie nicht?“ Dann deutete er mit der Hand nach dem Thore der Kassauba hin, zu dessen beiden Seiten man eine Reihe von Pfählen erblickte, die wie zur Zierrath dazustehen schienen.

Den Malteser überfiel ein banges Grausen, denn er ahnte wohl, was der Beduin meinte. Doch antwortete er, der Wahrheit gemäß: „Ich erkenne nicht

deutlich, was Du meinst. Laß mich näher treten."
„Das sollt Ihr Alle!" rief der Beduin, und durch Zeichen und nach der Verständigung durch Giacomo rückte die ganze Front der Gefangenen näher gegen das Schloßthor heran.

Der Mond warf sein fahles, bleiches Licht herab; aus der dämmernden Verworrenheit traten die Umrisse, wie die Gefangenen näher kamen, deutlicher und deutlicher hervor. Plötzlich ertönte ein Schrei des Entsetzens von Allen zugleich, und hallte schauerlich von den Mauern des öden Palastes wieder. Denn sie hatten es erkannt, daß jene Pfähle Lanzen waren, von deren Spitzen ihnen die Köpfe ihrer gemordeten Kameraden entgegenstarrten.

Wie gebannt an den entsetzlichen Anblick, hingen sie unverwandten Blicks daran und schritten fast bewußtlos näher hinzu. Als sich nun nach und nach im Mondschein die verschwimmenden Züge der todten Häupter entwickelten, das starrende Auge, der krampfhaft geschlossene Mund, die hohle Wange, die bleiche Stirn, das verworrene, blutige Haar sichtbar wurden; als Jeder allmählig das Antlitz eines Freundes, eines Führers, eines Bruders erkannte: da wurden auch die Stärksten von einem kalten Entsetzen furchtbar geschüttelt. Sie bebten,

ihre Kniee schlotterten, die Sprache versagte ihnen. Einige sanken zu Boden, oder in die Arme ihrer Gefährten.

Der alte Beduin mit dem kahlen Schädel hatte sich auf seine lange Flinte gelehnt, stand vor der entsetzten Schaar, und blickte sie mit höhnisch verzerrtem Gesicht grinsend nach einander an. Endlich haftete sein schwarzes Auge auf Giacomo. „Nun, Frank, sagte ichs Dir nicht, daß Deine Gesellen schon vorangegangen sind?“

Giacomo schauderte; er vermochte nichts zu erwiedern.

Capitain Brűat stand mit gesenktem Haupt vor seinen Leuten, und drückte sich beide Hände vor die Stirn. Er mußte sich mit Riesengewalt überwinden, um nicht den Schmerz und den Zorn laut ausbrechen zu lassen.

Einige Minuten herrschte so die grauenvollste Stille. Die Blicke der Gefangenen schweiften ängstlich und hastig über die blassen Gesichter der Todten hin, weil jeder suchte, welcher seiner näheren Freunde fehle, und vielleicht dem gräßlichen Schicksal entgangen seyn möchte. Doch es waren gegen sechszig Köpfe, und die ferneren konnte Niemand deutlich er-

kennen. So blieb man denn auch über diese Hoffnung in banger Ungewißheit.

Das Thor der Kassauba fing an, sich krächzend auf seinen Angeln zu bewegen. Die Araber nahmen eine aufmerksame, ehrfurchtsvolle Stellung an, und brachten die Reihen der Gefangenen wieder in Ordnung. —.

Aus dem geöffneten Thor trat eine Anzahl türkischer Trabanten, die sich auf beiden Seiten desselben aufstellten. Nach einer kurzen Pause schritt ein kleiner, alter Mann mit weißem Bart, in rothem, goldverbrämten Kaftan und weißem Turban, daraus hervor. Es war der Dey. Er betrachtete die Gefangenen mit seinen kleinen grauen, hellfunkelnden Augen scharf und aufmerksam, ging einigemal vor ihnen auf und ab, winkte dann einem seiner Begleiter, sprach einige Worte mit demselben, und schritt hierauf wieder langsam in das Thor der Kassauba zurück. Es schloß sich klirrend hinter ihm. Die Gefangenen wurden nun abermals weggeführt, durch die engen, schwarzen Gassen der Stadt hindurch, bis an den Hafen, wo sich das Bagno befindet. Dieses schreckliche Gefängniß aller christlichen Sklaven war das Ziel der Wanderung. Schwere Thore wurden geöffnet, man kam in einen

geräumigen Hof. Hier that sich eine enge, dunkle Pforte auf; die Gefangenen mußten hinein. Sie führte in einen langen Gang, der von einer düstren Lampe schauerlich beleuchtet wurde. Hier ließ man sie eine Zeit lang in der bangen Erwartung ihres Schicksals stehn. Plötzlich klirrte und rasselte es von fern. Es wurden, man hörte es deutlich, Ketten herbeigeschleppt. Allen lief ein kaltes Grauen durch die Glieder. Stumm, lautlos standen sie da. Nur Capitain Brüat faßte sich, und sprach mit ernster Stimme: „Muth, Freunde! wir werden nur kurze Zeit in dieser trüben Lage bleiben. Das Ansehn des französischen Namens wird unser Loos bald erleichtern. Es wird mir morgen gelingen, die fremden Consuln von unsrem Schicksal zu unterrichten, und ihr Einspruch wird uns Hülfe, wenigstens Milderung gewähren.“

Eine Anzahl von Sklaven-Aufsehern kam jetzt herbei und legte jedem Einzelnen die Fesseln an. Nachdem das traurige Geschäft vollendet war, führte man sie weiter durch lange Gänge, viele Stufen hinab. Endlich stand man vor einem großen, mit Eisen beschlagenen Thor. Es wurde geöffnet, man ließ die Gefangenen ein, und hinter ihnen schloß sich die schreckliche Pforte.

Sie befanden sich in gänzlicher Dunkelheit. Ein feuchter, dumpfiger Geruch, eine schwüle, verdorbene Luft wehte sie an. Der Boden unter ihren Füßen war weich, fast sumpfig. Von einer Lagerstätte, von Stroh, oder sonst irgend einer Bequemlichkeit war keine Spur zu entdecken. — Kaum wagte man, den Fuß vorwärts zu setzen, weil man nicht wußte, wohin man trat, und der Boden ungleich zu seyn schien.

In dieser entmuthigenden, fast entsetzlich zu nennenden Lage verharrten die Unglücklichen mehrere Stunden. Die Müdigkeit drängte sie, sich zu lagern, der Widerwille vor dem feuchten Grunde hielt sie ab; der Schlaf senkte sich schwer auf ihre Augen, allein zugleich begann der Hunger sie heftig zu quälen, und scheuchte den Schlummer hinweg. Ein leises Seufzen, manches muthlose Wort ließ sich hier und dort vernehmen; Capitain Brüat redete indeß ermunternd zu, und versicherte, es könne dieser Zustand unmöglich dauernd seyn, sie möchten sich nur diese Nacht in Geduld fassen. — Man hatte sich indessen so viel als möglich an die Mauern des Gewölbes zu stellen gesucht, um dort wenigstens einen Anlehnepunkt für den ermüdeten Körper zu finden; glücklich war derjenige, welcher eine Ecke getroffen hatte, oder gar eines Ge=

fimses habhaft wurde, um sich ein wenig darauf zu setzen.

Mitten in der Nacht hörte man dumpfes Gemurmel von Stimmen, und Tritte den Gang herauf erschallen. Das Geräusch kam der Pforte des Kerkers näher und näher, Lichtstrahlen blitzten durch die Spalten der Thür, die Riegel rasselten, die Pforte öffnete sich. Allen kehrte schon bei dem Anblick des Lichtes der Muth zurück; denn nichts, so schien es ihnen, konnte ihre Lage verschlimmern, jede Veränderung mußte sie verbessern. In die geöffnete Kerkerthür traten zuerst zwei Türken mit Fackeln, dann folgte eine Anzahl ebenfalls gefesselter Männer. Wer beschreibt die Freude und Erschütterung der Unglücklichen, als sie beim Schein des Fackellichtes in den Ankommenden ihre Kameraden und Landsleute, und unter ihnen den würdigen Hauptmann Assigny erkannten! Ein lauter Ruf des Jubels erhob sich, man drängte sich herbei, fiel den Ankommenden um den Hals, küßte und herzte sie. — So wird im tiefsten Unglück die Gemeinsamkeit desselben zum Trost, ja zu einem wahrhaften Glück.

Assigny und Brüat lagen einander in den Armen.

„Freund! Welches Loos kommen Sie mit uns zu theilen!“ rief der letztere aus. „Ich hoffe, zur Milderung desselben beitragen zu können,“ erwiederte Assigny; „vor der Cassauba war ich so glücklich, den sardinischen Consul, einen meiner ältesten Freunde, zu sprechen. Er wird morgen eine Audienz beim Dey verlangen, und Alles anwenden, unser Schicksal zu erleichtern.“

Diese Worte des Trostes belebten den Muth Aller auf's Neue. Zugleich hatte Giacomo von selbst die Keckheit, vorzutreten, und einem der türkischen Wächter die Grausamkeit vorzustellen, mit welcher man gegen sie verführe, indem man ihnen nicht einmal Lagerstroh gäbe, welches doch die wilden Thiere erhielten, deren Gebrüll man in diesem Kerker vernehmen könne. *)

Der angeredete Türke schien die Gerechtigkeit des Vorwurfs zu empfinden. Er sah sich in dem furchtbaren Kerker um, als wolle er sich überzeugen, daß

---

*) Die Menagerie des Dey befand sich, während der Herrschaft desselben, dem gewöhnlichen Gefängniß der Christen-Sklaven so nahe, daß diese oft des Nachts durch das Gebrüll der Löwen und Tieger aufgeschreckt, und die Ankömmlinge sogar dadurch heftig geängstigt wurden.

Giacomo die Wahrheit gesprochen habe, und sprach dann: „Ihr sollt Lagerstroh erhalten!“ Mit diesen Worten verließ er das Gefängniß; in der That kehrte er in kurzer Frist mit etwa zwanzig Begleitern zurück, deren jeder eine ungeheure Last von Reisstroh auf dem Rücken trug, wovon den Gefangenen ein zwar sehr rauhes Lager bereitet wurde, was ihnen jedoch jetzt als die größeste Wohlthat erschien, die sie sich vorzustellen vermochten. Bald streckten sie sich auf dem harten Pfühl nieder, und der Schlaf senkte sich über sie herab, um sie durch ein kurzes Vergessen ihres Unglücks zu erquicken.

Achtes Kapitel.

Als der Tag anbrach, konnte man erst die Lage des Gefängnisses wahrnehmen. Es war ein tiefer, gewölbter Keller, der spärliches Licht durch einige vergitterte Luken empfing, die nach dem innern Raum des Bagno hinausgingen. Auf diesem Hofe sah man Arbeiter und Sklaven aller Art, Araber, Türken und Israeliten hin und wieder gehn. Das gemeine Volk der Algierer stellte sich vor die Gitterfenster und verhöhnte die armen Gefangenen. Diese knirschten vor Wuth, indeß sahen sie ein, daß ihre Führer, Assigny und Brüat, Recht hatten, darauf zu dringen, daß man das Gespött und die Beschimpfungen völlig unbeachtet lassen müsse. Die größte Pein, welche sie für diesen Augenblick ausstanden, war der Hunger. Giacomo wurde beauftragt, den Versuch zu machen, von den

Aufsehern, wie gestern Lagerstroh, so heut Speise zu erhalten. Auf langes, heftiges Pochen an die Kerkerthür, wurde diese endlich geöffnet. Giacomo stellte das Anliegen so dringend vor als möglich. Allein der Wächter lachte ihm höhnisch ins Gesicht, und fragte ihn nur, ob er auch Geld habe, zu bezahlen, alsdann solle er Speisen erhalten. Dann warf er die Thür wieder zu, und schob die mächtigen Riegel vor. Die Gefangenen waren außer sich vor Wuth, als sie diese Antwort vernahmen. Kaum vermochten Assigny und Brüat sie von dem thöricht verwegenen Versuch abzuhalten, die Pforten ihres Kerkers zu zersprengen.

Indeß dauerte es nicht lange, so öffneten sich diese von selbst, und der sardinische Consul trat ein; Assigny flog in seine Arme. „Gott, welch ein Aufenthalt!“ rief der Eintretende bestürzt; „wohl mir, daß es mir gelungen ist, Ihr Schicksal zu mildern. Der Dey hat gestattet, daß die Offiziere ihre Wohnung bei den Consuln nehmen dürfen; mit Freuden nehme ich sie Alle bei mir auf. Die Mannschaften will er indeß durchaus in dem einmal für sie bestimmten Gefängniß behalten, und keine Vorstellung hat ihn davon abbringen können. Also, mein Freund, folgen Sie mir schnell aus diesem abscheulichen Kerker, und laden Sie

Ihre Freunde und alle Männer von Bildung ein, gleichfalls bei mir ihre Wohnung zu nehmen." — „Sie sind ein großmüthiger Freund," entgegnete Assigny; „allein kein Führer wird die Seinigen verlassen wollen. Ich theile das Schicksal meiner treuen Kameraden; so lange sie hier im Elende schmachten müssen, werde ich sie nicht verlassen."

Auf diese edelmüthigen Worte erhob die ganze Schaar einen Freudenruf; es war, als kehre ihnen dadurch mit einemmale alle Hoffnung, aller Lebensmuth zurück. Sie drängten sich um den wackren Führer her, ergriffen seine Hände, küßten und drückten sie, vergossen Thränen der Freude. Es wurde Assigny schwer, sich wieder loszumachen.

„Sie haben vollkommen Recht," entgegnete der Consul, den dieses Schauspiel wahrhaft gerührt und erschüttert hatte. „Aber sprechen Sie jetzt selbst, was bleibt mir nun für Sie zu thun übrig?"

„Unendlich Vieles werden wir Ihnen verdanken können, theuerster Freund. Bis jetzt hat man uns ohne alle Nahrung und Erquickung hier gelassen, und so eben die grausame, höhnische Antwort ertheilt, wenn wir Geld zum Bezahlen hätten, wolle man uns auch Speise geben. Geben Sie uns daher Geldvorschüsse,

für die ich Ihnen im Namen der französischen Regierung mit meinem Ehrenworte hafte, und wenn Sie es vermögen, vermitteln Sie es, daß man uns einen gesunderen Aufenthalt als dieses unterirdische Gefängniß nachweise."

Der Consul versprach, die Bitten des Capitains nach Kräften und möglichst schnell zu erfüllen; deshalb verließ er den Kerker so eilig als möglich.

Schon nach einer Viertelstunde wurde man die Wirkung seiner Thätigkeit gewahr; denn die Kerkerpforten öffneten sich, und einige Leute des Consuls trugen große Körbe mit Brodt, Früchten und Rum herein. Diese Nahrungsmittel wurden sogleich vertheilt, und die Stärkung belebte die Entkräfteten mit neuer Hoffnung.

Einige Stunden später kam der Consul selbst wieder in das Gefängniß hinab. „Leider," sprach er, „sind alle meine Versuche, Ihnen ein gesunderes Gefängniß zu verschaffen, fehlgeschlagen; doch habe ich wenigstens so viel erreicht, daß man Sie täglich einige Stunden auf den Hof des Bagno lassen wird. Dort werden Sie freilich mancher Verhöhnung ausgesetzt seyn; aber bedenken Sie, daß Sie unter barbarische Völkerstämme gerathen sind, denen die edleren Ge-

fühle der europäischen Nationen, die Schonung des Unglücks, des gefangenen, wehrlosen Feindes, durchaus fremd sind. Was Ihre Nahrung anlangt, so dürfen Sie einkaufen, was Sie auf dem Markt von Algier finden. Ich werde für die Bereitung Sorge tragen, und Ihnen die Speisen, so gut es möglich ist, hieher schaffen lassen. Auch hat man mir, da Sie Rechnungsgeschäfte, Briefe an Ihre Regierung und dergleichen zu besorgen haben werden, auf dringende Vorstellung ein kleines Gemach, das hier auf dem anstoßenden Gange liegt, bewilligt, damit Sie dort Ihre Papiere aufbewahren, und Ihre Geschäfte betreiben können. Ihre Lage ist hart, aber hoffentlich wird sie nicht lange dauern, denn den Nachrichten aus Toulon zufolge ist die französische Flotte abgesegelt, und muß nächstens an dieser Küste landen.

Der wärmste Dank wurde dem thätig hülfreichen Mann für seine menschenfreundlichen Bemühungen. Blieb gleich die Lage der Gefangenen noch immer sehr traurig, so war sie doch um Vieles gebessert worden, und nun wenigstens zu ertragen.

Giacomo wurde, als der Landessprache kundig, und überdies zuverlässig, mit dem Geschäft des Einkaufs der Speisen beauftragt. Er nahm dazu jedes-

mal vier Matrosen mit, wozu die Erlaubniß ebenfalls durch den Consul ausgemittelt war, und bediente sich derselben zu Trägern. Es dauerte nicht lange, so wurden diese so bekannt in Algier, und lernten die Preise, die Ausdrücke beim Kauf und Verkauf so kennen, daß sie auch ohne Giacomo das Einkaufsgeschäft übernehmen konnten. — Natürlich wurden sie bei jedem Gange von einigen Türken begleitet, deren Habsucht oder Begier sie nach Umständen stets durch Geschenke an Speisen oder an Geld zu befriedigen hatten, wenn sie nicht durch die Willkühr derselben sehr gedrückt und beschränkt seyn wollten.

So verstrichen mehrere Tage durchaus gleichförmig. Giacomo, gewandt und schlau, benutzte jeden Gang, um sich in Algier möglichst genau zu orientiren; zugleich suchte er von Neuigkeiten zu erfahren, was nur irgend möglich war, und wandte sich deshalb vorzüglich an die Juden, denen er bessere Preise für ihre Vorräthe an Fleisch, das er besonders von ihnen zu kaufen pflegte, bewilligte, falls sie ihm Nachrichten von Wichtigkeit über die vor dem Hafen kreuzende Flotte, über die Erwartung der Landung und dergleichen mehr zu geben vermochten. So blieb er über die Vorgänge in der politischen Welt stets unterrichtet,

und hinterbrachte, was er erfuhr, getreulich seinen beiden Vorgesetzten.

Eines Tages kam er mit leuchtenden Augen, vor Freude zitternd, in den Kerker zurück.

„Capitain," rief er, „unsre Rettung ist nah. Die Flotte ist gelandet; die Türken sind gänzlich geschlagen worden. Wenige Stunden von hier ist das Lager der Franzosen aufgeschlagen. Vielleicht in wenigen Wochen weht die weiße Fahne von den Mauern Algiers herab!"

Die Matrosen brachen in lauten Jubel aus bei dieser Nachricht. Mit Mühe mußten die Führer diese Zeichen der Freude dämpfen, da sie den Feind leicht zur Wuth reizen, und das Verderben der ganzen Mannschaft werden konnten. Desto mächtiger aber erhob das Gefühl vaterländischen Stolzes und hoher Freude ihre Brust, und erfüllte Alle mit Hoffnung, Muth und Kraft der Ausdauer für ihr Schicksal. Selbst die Kranken, deren es in dem feuchten Gewölbe nicht wenige gab, richteten sich erquickt und gestärkt empor, und das Roth der Freude überflog ihre bleichen, eingefallnen Wangen.

Nachrichten dieser Art folgten jetzt öfter aufeinander. Fünf Tage nach der Landung fand die Schlacht bei Staouch Eli statt, in der das ganze Lager der Türken verloren ging. Das Heer der Franzosen rückte so rasch vor, daß die Gefangenen schon das nahe Ende ihrer Leiden vor Augen sahen. Jetzt vernahmen sie sogar schon oft den entfernten Donner der Kanonen, und mit hehrer Feierlichkeit erfüllte er ihre Herzen. Sie knieten nieder zum Gebet, wenn die dumpfen Schüsse in ihren einsamen Kerker herabdröhnten.

Jedoch wurde ihre Lage schlimmer und bedenklicher. Denn der Grimm der Türken über die Siege des christlichen Heeres hatte schon mehrmals gedroht, sich an den gefangenen Opfern auszulassen. Nur der verdoppelten Anstrengung des sardinischen Consuls gelang es, das Verderben von ihren Häuptern abzuwenden, indem er die Türken durch das Bild der furchtbaren Rache des Feindes schreckte, wenn auch nur ein einziger der Gefangenen getödtet würde.

Indeß rückte das Heer der Franzosen immer näher und näher gegen die Stadt an, und schon wurden die Zugänge zu derselben sorgfältig bewacht gehalten.

In diesen Tagen ging der Malteser eines Vormittags wieder aus, um Vorräthe zu kaufen und Nachrichten einzusammeln. Er nahm absichtlich seinen Weg gegen das südliche Thor nahe bei der Cassauba, weil von dorther die meisten Boten herein kamen; zugleich wohnte auch in jener Gegend ein Israelit, von dem er schon Manches gekauft hatte.

Dicht am Thore hatte ein beduinisches Weib ihren Kram von Früchten, Reis und Gartengemüsen aufgestellt, um ihn zum Kauf auszubieten; Giacomo ging mit seinen Begleitern auf dieselbe zu, und warf dabei neugierig seine Blicke zum Thore hinaus, um zu sehn, ob er nicht vielleicht auf irgend einer Anhöhe schon französische Wachtposten entdecken könnte. Indem er so stand und sich spähend umsah, wurde er eines Reiters gewahr, der auf einem Maulthier des Weges daher kam. Er trug einen langen, weißen Bart, hatte das Haupt mit einem schwarzen Barett bedeckt, und war in einen weiten Mantel von derselben Farbe gehüllt; dies ist die gewöhnliche Tracht algierischer Juden. Giacomo hoffte, da derselbe von außen her kam, etwas von ihm zu erfahren, und verzögerte daher seinen Ankauf unter allerlei Vorwänden, damit der Reiter erst herankommen möchte. Je näher

dieser kam, je begieriger wurde Giacomo, ihn zu sprechen, da ihm die edle Gestalt, die ausdrucksvollen Züge des alten Mannes auffielen. Langsam, sich überall mehr als vorsichtig, fast besorglich umschauend, ritt dieser näher und in das Thor hinein. So wie die türkischen Soldaten, welche den Malteser als Aufseher begleiteten, dies sahen, sprangen sie heftig auf ihn los, rissen den Alten von seinem Maulthier herab, und mißhandelten ihn mit Fußstößen und Säbelhieben. Ihr Zorn war dadurch erregt worden, daß der Israelit das algierische Gesetz, welches jedem Juden verbietet, in das Thor einzureiten, übertreten hatte. Giacomo, den die sprechenden, edlen Züge, die Würde des Mannes tief bewegt hatten, und der, des beschimpfenden Gesetzes unkundig, die rohe Mißhandlung gar nicht begreifen konnte, wurde davon so überrascht, daß er hinzusprang, einen der Türken, der über dem bestürzten, hülflos am Boden liegenden Israeliten den Säbel schwang, zurückriß, und den Greis von der Erde emporhalf. Dieser schien über seine Jahre kräftig zu seyn, denn im raschen Sprunge stand er wieder auf den Füßen, und von einem edlen, aber heftigen Zorn getrieben, packte er muthig, und mit colossaler Kraft des Armes einen der auf ihn eindringenden

Soldaten, warf ihn zu Boden, und entriß ihm den Säbel, um sich zu vertheidigen. Da in diesem Augenblick der dritte Angreifer die Klinge über ihn schwang, vermied er durch einen raschen Seitensprung den Hieb, und führte dann einen Streich auf den Gegner, von dem derselbe sogleich blutend niederstürzte. So lagen im Augenblick die drei Soldaten am Boden; aber zugleich schien das Leben des Israeliten, so wie das des Maltesers verloren, wenn sie sich nicht schleunig retteten. Zum Glück war außer dem Beduinenweibe und den Matrosen, welche die Speisekörbe aufgeladen hatten, Niemand in der Nähe. Giacomo rief daher dem Israeliten zu: „Flüchte Dich mit mir, sonst sind wir beide verloren.“ Und schon war er auf behenden Füßen in eine enge Seitengasse gesprungen, die er vollen Laufs hinunter rannte; der Israelit folgte ihm auf dem Fuße nach. Die Gasse krümmte sich, es kamen Quergassen, Giacomo rannte hinein; er sprang flüchtig fort wie ein Reh, gewann bald eine größere Gasse, und erreichte endlich einen einsamen Theil der Stadt, wo er Athem zu holen und sich nach seinem Gefährten umzusehn wagte. Dieser war, trotz seiner Jahre, dicht an ihm geblieben; beide sahen sich jetzt einander verwundert an, und schienen sich zu fragen, wie sie

eigentlich so plötzlich in diese Lage der engsten Verbindung des Schicksals gekommen waren.

„Für den Augenblick hätten wir den Kopf auf unsren Schultern gerettet!“ rief Giacomo. „Aber jetzt, Alter, mußt Du Rath schaffen. Du mußt mich bei Dir verbergen, sonst bin ich verloren!“

„Bei mir?“ rief jener erstaunt aus; „ich bin so fremd in Algier, daß ich nicht eine Gasse kenne, viel weniger ein Haus hier besitze!“

„Wie!“ rief Giacomo, „bist Du denn nicht ein Jude aus dieser Stadt?“

„Jehova ist freilich der Gott meiner Väter,“ erwiederte der Jude verlegen, „allein ich bin fremd hier. Ich wohne im Innern des Landes, in Belida, und war auf einer Reise hieher begriffen.“

„So wirst Du doch hier einen Glaubensgenossen, einen Geschäftsfreund kennen?“ fragte Giacomo weiter. „Er muß uns verbergen, bis wir aus der Stadt entkommen können. Dann flüchten wir ins französische Lager. Dort sind wir geborgen?“

„Ins Lager der Franzosen?“ rief der Alte mit sichtlicher Bewegung. „Wie weit ist es noch von llgier? Rücken sie vor?“

„Ei was!“ rief Giacomo, indem er den Alten, der stillstehn wollte, vorwärts zog, „zur Beantwortung dieser Fragen ist jetzt keine Zeit. Sprich lieber rasch, ob Du keinen Deiner Glaubensgenossen hier kennst, zu dem wir uns flüchten könnten!“

„Ich kenne nur einen, sein Name ist Baruch. Er hat bisweilen Geschäfte in Belida gemacht; allein seine Wohnung weiß ich nicht. Ich hoffte wohl, ihn zu erfragen, da ich ganz arglos hier hereinritt; aber dieser rasende Ueberfall, den ich mir gar nicht erklären kann, und der jetzt mein Leben in Gefahr bringt, macht es unmöglich.“

„Baruch! Baruch!“ sprach Giacomo nachsinnend. „Mir däucht, ich hätte den Namen hier schon gehört. Ist er nicht ein Kraut= und Fleischhändler?“

„Ganz recht,“ antwortete der fremde Jude, „ich verkaufte ihm stets die Gemüse aus den Gärten meines Herrn.“

„Deines Herrn?“ fragte Giacomo. „Bist Du denn in Diensten? Ihr pflegt ja sonst lieber in der tiefsten Armseligkeit zu leben, als einem Mahomedaner zu dienen?“

„Er war auch nicht eigentlich mein Herr, allein er besaß große Güter, und ich, da ich mich auf die

Gartenzucht verstehe, hatte die Aufsicht darüber, und betrieb den Verkauf der Früchte."

Giacomo hörte diese Erklärung nicht sonderlich aufmerksam an, sondern fragte weiter: „Es ist doch derselbe Baruch, der auch mit Specereien nach Europa handelt? Er hat eine kleine, häßliche Frau, aber ein gutmüthiges Mütterchen."

„Sein Weib kenne ich nicht," sprach der Fremde; „er selbst aber ist leicht kenntlich, denn er ist klein, hager, vom Alter gekrümmt, und hat ein ängstliches, aber schlaues Wesen."

„Ganz recht, es ist mein Mann. Er wohnt in der Gasse, die zum Hafen führt Dorthin ließe sich schon gelangen. Aber dürfen wir ihm auch vertrauen? Hat er Verbindlichkeiten gegen Euch? Er wagt sein Leben, wenn er uns aufnimmt!"

„Ich mag für seine Gesinnung nicht haften, doch glaube ich, würde er uns, wenn ihm ein ansehnlicher Lohn gewiß wäre, in seiner Behausung aufnehmen."

„Was Belohnung! Habt Ihr etwas daran zu wenden? Ich meines Theils bin ein armer Teufel!"

„Auch ich besitze wenig," sprach der Fremde einigermaßen verlegen, so daß es schien, als sage er nicht ganz die Wahrheit.

„Da haben wir's!" rief der Malteser, „Euch Juden geht der Dukaten über den Kopf! Es gilt das Leben und Ihr wollt knausern! Pfui Teufel! Euretwegen habe ich mich in den verhenkerten Handel gestürzt, und jetzt wollt Ihr zaudern, ein paar Goldstücke herzugeben!"

„Ihr irrt Euch!" erwiederte der Fremde mit einem Ton und einer Miene, in denen eine überzeugende Kraft lag. „Ich weiß, daß ich Euch vielleicht das Leben danke; Ihr hättet allenfalls schon sehn können, daß Ihr mit keinem feigen Buben zu thun habt. Seyd hiermit versichert, daß ich Alles, was ich an Geld und Kräften besitze, anwenden werde, um uns zu retten."

Giacomo fühlte sich durch die edle Sprache und Haltung des Fremden mit einer Art von Ehrfurcht gegen ihn erfüllt, und seine raschen, unvorsichtigen Worte reuten ihn.

„Nehmt's nicht übel, Freund! Aber gewöhnlich macht man mit den Leuten Eures Glaubens schlechte Geschäfte. Es soll mir lieb seyn, wenn Ihr eine Ausnahme macht; und wahrhaftig, ich glaube das jetzt von Euch."

Unter diesen Gesprächen waren Beide immer rasch vorwärts geschritten; Giacomo hatte durch allerlei winkelige Quergassen, die kaum zwei Schritte breit waren, den nächsten Weg nach dem Hafen einzuschlagen gesucht. So waren sie denn jetzt in die Gasse gelangt, wo Baruch wohnte, hatten jedoch noch ein gutes Stück derselben hinaufzugehn.

Bisher waren wenig Leute auf der Straße zu sehn gewesen; in dieser Gasse aber, welche den Weg zum Hafen bildete, fand ein buntes Treiben der Menge aneinander vorüber statt.

Mitten in dem Gewimmel des Volkes sah man auch einen vornehmen Türken reiten, dem viele Diener zu Pferde folgten.

„Wenn die wittern könnten, was wir auf dem Gewissen haben," sprach Giacomo, und deutete, indem er den Fremden anstieß, mit dem Finger auf die Reiter, „sie würden uns verwünscht in die Beichte nehmen."

Der Fremde blickte auf, schreckte zusammen, und rief: „Gott! Ich bin verloren, es ist Abukan, mein Herr!"

„Was will er Euch denn thun?" fragte Giacomo; allein jener gab ihm keine Antwort, sondern

drängte sich eilig auf die Seite, indem er das Gesicht nach den Häusern wandte, und sich unter die Menge mischte, in der Hoffnung, von dem schon dicht herangekommenen Reiter nicht bemerkt zu werden. Aus begreiflichem Antriebe folgte ihm der Malteser, und machte die Sache so eigentlich erst schlimm; denn zwei, die sich abseit schleichen, werden natürlich leichter bemerkt; überdies war die Tracht Giacomo's von der Art, daß er sogleich als ein Fremder auffiel, und man hatte ihn schon zu oft in den Gassen von Algier gesehn, um nicht zu wissen, daß er zu den gefangenen Franken gehöre. Seine Gestalt war es daher, welche die Blicke des stolz auf seinem arabischen Schimmel daher reitenden Abukans zunächst auf sich zog. Es fiel demselben auf, daß er allein, ohne Begleitung gehe, und da er ihn einem Juden nachschleichen sah, welche in stetem Verdacht der Verrätherei standen, schöpfte er Argwohn.

„He! Frank! Wohin? Wo ist Deine Wache?“ rief er. „Was hast Du mit jenem Manne von Abrahams verfluchtem Stamme zu schaffen?“

Giacomo, der so leicht die Geistesgegenwart nicht verlor, antwortete schnell: „Es ist ein Gemüsehändler, Herr! Wir kaufen häufig von ihm!“ Vielleicht hätte

die schnelle, unbefangen gegebene Antwort dem Fragenden genügt, wenn nicht der Fremde, der schon einige Schritte vorbei war, zu eilig fortgeschritten wäre, und dabei durch auffallendes Bücken sein Gesicht zu besorglich versteckt hätte.

„Ich traue Euch nicht!“ rief Abukan; „führt mir den Juden her! Du weiche nicht von dieser Stelle!“

Sogleich sprengten zwei Reiter auf den Juden zu, und zwangen ihn umzukehren, um sich vor ihren Herrn zu stellen. Giacomo, der vor dem Rosse Abukans stand, sah seinen Schicksalsgenossen heranschreiten. In den Zügen desselben drückte sich eine so edle Entschlossenheit aus, zugleich aber auch ein so tiefer Schmerz, daß der Anblick dieser hohen, mit gebietendem Anstande herbeischreitenden Gestalt ihn auf das wunderbarste bewegte. Er ahnte sogleich, daß hier ein Geheimniß im Spiel seyn müsse; einige Worte des Gesprächs, welches er mit dem Fremden gehabt hatte, der Ausdruck seines Gesichts, sein hoher Anstand, Alles überzeugte ihn, er sey kein Israelit, sondern habe diese Kleidung nur als Verkappung gewählt. Eine unerklärliche Ehrfurcht, welche das Wesen dieses räthselhaften Mannes ihm einflößte, erfüllte jedoch seine Brust so ganz, so wunderbar, daß er das drohend

heranziehende Ungewitter der Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, einen Augenblick völlig vergaß.

Der Fremde kam festen Schrittes heran, und blieb in aufrechter, stolzer Haltung, wie ein Mann, der keine Furcht kennt, sondern dem unvermeidlichen Schicksal mit Entschlossenheit entgegentritt, vor Abukan stehn.

„Wie!" rief dieser, „täuschen mich meine beiden sonnenklaren Augen, oder sehe ich meinen Sklaven Hassan in dieser Verkappung vor mir? Beim Propheten! Er ist es!"

„Ich bin's," war die feste, ruhige Antwort des Fremden.

„So stolz? Auf der That ergriffen, und noch übermüthig? Unterwürfiges Flehen hätte meinen Zorn vielleicht in Gnade verwandelt, ihn wenigstens gemildert. Jetzt ist Dein Loos unwiderruflich beschlossen, Du stirbst! — Und jener Franke mit ihm!" rief er den Begleitern zu, indem er auf Giacomo zeigte. „Führt sie Beide in den Kerker!"

„Jener dort ist schuldlos!" rief Hassan, in dessen Miene nicht die mindeste Verzagtheit zu lesen war; „ich befragte ihn um den Weg, er führte mich."

„Du lügst, Sklav," erwiederte Abukan mit zornfunkelnden Augen, „er hat sich schon als Dein Gesell

verrathen, denn sein lügnerischer Mund nannte Dich einen Gemüsehändler, von dem er oft gekauft habe. Fort mit Beiden! Sobald ich zurückkehre, sollen sie vor meinen Augen sterben."

Mit diesen Worten sprengte er die Gasse rasch hinab, während vier seiner Begleiter die Unglücklichen in ihre Mitte nahmen, und sie nach Abukans Hause führten. Hassan wandte sich mit einem Blick des unbeschreiblichsten Schmerzes nach seinen Begleiter Giacomo um. „Freund! Du wirst durch mich ins Verderben gestürzt!" sprach er, und eine Thräne rollte ihm aus den schwarzen, großen Augen über die bleiche, tiefgefurchte Wange herab. Aber ehe er weiter sprechen oder Jener antworten konnte, trieben die türkischen Reiter ihn vorwärts, und duldeten es nicht mehr, daß er nach dem Gefährten zurückblickte.

Nur zu bald ward ihnen indessen volle Muße des Gesprächs mit einander. Das Haus Abukans lag wenige hundert Schritte von dem Ort, wo man die Unglücklichen ergriffen hatte. Die Pforte öffnete sich, man führte die Gefangenen in den Hof, und von dort in einen tiefen, nur von einem kleinen Gitterfenster erhellten Keller, der ihr Gefängniß wurde.

So lange sie von den Türken begleitet wurden, hatten Beide keine Sylbe gesprochen; jetzt, als diese sie verließen, und die Thür sich hinter ihnen schloß, blickte Hassan den Malteser mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes an, und rief: „Freund! Du rettetest mein Leben, und ich stürze Dich in den Tod!“

Giacomo war freilich ein wenig kleinmüthig geworden, indeß übte das Ehrfurcht gebietende Wesen des Fremden eine solche Gewalt über ihn, daß er sich an der edlen Kraft desselben emporrichtete, und mit einer gewissen muthigen Heiterkeit sprach: „Je nun! Es ist ein Unglück für uns Beide! Aber wer kann's ändern? Wer hat's verschuldet? Ich gebe freilich keine trockne Feige für unser Beider Leben. Aber ich denke, wir wollen wenigstens sterben wie ein paar wackre Soldaten.“ Dabei drückte er Hassans dargebotene Hand mit warmer Herzlichkeit.

„Du bist Soldat?“ fragte dieser.

„Ein ehrlicher Matrose in Diensten Seiner Majestät des Königs von Frankreich!“

„Von Frankreich!“ rief Hassan, und sein dunkles Auge warf Feuer! „Du bist ein Franzose?“

„Nicht so ganz! Ich kann mich eben so gut für einen Engländer, Griechen oder Italiener halten. Mein

Vaterland ist Malta; aber ich diene auf der Flotte Karls des Zehnten.

„O Du bist dennoch mein Landsmann!“ rief der Fremde plötzlich in französischer Sprache, schloß den erstaunten Giacomo in die Arme, küßte ihn mit Heftigkeit, und überströmte ihm das Antlitz mit warmen Thränen.

„Ihr seyd aus Frankreich?“ rief er gleichfalls französisch.

„Ich höre den süßen Klang meiner Muttersprache! Nach funfzehn Jahren zum erstenmale! Allmächtiger Gott! Du zerreißest mein duldendes Herz durch Entzücken und Schmerzen zugleich! Es ist zu viel!“

Und eben der, welcher sein Todesurtheil vor wenigen Minuten mit der kalten Unerschütterlichkeit eines Helden gehört hatte, dessen Züge sich dabei so wenig veränderten, als wären sie in Marmor gehauen, er stand jetzt zitternd, auf die Schulter seines Gefährten gelehnt, und brach fast zusammen unter dem Sturm seiner Seele, und seine männlichen Augen zerflossen in Thränen.

Neuntes Kapitel.

Es herrschte einige Minuten lang ein tiefes Schweigen in dem dunklen Gruftgewölbe. Gleich einem Felsen hatte Hassan sich bisher dem mächtigen Strom der Empfindungen starr und unbeweglich entgegengestemmt; endlich aber war die Fluth zu hoch angeschwollen, der Damm des eisernen Willens zerriß, und im freien Erguß strömten die Wogen dahin. Seine Kraft war gebrochen, er vermochte den Schmerz nicht mehr zu bezwingen; so mußte er ihm denn jetzt freien Lauf lassen, bis er sich selbst erschöpfen, und in sanfteren Wellen ruhiger dahinziehn würde.

Den rechten Arm hatte er um Giacomo's Nacken gelegt, mit der Linken dessen Hand gefaßt, die er in tiefer Bewegung mit mehr als Freundeswärme und Innigkeit drückte, während er das müde, schwere

Haupt tief herabsenkte, und es sanft gegen die Wange seines getreuen Unglücksgefährten lehnte. Unaufhaltsam flossen seine Thränen; nur einzelne Worte drängten sich aus der Tiefe seiner wallenden Brust herauf. „Mein Vaterland! Mein Landsmann! Der süße, längst entbehrte Laut der Muttersprache!“ —

Das redliche Herz Giacomo's, so einfach und wenig gebildet er war, verstand dennoch das schmerzlich süße Glück seines Genossen; auch er konnte seiner Bewegung nicht länger gebieten, und mußte mit dem tief erschütterten Greise weinen. Er erwiederte den Druck seiner Hand mit biedrer Herzlichkeit, und sprach wohlmeinend und tröstend: „Guter, alter Vater! Härmt Euch nicht zu sehr! Zwar ist uns jetzt das Messer nah an die Kehle gesetzt, aber doch ist noch nicht Alles verloren, und entweder gelingt es uns, aus diesem Kerker zu entfliehen, oder wenigstens den Tod abzuwenden. Dann befreien uns unsre Landsleute, die binnen Kurzem hier in Algier einrücken müssen, aus diesem verwünschten Loch.“

Nachdem die heftige Wallung des Gemüths in der Seele des Fremden sich ein wenig besänftigt hatte, sprach er: „Lieber Freund und Gefährte! Du gehst meinetwegen in den Tod! Ich kann Dir's nicht

vergelten, ich kann Dich nicht erretten. Dein Lohn wird Dir jenseit werden. Vielleicht haben wir nur noch wenige Augenblicke zu leben. Sie werden mir sanft dahinschwinden, wenn Du mir von meiner Heimath erzählen kannst. Seit funfzehn Jahren habe ich beklagenswerther Mann kein Wort von meinem Vaterlande, von den Meinigen vernommen! Ich habe keinen Landsmann gesehn, keinen Laut meiner Muttersprache gehört! — Denke wie sich mein Herz danach sehnt, und füge zu alle dem Guten, das Du mir gethan, auch diesen Dienst der Liebe, gieb mir Kunde von Frankreich, von meiner Heimath!"

„Wahrhaftig, das will ich mit tausend Freuden thun!" rief Giacomo; „womit sollten wir auch die Zeit in diesem dumpfen Loch besser zubringen, bis sie uns herausholen? Alter, kommt, wir wollen uns auf diese Schwelle setzen. Dann will ich mir und Euch die Zeit verplaudern, als säßen wir in einer Hafenschenke und schwatzen. Fragt nur, wenn Ihr etwas wissen wollt; ich denke, ich kann Antwort geben."

Sie setzten sich auf die niedrige Steinstufe unter der Pforte des Kerkers. Giacomo sah seinen Gefährten freudig an, als wolle er sagen: „Nun? Fragt doch! — Dieser bebte heftig; tausend Fragen schienen

sich zugleich auf seine Lippen zu drängen. Jede war ihm gleich wichtig; jede Antwort drohte ihm eine theure Hoffnung zu vernichten, eine tiefe Wunde zu schlagen. Endlich öffnete er die Lippe.

„Du sagtest vorher, mein Sohn, Du dienest Karl dem Zehnten. Ist Ludwig der Achtzehnte nicht mehr König von Frankreich?“

„Seit sechs Jahren ruht er in St. Denys. Sein Bruder, Graf Artois, sitzt jetzt auf Frankreichs Thron.“

„Also Ludwig der Achtzehnte ist todt! — Und, — und,“ das Wort wollte nicht über die Lippe, Giacomo sah ihn fragend an. — „Und der Kaiser Napoleon? Wo ist er?“

„Der ist längst todt! Es mag wohl schon zehn Jahre her seyn, daß er starb.“

„Der Kaiser todt!“ sprach jener mit leiser, erschütterter Stimme. „Und Karl der Zehnte sitzt jetzt auf Frankreichs Thron! — — Todt! Schon zehn Jahre!“

„Ja,“ wiederholte Giacomo, „ein neun oder zehn Jahre ist's her.“

Der Fremde war aufgestanden. Mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupt ging er einige-

male langsam auf und nieder. Vergeblich bemühte er sich, den tiefen Gram, die gewaltsame Erschütterung seiner Seele zu bekämpfen. Große Thränen drängten sich auf's Neue aus seinen Augen hervor. —

Er fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Stirn, aufwärts in das Haar, als wolle er sich von dem Druck eines schweren, düstren Gedankens, der ihn belaste, oder von einem seine Sinne betäubenden Kopfschmerz befreien. „Todt!“ wiederholte er nochmals, „todt! — Und wie starb er? Und wo?“ fragte er nach einer Pause.

„Ihr habt gewiß unter ihm gedient?“ erwiederte Giacomo statt zu antworten. „Nicht wahr, Herr? O sagt mir Euren Namen, ich bitte Euch. Vielleicht sollte ich Euch kennen!“

Der Fremde blickte den Fragenden an. Er schien sich zu besinnen, ob er ihm Antwort geben solle. Nach einigen Augenblicken sprach er: „Ja, Freund! Ich habe in seinen Schlachten gefochten, habe das Glück seiner Siege, und die Tage seines Mißgeschicks getheilt. Doch seit funfzehn Jahren mußte ich meinen Namen in Vergessenheit begraben; in Frankreich darf ich ihn niemals nennen; er wäre mein Todesurtheil. Dir, redlicher Freund, Dir verschweige ich ihn nicht aus Miß-

trauen, aber meine Lippe wehrt sich, ihn auszusprechen, da ich ihn niemals mehr führen darf. Laß ihn mit mir begraben seyn. Wir stehn an der Pforte des Todes; drüben gilt ja doch kein Name mehr. — — Wenn Du indessen willst, nenne mich Bernard; ich war Obrist in dem Heere des Kaisers."

„Mein Obrist!" rief Giacomo, dem selbst in dieser Lage die Ehrfurcht vor einem Manne, der so hoch über ihm stand, natürlich war. „Mein Obrist!" rief er, und sprang auf, indem er sich mit Achtung und einer gewissen Blödigkeit verbeugte. „Ich bin wohl bisweilen sehr ungeschickt verfahren —"

Der Obrist zog ihn an sein Herz. „Treuer Gefährte! Wir sind Unglücksgenossen, sind gleich vor dem rauhen Richterstuhl des Geschicks. Ich aber bin Dir zum wärmsten Dank verpflichtet, ich bin tief in Deiner Schuld, denn ich ziehe Dich in mein trauriges Loos hinein. Gott möge es mir bezeugen, dies ist jetzt mein schwerster Kummer!"

„Mein Obrist!" rief Giacomo mit Feuer, „ich bin ein so elender Bursch nicht, daß ich nicht zwanzigmal meinen schlechten Kopf daran setzen würde, um den Eurigen zu retten. Grämt Euch nicht meinetwegen. Wer weiß, ob mich nicht in Kurzem die See

verschlungen hätte? Solcher Halmen, wie ich, wachsen tausende auf dem Felde; aber einen Baum, wie Ihr seyd, mein Obrist, sieht man nicht gern fällen!"

Der Obrist drückte ihm schweigend die Hand. Seine Gedanken waren durch das Gleichniß Giacomo's wieder auf den Kaiser gewendet worden. „Du hast Recht," sprach er nach einigen Augenblicken, „wenn ein mächtiger, riesenhafter Baum vom Sturme, dem er lange siegend getrotzt, endlich doch entwurzelt wird, — das erschüttert unser Herz! — Der Kaiser ist todt. Du sagtest mir noch nicht, wie er starb."

„Je nun, mein Obrist, ich denke, traurig genug für einen solchen Herrn. Ihr wißt doch von der Schlacht bei Waterloo?"

„Ob ich weiß! Ja, mein Freund! Dort habe ich noch gefochten; allein was aus dem Kaiser geworden, habe ich nicht mehr erfahren."

„Er ging zu Schiff. In welchem Hafen weiß ich wahrhaftig nicht. Aber die Engländer, in deren Schutz er sich begeben wollte, nahmen ihn gefangen, und brachten ihn nach St. Helena, jenseit des Aequator. Kennt Ihr die Insel, mein Obrist?"

„Ja wohl! Und dort starb er?"

„Vor etwa zehn Jahren."

Der Obrist ging rasch auf und nieder; seine Brust hob sich krampfhaft, er seufzte mehrmals tief auf.

„Ja", sprach Giacomo, „der Kaiser muß ein großer Mann gewesen seyn. Ich habe ihn nie gekannt, habe nur von seinen Thaten erzählen hören. Aber niemals werde ich's vergessen, wie mir zu Muthe war, als ich vor vierzehn Jahren auf einer Reise nach dem Cap an der Insel St. Helene vorbeikam. Schon den ganzen Morgen, ehe wir die Insel sehn konnten, ging unser Capitain unruhig auf dem Deck umher, sah alle fünf Minuten durch's Fernrohr nach Südwest, und wischte sich jedesmal die Augen danach, was er sonst nicht zu thun pflegte. Und wenn einer von uns lachte oder einen Scherz machte, so sah er ihn an, als wolle er ihn in die See werfen lassen. Alle Augenblicke rief er nach dem Schiffsjungen auf dem Mastkorbe hinauf, und fragte: „Siehst Du Land?" Endlich schallte die Antwort herab: „Ja, Capitain!" Er hinauf, mit dem Fernrohr in der Hand. Eine halbe Stunde blieb er droben. Wir segelten mit frischem Wind. Dann kam er herunter, rief uns zusammen, und zeigte uns in Südwest eine blaue, dämmernde Bergspitze. „Seht Ihr die Insel?" fragte er. — „Ja." — „Nun, Burschen, wenn Ihr ein

Herz in der Brust habt, jetzt muß es Euch schlagen. Der steile Berg dort ist ein Kaiserthron!" Und dabei liefen ihm die Thränen über den Knebelbart, und wir sahen hinüber, still, als wenn das Allerheiligste vorbei getragen würde. Ich war nur Schiffsjunge auf einer schlechten Handelsbrigg, aber das merkte ich doch, daß der Kaiser ein Mann seyn mußte, der einem das Feuer in der Brust anzuzünden verstand. Unser Capitain blieb am Mast stehn, wie eine Bildsäule, und ließ das Fernrohr nicht vom Auge. Den ganzen Tag sprach er nicht ein Wort; und wir alle waren Euch auch so still wie in einem Trauerhause. Man hörte nichts als das Rauschen der See an unsrem Kiel, und den Wind, der in den Tauen rasselte. Nachts segelten wir so hart an der Insel vorbei, als die englischen Kreuzer es dulden wollten. Das Licht in den Häusern am Ufer konnten wir schimmern sehn. Doch am andren Morgen war Alles verschwunden, und wir sahen nichts mehr, als das weite Meer. Unser Capitain aber blickte wie gebannt nach dem Strich hinüber, wo die Insel lag, und ich glaube, er hätte sich nicht umgesehn, und wenn wir gerade auf ein Felsenriff gerannt wären."

Der Obrist hatte der schwatzhaften Mittheilung

Giacomo's mit einer Art von Andacht zugehört. Jetzt fragte er weiter:

„Und des Kaisers Sohn?"

Der lebt zu Wien. Heißt Herzog von Reichstadt.

„Hat denn Keiner versucht, ihn von dem Felsen im Südmeer zu erlösen?"

Giacomo schüttelte den Kopf.

„Lebt der Marschall Ney noch?"

„Der ist längst todt!"

„Auch todt? Ist denn Frankreich ein großer Sarg geworden? — Wie starb er?"

„Nun, er wurde erschossen!"

„Also doch ein Soldatentod. In welcher Schlacht?"

„Was Schlacht! Die Pairskammer hatte ihn ja verurtheilt, weil er dem Kaiser, als er von Elba zurückkam, zuerst die Hand geboten hatte!"

Hier verhüllte sich der Obrist mit seinem weiten schwarzen Mantel das Angesicht, und sank erschöpft auf die Stufe an der Pforte des Kerkers nieder.

„Ihr habt wohl den Marschall genau gekannt, mein Obrist?" fragte Giacomo theilnehmend.

„Welcher Soldat hätte ihn nicht gekannt? Wen hätte er nicht zum Siege geführt? — Also verurtheilt!

Erschossen, auf dem Sandhügel knieend, mit verbundenen Augen, wie ein feiger Ueberläufer!"

„Nein, mein Obrist; nicht mit verbundenen Augen! Er stand, und schwenkte das Tuch, und sein letztes Wort war, was er in dreißig Schlachten oft gerufen: „Feuer!" — Da stürzte er hin. Das hat mir einer erzählt, der's mit angesehn. „Es war," sagte er mir, „als wären wir alle mit gefallen von der Kugel, die sein Herz durchbohrte."

Der Obrist stand wieder auf. Sein Angesicht zeigte nicht mehr die gerührten Züge des tief Trauernden. Sein Auge rollte; tiefer Unwille und Erbitterung sprach aus jeder Miene. Er rief:

„Und fanden sich Krieger des französischen Heeres, die sich so tief entwürdigten, das Rohr auf ihren Feldherrn zu richten? — O entartete Zeit! — Und wer wagte es, dem das Todesurtheil zu sprechen, dem Frankreichs Geschichtsbücher auf jeder Seite glänzende Unsterblichkeit verbürgten? — Daß wir fallen mußten, daß uns der Siegende richten würde wie Verbrecher, wenn gleich wir's nicht gewesen, das wußten wir; denn was hatten wir in die Waage zu legen gegen eine solche Beschuldigung? Wir stritten auf Gewinn und Verlust des Hauptes. Doch er! — Wog denn die

eine Sylbe seines Namens nicht schwerer, als die wortströmenden Reden aller seiner scharfzüngigen Ankläger? — — Höre auf, Freund, mir von meinem Vaterlande zu erzählen, sonst muß ich meines Schöpfers Gnade preisen, daß er mich in die Sklaverei an diese Küste der Barbaren sandte!"

Giacomo schwieg betroffen, aber gerührt. Der Obrist ging rasch auf und nieder; er blickte düster zur Erde, oftmals stand er still, drückte die Hände zusammengefaltet krampfhaft gegen die Brust, und blickte mit einem unterdrückten Seufzer auf zum Himmel.

„Ich muß Dich doch noch manches fragen," begann er nach einigen Minuten. — „Lebt der Marschall Soult noch?"

„Er lebt."

Ein sanftes, schmerzliches Lächeln überflog die tiefgefurchten Züge des Fragenden. „Doch Einer noch!" sprach er mit einem dankenden Blicke aufwärts. „Und er ist doch der erste im Heere, geehrt vom Könige als die rühmlichste Säule seiner Macht?"

„Daß ich nicht wüßte. Er lebt ganz in der Stille, wie man mir erzählt hat."

„Und wem schenkt denn Karl der Zehnte mehr

Vertrauen? Wer ist denn der angesehenste Feldherr seines Heeres?"

„Nun, der Herzog von Ragusa!"

„Marmont?" — — — Wer befehligt das Heer gegen Algier?"

„General Bourmont, mein Obrist."

„Gerechter Gott! — Und Ney ist erschossen!"

Diesem Ausruf folgte ein krampfhaftes Lachen, daß die Gewölbe des Kerkers wiederhallten; Giacomo schreckte heftig zusammen.

„Um Gottes Willen, mein Obrist, was fehlt Euch?"

„Nichts, guter Freund! Du hast mir das Herz so leicht gemacht, so leicht! Glaube mir, vermöchte ich nur Dich zu retten, ich würde den Augenblick nicht erwarten können, wo mir Abukan das Haupt herunterschlagen läßt. — — Ruhmwürdiger, tapfrer Feldherr, Du hattest wohl Recht auf dem Schlachtfelde von Waterloo! Fünf Pferde waren unter Dir erschossen, Dein Marschallsrock so zerlumpt von Kugeln, daß der schlechteste Stallbube Dir nicht seinen Wamms dafür gegeben hätte, Leichen lagen rings um Dich her, die Nacht senkte sich herab, die Sichel des Todes mähte furchtbar fort im Dunkeln! Wir fielen Dir zu Füßen,

und beschworen Dich, endlich dem Schicksal zu weichen, und wenigstens Dein Haupt zu retten aus dem Schiffbruch! Du gabst nach, sprachst aber zu uns: „Thoren, Ihr wißt nicht, wo der Tod schön ist! Ich treffe es nicht wieder so glücklich!“ — Wohl hattest Du Recht, Tapfrer der Tapfren! Dort standest Du feindlichen Kugeln gegenüber; es war rühmlich, von ihnen zu fallen, es war eine Freude! Du konntest sterben wie Desaix auf Marengo's Gefilden des Ruhms! Wir haben Dich darum betrogen! Uns dankst Du es, daß Du französische Krieger sehn mußtest, denen die Waffe nicht aus der Hand entsank, als sie auf ihren Feldherrn anschlugen!“ — —

„Die armen Teufel standen wohl und bebten,“ sprach Giacomo dazwischen. „Aber der Marschall rief: „Kinder! Gehorsam ist die erste Pflicht des Soldaten! Hört auf mein Commando wie sonst. Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! Feuer!“ — Da lag er auf dem Rasen. Es war im Garten des Palast Luxemburg zu Paris. —

— — Plötzlich stellte sich der Obrist in würdevoller, stolz emporgerichteter Haltung vor Giacomo hin, blickte ihn starr mit leuchtenden Augen an, legte ihm die linke Hand auf die Schulter, erhob die Rechte

mit ausgestrecktem Zeigefinger gen Himmel, und rief mit Heftigkeit: „Bursch! Ich sage Dir, und fristest Du Dein Leben, so denke an meine Worte, ich sage Dir, das Schwerdt der Vergeltung hängt an einem Haar über dem Haupte der Schuldigen! Es wird herabfallen, es muß herabfallen, fürchterlich, ehe das Jahr uns wiederkehrt, ehe der Mond sich füllt, ehe der Morgen tagt, heut, jetzt — —“

Die Stimme versagte ihm, er drückte sich beide Hände heftig vor die Stirn, dann sanken sie kraftlos herab; er erblaßte, wankte, brach zusammen. Giacomo fing ihn in seine Arme auf, ließ ihn sanft niedergleiten, setzte sich auf die steinerne Stufe, und nahm das ehrwürdige Haupt des Ohnmächtigen in den Schooß.

Zehntes Kapitel.

So verstrich eine kurze Zeit, während welcher Giacomo tief betrübt, seines eigenen Schicksals vergessend, das stille, erhabene Angesicht des alten Kriegers ehrfurchtsvoll und mitleidig betrachtete. — Endlich schlug dieser die Augen weit auf und sah erstaunt umher, wie nach einem langen schweren Traume. Doch bald besann er sich, lächelte schmerzlich gegen den über ihn gebeugten Gefährten hinauf, und sprach: „Jetzt weiß ich alles! Es war kein Traum! — Und doch! Bald ist der ganze Traum des Lebens ja zu Ende!"

Mit diesen Worten richtete er sich wieder empor und setzte sich, das Haupt schwermüthig und müde in die Hand stützend, neben Giacomo nieder.

„Ihr seyd recht blaß geworden,“ sprach dieser mitleidig, „könnte ich nur etwas zu Eurer Stärkung thun!“

„Meinst Du,“ erwiederte der Obrist schmerzlich lächelnd, „ich hätte nicht mehr so viel Kräfte, um die wenigen Stunden auszudauern, bis uns Abukan hinrichten läßt? Mir ist wohl! — — Ich wäre mit Sehnsucht nach meinem Vaterlande gestorben, vielleicht hätte ich vor dem Tode gebebt! Du hast mir einen traurig theuren Dienst geleistet, Freund! Jetzt wünsche ich meines Lebens Ziel so sehnsüchtig herbei, wie ein schwer Kranker den lindernden Schlaf. — —. Laß uns noch ein wenig zusammen sprechen. Wie bist Du nach Algier gekommen?“

„Wir litten Schiffbruch. Die Beduinen nahmen uns gefangen. Einen Theil der Unsrigen stachen sie nieder, wir andren wurden nach Algier geführt.

„Woher kamet Ihr denn?“

„Von Toulon.“

Bei diesen Worten überflog ein Schimmer freudiger Röthe das Angesicht des Obristen, und sein düstres Auge blitzte hell auf.

„Von Toulon!“ rief er. „Bist Du bekannt dort, Freund? O rede!“

„Was sollte ich nicht. Ich habe dort Jahre lang auf den Werften gearbeitet. Fast unsre ganze Schiffsmannschaft war aus Toulon.“

„Kennst Du Leute in der Stadt?“

„Ich werde doch!“

„Kennst Du“ — die Lippen bebten dem Fragenden — „kennst Du nicht eine Frau von Clermont, die vielleicht dort lebt?“

„Nein, mein Obrist; diese nicht.“

„Du hast sie auch niemals nennen hören, weißt nicht, ob sie lebt?“

„Doch; mir ist so dunkel erinnerlich. Was den Teufel, wo habe ich denn ganz kürzlich den Namen gehört! Nur einen Augenblick, es wird mir einfallen!“

Der Fragende sah ihn, mit äußerster Spannung in den Zügen, bang erwartend an.

„Jetzt hab' ichs. Unser Lieutenant gab mir in Mahon einen Brief auf die Corvette l'Aigle zu bestellen, die nach Toulon abging. Er war an Mademoiselle Leontine von Clermont gerichtet.“

„Leontine! O gütiger Gott!“

„Ihr kennt sie, mein Obrist?“

„Es wird die Tochter der Frau von Clermont seyn. Sie hatte eine Tochter, welche Leontine hieß.

Daß ich's Dir nur sage, jene Frau von Clermont ist — ist meine Schwester, lieber Freund! — Sie war zu Toulon verheirathet, und wohnte auf einem Landhause vor der Stadt."

„Richtig, richtig!" fiel Giacomo ein. „Jetzt besinne ich mich; unsre beiden Lieutenants von der Aventure wohnten draußen, als wir das letzte mal in Toulon waren. Ich glaube, Mademoiselle Leontine ist die Braut unsres Lieutenants."

„Sie ist Braut?" sprach der Obrist mit sanfter Stimme. „Sie ist also glücklich! Guter, lieber Freund, Du glaubst nicht, wie Du mein Herz durch diese Nachricht erfreut hast. Leontine ist Braut, ist glücklich!"

„Glücklich? Ich weiß nicht, ob das ganz gewiß ist, mein Obrist."

„Und warum nicht?"

„Je nun, wenn sie ihren Bräutigam liebt, so wird sie ihn wohl betrauern müssen, denn er ist wahrscheinlich von den Beduinen ermordet. Er und sein Bruder. Wenigstens unter denen, die sich hierher nach Algier gerettet haben, ist er nicht!" —

„Auch das noch! — Armes Kind! — Nein, Freund, jetzt erzähle mir nichts mehr von Frankreich. Deine Worte sind schärfer als Pfeile für mein Herz!"

Stumm beugte er das Haupt herab; er sprach nicht, er weinte nicht, sein Auge heftete sich starr und trocken an den Boden.

Giacomo wagte nicht, die Grabesstille zu unterbrechen.

So mochten sie eine halbe Stunde gesessen haben, als es im Hofe, nach dem das Gitterfenster des Kerkers hinausging, lebendig und laut wurde. Reiter sprengten herein, verworrene Stimmen brausten durcheinander; Abukan war, so schien es, zurückgekehrt. Es dauerte nicht lange, so rasselten die Schlüssel und Riegel der Kerkerpforte, sie wurde aufgethan, und türkische Soldaten drangen ein. Sie geboten den Gefangenen, ihnen zu folgen. Man führte sie in den Hof, der von Türken und Arabern wimmelte. Die Reiter waren abgesessen; die Rosse wurden von einigen gehalten und geführt; sie schnaubten, stampften und wieherten durcheinander. Die Männer erhoben ein lautes, betäubendes Geschrei, als die Gefangenen aus der Kerkerpforte heraustraten. Allein der Obrist wurde dadurch nicht im mindesten erschüttert, sondern ging stolz aufrecht, majestätisch mitten durch das Volk hindurch, als sey er der Gebieter desselben. Unwillkührlich wurden diejenigen still, vor denen er vorüber=

schritt; Giacomo ermuthigte sich an dem Anblick des gefaßten, unerschütterten Mannes, und beschloß, wenigstens nicht verzagt zu sterben.

In der Mitte des Hofraums waren zwei Pfähle aufgerichtet. Abukan hielt zu Roß denselben gegenüber, und rief: „Bindet sie dort an, und dann schlagt ihnen das Haupt herunter!“

In zwei Minuten waren die Gefangenen mit festen Banden an die Pfähle geschnürt. Der Obrist sah sich ernst aber freundlich nach Giacomo um. „Armer Freund, Du mußt mir vergeben! Denke, daß Du bald in ein bessres Reich kommen wirst, als das dieser Erde voll Gram und Drangsal. Fasse Dich, und stirb muthig!“

„Sorgt nicht, mein Obrist, ich werde Euch keine Schande machen. Ich will dem Türken, der den Säbel auf mich schwingen wird, ins Gesicht sehen, wie ein Richter dem Schuldigen.“

Die Menge wich jetzt zurück. Beide Gefangene standen gefesselt an den Pfählen; ein türkischer Krieger trat mit gezogenem Säbel hervor, wendete das Auge auf Abukan, und schien auf dessen Wink zu harren.

In diesem Augenblick öffneten sich die Thore des Palastes, und ein Araber, auf einem stolzen, prächtigen Pferde, ritt durch die Pforte; ihm folgten mehrere Diener zu Roß. Aller Augen wandten sich dorthin, auch Abukan sah sich um. Als er den Ankommenden erkannte, sprengte er ihm entgegen, und rief: „Sey gegrüßt, mein Vater Osraim! Der Prophet führt Dich zur glücklichen Stunde her, um zwei schnöde Christensklaven sterben zu sehn. In diesem Augenblick sollen sie den Tod empfangen.“

Osraim war mit Abukan näher herangeritten.

„Und was haben jene Zwei verbrochen?“ fragte er.

„Der Eine ist mein Sklav, und aus meinen Gärten zu Belida entflohn. Ich ergriff ihn hier zu Algier. Jener dort ist einer von den Franken, welche die See an diese Küste geworfen hat. Er ist mit meinem Sklaven in verrätherischem Bündniß gegen mich. Gleich, mein Vater, sollen Beider Köpfe zu Deinen Füßen niederrollen.

„Das wolle der Prophet verhüthen!“ rief Osraim mit emporgehobener Hand. „Abukan, mein Sohn, höre auf das Wort des Alters, und gehorche dem, den Du ehrest. Jene Sklaven sende heim zu den Ihrigen. Ihr Blut darf nicht vergossen werden!“

„Wie?“ entgegnete Abukan voll Erstaunen, „warum sollen diese verbrecherischen Feinde unsres Glaubens nicht den verdienten Tod erleiden?“

Osraim blickte den jungen türkischen Führer, auf dessen Antlitz sich die Röthe des Zorns und der Ueberraschung mischten, mit Würde und Sanftmuth an. „Hast Du vergessen,“ sprach er, „daß ich in der Gewalt der Franken war? Vergessen, was sie Edles und Gutes an mir gethan?“

„Und hast Du vergessen,“ fiel Abukan heftig ein, „daß die Franken mir meine Braut, Dir Deine Tochter raubten? Daß sie mir das Schwerdt durch die Brust stießen? Noch hat sich die Wunde, die mich dem finstren Abgrund des Todes nahe geführt, nicht geschlossen, und schon soll ich der Rache vergessen?“

„Weißt Du nicht,“ erwiederte Osraim feurig und würdig, „daß ich bei Mahomed geschworen, nie die Mißhandlung eines Franken zu dulden? Osraim hat seinen Dolch zum Pfande gegeben! Er hat Allah zum Zeugen gerufen, daß der Scheik der Christen ihm und seinen Kindern den Stahl in das Herz stoßen solle, wenn er den Schwur verletzt! Kannst Du einen Mann unter den Gläubigen stellen, der Dir bezeugte,

daß Osraim je einen Eid gebrochen? — Diese Beiden dürfen nicht sterben. Sie müssen frei von hinnen ziehen!"

„Nimmermehr!" rief Abukan zornglühend. „Herunter mit ihrem Haupt! Ich habe keinen Eid geleistet, und der Deinige kümmert mich nicht. Ali! Schwinge Deinen Säbel, und vollziehe mein Geheiß!"

Der Sklav, dem der Ruf galt, sprang hervor, und zog den Damascenerstahl aus der Scheide. Noch rascher aber war Osraim mit seinem schnellen, gewandten Roß zwischen die Pfähle, wo die Gefangenen standen, hineingesprengt, wandte das Thier kurz herum, daß es sich vorn fast emporbäumte, hielt es dann straff im Zügel, und zog mit der Rechten sein Pistol aus dem Gürtel, während er das Auge fest gespannt auf Abukan und die Menge heftete. „Wer diesen Beiden nahe tritt, der fällt durch meinen Schuß. Sie stehn in dem Schutz Osraims. Weichet zurück!"

Der bejahrte Araber genoß bei den Seinigen eines solchen Ansehens der Weisheit und der Gerechtigkeit, daß seine Rede und sein entschlossenes Handeln auf alle Gemüther den entschiedensten Eindruck ausübte. Es war plötzlich lautlos still in dem vor-

her so geräuschvollen Hofe geworden, und mit der äußersten Spannung erwartete Jeder, wie dieser Streit sich enden werde. Abukan schien unentschlossen; er zürnte, wagte aber nicht, seinem Zorn freien Lauf zu gönnen.

Osraim erhob das Wort von Neuem: „Bezwinge den Zorn Deiner Seele, mein Sohn Abukan. Auch ich war zornig, und hatte das Schwerdt der Rache umgegürtet, aber die Gerechtigkeit entwaffnete meine Hand, und ich hörte das Wort der Güte. Vernimm auch Du seinen goldnen Klang, der Dir in der Stunde des Todes noch erquickend seyn wird. Laß diese Gefangenen frei; es ist der Wille des Propheten, daß sie leben, denn er hat mich sichtlich zu ihrem Schutze hergeführt. Sündige nicht gegen das Gesetz Deines Gottes. Seine Rache würde Dich schwer treffen, seine Güte bringt Dir Segen."

Abukan schwieg; er warf einen Blick auf seine Umgebung, und überzeugte sich rasch, daß die Worte des weisen, verehrten Osraim alle Gemüther durchdrungen hatten. Denn Türken und Araber achten bedeutsame Zeichen über Alles wichtig; es schien ihnen daher der unläugbare Wille des Propheten, daß jene Sklaven gerettet würden, indem Osraim offenbar zu

ihrer Hülfe gesandt war. Keiner wagte jetzt, seinen eigenen Zorn gegen das so deutlich ausgesprochene Geheiß Allahs geltend zu machen.

Osraim erkannte diese Stimmung des Volkes eben so rasch. Er winkte den nächststehenden Kriegern, und sprach: „Zerschneidet die Bande der Gefangenen, denn ich sehe, das Herz meines Sohnes Abukan ist gewendet, wenn gleich es noch grollt, wie die See nach dem Sturm."

Die Krieger gehorchten; in einem Augenblick waren beide Gefangenen ihrer Fesseln entledigt.

„Gehet jetzt frei dahin," sprach Osraim zu Beiden, „und kommt Ihr in das Lager der Franken, so erzählt Eurem Scheik, daß Osraim der Sohn Hassans sein Wort gelöst habe, und noch ferner lösen werde."

Giacomo, der die Lebenslust mächtig in die Brust zurückgekehrt war, zitterte vor Freude. Er hätte sich gern dem Retter zu Füßen geworfen, doch hielt ihn die Scheu vor dem Gefährten seines Schicksals zurück, da er mit natürlichem Sinne für das Rechte wohl einsah, dem komme es zu, die Schuld des Dankes abzutragen. Der Obrist hatte sich während des ganzen Vorganges mit der ernstesten Fassung benommen; weder die Nähe des Todes, noch die plötzliche Hoff-

nung der Rettung hatten ihn heftig erschüttert. Jetzt aber, da er seiner Fesseln entledigt vor dem edelmüthigen Osraim stand, that seine Seele einen Blick in die Zukunft, der ihn mit wehmüthiger Rührung durchdrang. Die Hoffnung, sein Vaterland, die Seinigen wiederzusehn, zeliebte Freunde noch einmal zu umarmen, drang mit übermächtiger Kraft wieder in seine Brust; die zerrissenen Bande des Lebens knüpften sich auf's Neue mit unwidersteblicher Gewalt an sein Herz. Jetzt erst fühlte er, daß derSchritt in das Reich des Todes, zu dem er schon do Fuß erhoben hatte, doch ein schwerer sey, und daßdie freundliche Gestalt des Lebens ihn mit sanften Anen und hold überredender Miene wieder zurückziehe a ihre warme Brust. Auf seiner gefurchten Stirn lasnan den tiefen, erschütternden Ernst des Augenblicks; as Auge, in welchem eine sanfte Thräne glänzte, verri die Bewegung seines Herzens. Doch plötzlich schie er einen festen Entschluß gefaßt zu haben. Mit würdi Haltung trat er zu Osraim hinan, und sprach, ind er ihm die Hand reichte: „Du bist ein edler Man Möge der Gott, den Du verehrst, Dich belohnen! Wir Beide danken Dir das Geschenk des Lebens. Doverstatte, daß ich es nur für meinen Gefährten annehi Mir

ist der Tod willkommen, und Abukan hat ein Recht auf mein Haupt. Dieser aber ist unschuldig. Nur ihn lasset frei von dannen gehn."

Noch ehe Osraim, in dessen Antlitz sich das höchste Erstaunen ausdrückte, antworten konnte, rief Giacomo: „Nein, Herr! Ich sterbe mit Euch. Den Vorwurf soll mir Keiner machen dürfen, daß ich Euch verlassen hätte."

„Lebt Beide," sprach Osraim gerührt, doch ernst. „Abukan begehrt, ich lese es auf seiner Stirn, Eures Lebens nicht mehr. Seine That wird ihm Segen bringen. Willst Du aber, dem das Alter schon die Scheitel bleicht, den Tod suchen, so werden Dich tausend Wege in sein Reich führen. Nur durch unsre Hand darfst Du nicht fallen; selbst mit Deinem Willen würde es Osraim nicht gestatten, so heilig ist ihm sein Versprechen. — Geht!"

Bei diesen Worten winkte er der Menge mit der Hand. Diese theilte sich, und bildete eine offne Gasse bis zu der [illegible] palastes.

„Kommt, Herr, kommt, rettet Euch!" rief Giacomo leise, aber dringend.

„Leb' wohl!" sprach der Obrist mit einer Stimme, die in das innerste Herz dringen mußte, zu Osraim.

„Leb' wohl! Es möge der Gott Deines Glaubens Dich segnen.“

Und mit diesen Worten schritt er ernst, langsam, mit gesenktem Haupt, aber stolzem Gange durch die schweigende Menge, die von seinem Ehrfurcht gebietenden Wesen mächtig beherrscht wurde. Er grüßte Abukan mit einem Wink der Hand; dann wandte er sich freundlich nach Giacomo um, gleichsam als wolle er sehen, ob ihm dieser auch folge. Und so schritten Beide durch das geöffnete Thor, auf die geräuschvolle Gasse hinaus, wo die auf- und niederwogende Menge nicht ahnte, was in der Seele der so wunderbar Geretteten vorging.

Eilftes Kapitel.

Kaum hatte sich das Thor hinter ihnen geschlossen, als Giacomo ausrief: „Das hieß scharf am Messer vorbeigekommen! Nun aber seyd auch gutes Muths, mein Obrist. Gott ist mit uns, es muß uns noch wohl gehn. Dergleichen, wie wir so eben erlebt haben, geschieht nicht umsonst.“ Aber plötzlich, als hätte er auf eine Viper getreten, stockte ihm das Wort im Munde, und er wurde leichenblaß. „Hölle und Teufel!“ rief er, „dort unten kommen unsre andren Feinde. Geschwind durch diese Querstraße!“

Noch ehe der Obrist antworten konnte, riß ihn Giacomo schon nach sich; doch hatte er noch Zeit genug, die Ursach der Flucht zu bemerken, indem er in der Entfernung türkische Soldaten herankommen sah

„Es ist die Wache des Bagno's, welche eben abgelöst wird," antwortete Giacomo; „unsre drei Gegner von diesem Morgen müssen dabei seyn. Hätten sie uns erblickt, so möchte es uns dennoch übel ergangen seyn. Ueberhaupt dürfen wir uns doch nirgend sehn lassen; denn unser Schutzengel möchte uns nicht überall nachkommen, und findet man uns, so köpft man uns, das folgt so sicher, wie der Donner auf den Blitz. — — Aber irre ich nicht, so müssen wir durch dieses Gäßchen gerade nach Baruchs Hause kommen. Er muß uns verbergen. Für Geld thun die Juden in Algier so gut wie in Frankreich und überall in der Welt Alles, was man verlangt. Ihr seyd gewiß im Stande, mein Obrist, nach Eurer Rettung eine reiche Belohnung zu zahlen, und das wird zuverlässig den Juden bestimmen."

„Meine Versprechungen werden sehr ungewiß seyn. Indeß trage ich so viel an Geld bei mir, daß er zufrieden seyn kann. Kann das uns retten, so will ich es mit Freuden hingeben, obwohl ich es sehr nöthig haben könnte. Wären wir nicht Beide dem Tode so nahe gewesen, so hätte ich es längst Dir zum Geschenk gemacht."

„Bewahre, mein Obrist! Auch darf der Jude bis jetzt davon nichts wissen. Denn sonst ist er im Stande, das Geld zu nehmen, und uns hintennach zu verrathen. Aber versprechen müßt Ihr ihm eine Belohnung, wenn er uns verbirgt, bis unsre Landsleute in die Stadt rücken, was in keinem Fall sehr lange dauern kann, da sie das Kaiserschloß schon seit zwei Tagen belagern.“

Indessen war man, wie Giacomo richtig vermuthet hatte, durch das krumme Quergäßchen dicht vor das Haus des Juden Baruch gelangt. Er stand eben mit seiner alten Haussybille in der Thür, und schien im eifrigsten Gespräch über wichtige Gegenstände begriffen, denn er sowohl als sie schlugen häufig die Hände voll Verwunderung über den Kopf zusammen, und gebehrdeten sich überhaupt nach Art der orientalischen Juden äußerst heftig.

„Guten Tag, Alter!“ redete Giacomo den kleinen, hagern Juden an, indem er ihm von hinten auf die Schulter schlug. „Guten Tag! Wir haben etwas Wichtiges mit Dir zu besprechen, aber es kann nur drinnen im Hause geschehn!“

„Gottes Wunder! Drängt Ihr Euch doch in meine Thür gewaltsam wie ein Räuber!“ rief Baruch,

und wollte Widerstand leisten. Allein Giacomo war mit einem raschen Satze in die enge Hausflur hineingesprungen, und zog den Hausbesitzer so weit nach, daß der Obrist, und ihm zunächst auch Baruchs Weib, Rebecca, folgen konnten.

„Gott meiner Väter Abraham und Isaak, was wollt Ihr, stürmischer Frank, von mir? Laßt rein meine Schwelle von Eurer Gegenwart! Morgen ist Sabbath, ich muß mein Haus säubern!“

„Sabbath hin, Sabbath her!“ rief Giacomo. „Wer weiß, ob nicht morgen das Heer der Franzosen Euch den Sabbath mit Bomben und Granaten verkündet. Wir sind schon so gut als Herren dieser Stadt, und Ihr braucht Euch gerade nicht so widerspenstig gegen einen Kundmann zu zeigen, von dem Ihr manchen harten Piaster gelöst habt. — Frau Baruch, schließt die Hausthür ab!“

„Rebecca, laß die Thür offen stehn! Ruf die Nachbarn! Der wilde Mensch will uns ein Leids anthun!“

„Ihr habt nichts zu besorgen,“ sprach der Obrist, der höchst verwundert über Giacomo's seltsame Art, mit dem Juden umzugehen, war; „wir werden Euch

nichts zu Leide thun, aber es ist gut, daß die Thür geschlossen wird.“

„Gott meiner Voraltern,“ jammerte Baruch, „ich bin ein armer, alter, schwacher Mann! Was wollt Ihr von mir? Rebecca, ich sage Dir, sperr die Thür nicht ab!“

„Ihr seyd ein alter, furchtsamer Thor!“ rief Giacomo, der indeß rasch gegen die Thür gesprungen war, und sie ins Schloß geworfen hatte. — —

„Warum erschreckst Du den Mann so, mein Freund?“ fragte der Obrist erstaunt auf Französisch.

„Weil dieses Volk treulos und falsch ist, wenn man es nicht in der Furcht hält. Laßt mich nur machen, mein Obrist; er darf nicht ahnen, daß wir flüchtig und hülflos sind, sonst haben wir ein verlornes Spiel.“

Baruch und Rebecca hatten indessen furchtsam dagestanden, und ihre Sorge stieg noch, als sie die fremde Sprache vernahmen. Der Obrist gab ihnen daher nochmals die Versicherung, daß sie nichts zu befürchten hätten.

„Aber was wollt Ihr in meinem schlechten Hause?“

„Das sollst Du sogleich hören," fiel Giacomo dem Juden ins Wort. Wir verlangen von Dir, daß Du uns in Deinem Hause verbergest und ernährest, bis die Stadt von den Franken eingenommen ist!"

„Abraham und Jakob! Ich bin ein verlorner Mann. Wenn der Dey das erfährt, läßt er mich auf glühenden Kohlen rösten! Nein, Herr! Meidet sogleich mein Haus, oder ich rufe die Nachbarn zu Hülfe!"

Er machte hierbei wirklich Miene, laut aufzuschreien, so daß Giacomo herbeispringen, und ihm den Mund zuhalten mußte.

„Du bist verloren, wenn Du einen Laut von Dir giebst; aber Dein Glück ist gemacht, wenn Du Dich ruhig verhältst!"

Der Jude stand blaß und zitternd da; sein Weib rang die Hände.

„Sieh Dir diesen Fremden an," fuhr Giacomo fort, „erkennst Du ihn?"

„Er trägt unsre Tracht, aber er ist nicht von unsren Leuten. Doch, ich glaube, ich habe ihn schon vormals gesehn."

„Ganz recht, Freund Baruch, und zwar zu Belida, wo ich Dir Früchte und Gartengewächse verkaufte."

„Jehovah erbarme sich! Ihr seyd der Sklav Abukans des Mächtigen, des Uebermüthigen. Ich bin ein Mann des Todes, wenn er Euch in meinem Hause erblickt!"

„Darum eben warf ich die Thür ins Schloß," fiel Giacomo ein; „Du siehst also, daß wir klug handeln, und Dein Verderben nicht wollen. Uebrigens ist dieser Fremde nicht mehr Abukans Sklav. Es ist jedoch von der höchsten Wichtigkeit für die Franken, daß er hier in der Stadt verborgen bleibe, bis sie einrücken. Du kennst mich! Du weißt, ich bin einer der französischen Gefangenen. Sie Alle wissen, daß ich mich in diese Gasse und zu Dir begeben habe, weil man aus dem oberen Geschoß Deines Hauses den Hafen übersehen kann. Nimmst Du uns auf, so ist Dir ein reicher Lohn, und Sicherheit Deines Eigenthums gewiß, sobald die Franken einrücken. Versagst Du uns aber den Aufenthalt, oder verräthst Du uns gar an unsre Feinde, so zähle darauf, daß, wenn die Stadt in die Gewalt der Franken kommt, daß sie Dein Haus dem Boden gleich machen, und Dich und Alle, die Dir angehören, aufhängen. — Jetzt sey vernünftig, und triff Anstalt, daß wir ein gutes, sichres Unterkommen finden."

„O ich Mann des Jammers! Ich Sohn des Elends! Hier ist das Feuer und dort der Abgrund! Rechts das Schwerdt und links die Pest! Vater Jakob! Welches Verderben trifft mein graues Haupt! Rebecca! Setze Dich auf den Boden, und bestreue Deine Scheitel mit Asche, denn der Tag ist da, wo der Zorn des Herrn uns trifft!"

„Sey ganz ruhig, Freund," sprach der Obrist mit fester, aber sanfter Stimme. „Gieb uns nur wenige Tage Obdach, und es soll Dir wohl ergehn. Niemand weiß, daß wir zu Dir eingetreten sind, denn die Gasse war leer. Niemand sucht uns bei Dir, und überhaupt wird uns Niemand aufsuchen. Säume aber jetzt nicht länger, uns einen sichren Aufenthalt anzuweisen!"

Der Jude stand noch immer und zögerte, indem er ängstlich die Hände rieb, und sich verlegen hin und her wendete.

„Nur vorwärts, Alter!" munterte Giacomo ihn auf. „Du wirst Dich schon von Deinem Schreck erholen, und bald bemerken, daß Deine Gäste Dir keine Gefahr bringen. Du hast ja sonst immer gute Geschäfte mit mir gemacht, warum willst Du mir heute nicht trauen?"

Baruch schien endlich den Entschluß gefaßt zu haben, sich in sein Schicksal zu ergeben. Noch immer zitternd langte er ein Bund Schlüssel von einem Wandgesims herunter, reichte sie seiner Frau, welche gefaßter schien als er selbst, und sprach zu ihr: „Rebecca, Tochter Rahels, nimm die Schlüssel des Hauses. Führe die Gäste die Stiegen hinauf, ins oberste Geschoß. Birg sie im Hinterhaus. Aber zieh die dunklen Vorhänge nicht auf, öffne die Fenstergitter nicht, daß die Nachbarn sie nicht bemerken, und schwatze nicht aus, wie Weiber pflegen, denn Dein Leben schwebt auf der Spitze Deiner Zunge."

Rebecca nahm die Schlüssel, ging voran, und führte die beiden nicht sonderlich willkommenen Gäste dahin, wo ihr Gatte es geboten hatte.

Das Haus des Juden war meistentheils mit Vorräthen und Gegenständen seines verschiedenartigen Handels angefüllt. Indeß das obere Geschoß stand leer, und war nach orientalischer Sitte wohl eingerichtet. Denn Baruch pflegte für die Zeit der großen Märkte in Algier seine Handelsfreunde aus Tripolis und Tunis, so wie aus dem Innern des Landes daselbst aufzunehmen. Nachdem man zwei hohe dunkle ...pen aufwärts gestiegen war, öffnete Rebecca mit

einem der Schlüssel aus ihrem großen Bunde eine Thür. Sie führte in ein kleines Vorgemach; man schritt hindurch und befand sich sodann in einem größeren Zimmer, dessen Fußboden mit einem Teppich bedeckt war; die Fenster wurden durch grüne Jalousieen, die jedoch Licht genug hindurch ließen, vor der Sonne geschützt; Polster lagen an der Wand, zu einem Divan geordnet. Einige ebenfalls aus Polstern gebildete Sessel und ein Tisch bildeten das nicht unzierliche Geräth des Zimmers, welches überdies mit einem angenehmen Duft von wohlriechenden Kräutern oder Wassern erfüllt war.

„Dies sind die Gemächer, in denen Ihr weilen könnt, wenn es Euch genehm ist," sprach Rebecca und zeigte mit der Hand nach einer Thür gegenüber, um anzudeuten, daß dort noch einige Zimmer folgten. „Habt Ihr sonst noch etwas zu befehlen?"

Der Obrist antwortete: „Ich denke, wir werden Beide der Erquickung bedürfen, nicht wahr, mein Freund? Schafft uns eine Mahlzeit, gute Frau. Und wenn Ihr mir ein Bad zurichten könntet, so würde es mir sehr lieb seyn. Was wir in Eurem Hause bedürfen, soll Euch redlich bezahlt werden, und seyd Ihr

treu, so dürft Ihr auch noch sonst auf meine Dankbarkeit zählen."

Bei diesen Worten hatte der Obrist aus dem faltigen Aermel seines Gewandes unter der Achsel, wo man sonst eben kein Geld zu tragen pflegt, einen ziemlich schweren Beutel hervorgeholt, aus dem er eine Zechine nahm, und sie der Jüdin reichte.

„Für Eure Auslagen," sprach er. „Aber noch eins. Wäret Ihr wohl im Stande, mir eine europäische Kleidung zu schaffen?"

Die Jüdin, welche bei dem Anblick des gefüllten Beutels und dem Empfang der Zechine aus ihrer gutmüthigen Freundlichkeit sogleich in eine Art demuthsvoller Unterwürfigkeit übergegangen war, sprach sogleich:

„O, Ihr gnädigster Herr! Freilich, freilich. Was Ihr gebietet, soll geschehn. Baruch, mein Herr, besitzt einen großen Kleidervorrath, denn er kauft jegliche Beute, die die Korsaren hereinbringen, auch Kleider. Sogleich soll er Euch von seinem Vorrath bringen."

„Das wird mir lieb seyn!" entgegnete der Obrist. Die Jüdin ging.

„Hier ist's so übel gar nicht," sprach Giacomo fröhlich, als sie fort war; „hier laß' ich mir's wohl [illegible]llen. Aufrichtig gestanden, mein Herr Obrist, so

gut hab' ich's in meinem Leben noch nicht gehabt. Aber es wird sich für mich wohl eine abgelegene Kammer finden, damit ich Euch nicht lästig falle."

„Ich denke," entgegnete der Obrist mit gerührter Freundlichkeit, „da Du bei unsren Abentheuern, im Gefängniß, ja auf der Richtstatt mein Gefährte gewesen bist, so wirst Du mich jetzt nicht verlassen wollen. Nein, lieber, redlicher Freund, von nun an, denke ich, bleiben wir beisammen."

„Ich wollte, ich dürfte Euch niemals verlassen, Herr!" rief Giacomo aus, und ergriff die dargebotene Hand. „O, Ihr glaubt nicht, wie froh ich über Eure Rettung bin. Gott hat uns sichtlich beigestanden. Ihr seyd gewiß noch zu etwas ganz Besonderem bestimmt!"

Der Obrist lächelte. „Wunderbares und Seltsames habe ich zur Genüge erfahren; vielleicht soll ich dessen noch mehr erleben. Daß es aber ein besonderes Glück wäre, was mir bevorstände, dazu, gesteh' ich, habe ich keine sonderliche Hoffnung, obwohl die heutigen Erlebnisse mir das Gefühl einer waltenden, schützenden, liebreichen Vorsicht doch mächtig erneuert haben. Freilich was ich bisher erduldete, war nicht geeignet, diese Empfindungen zu erwecken!"

„Ihr habt wohl viele unglückliche Schicksale erlebt, mein Obrist? Aber wie seit Ihr nur hier nach Algier gerathen? Ihr müßt lange hier seyn, da Ihr die Landessprache so geläufig redet.“

„Funfzehn Jahre sind es nun! Funfzehn lange, kummervolle Jahre! Ich befand mich auf einem amerikanischen Schiff, um eine Reise nach New-York zu machen. Nahe bei Gibraltar überfielen uns algierische Kaper, ich wurde zum Gefangenen gemacht, von lieben Angehörigen getrennt, nach Algier geführt, und dort als Sklave an den Vater eben jenes Abukan verkauft. Er führte mich nach Belida, zwölf Stunden ins Innere des Landes hinein, wo er in einer reizenden, gesegneten Gegend am Fuße des Atlas ein schönes Sommerschloß und Gärten besitzt. Die Sorge für die letzteren wurde mir, da ich einige Kenntnisse in der Gartenkunst besaß, anvertraut. Mein Loos war, was das äußere Leben anlangte, erträglich. Aber in diesen funfzehn Jahren habe ich keinen Laut meiner Muttersprache gehört, keine Nachricht vom Vaterlande, von Weib und Kind gehabt, nicht einmal einen Landsmann gesehn. Der Gram, die unendliche Sehnsucht, verzehrten mein Leben; aber doch hielt die Hoffnung mich aufrecht. Mein alter Herr starb, Abukan

beerbte ihn; alles übrige blieb beim Alten. Ich hatte Gelegenheit, mir mancherlei zu erwerben; vom ersten Tage an sparte ich sorgsam, um mich loskaufen oder vielleicht dereinst entfliehen zu können. Die Hoffnung zu dem ersten wurde mir bald genommen, denn Abukan wollte mich nicht entbehren, da er mit meinen Dienstleistungen zufrieden war. Mit unablässiger Thätigkeit verfolgte ich daher den zweiten Plan, den der Flucht. Mein Erspartes hatte ich sorgfältig im Garten vergraben; diese verstellende Kleidung habe ich mir nach und nach im Zeitraum von mehreren Jahren zu erwerben gewußt. Nur nach Algier wollte ich zu gelangen suchen, um von dort, durch einen der europäischen Consuln beschützt, auf ein Schiff zu gehn. Nur eine kleine Tagereise trennte mich von dem heißesten Ziel meiner Wünsche, und doch war es mir funfzehn Jahre lang unmöglich, es zu erreichen. Endlich kam die Nachricht von dem Kriege der Franzosen gegen Algier nach Belida; es war unzweifelhaft, daß sie gelandet waren. Jetzt oder niemals mußte mein Plan gelingen. Ich spannte die äußersten Kräfte an, trotzte allen Gefahren, entkam glücklich zur Nachtzeit aus dem Palast, ein Maulthier hatte ich schon zuvor in das Feld zu schaffen gewußt, ich fing es jetzt ein, setzte

mich auf und nahm meinen Weg nach dem französischen Lager. Nicht umsonst hatte ich mit größestem Eifer mir die Kenntniß der Landessprache erworben, nicht vergeblich jeden Handelsjuden über den Weg nach Algier, oder nach der Küste ausgeforscht; jetzt kam mir beides zu statten. Ich bedurfte keines Wegweisers, keines Dolmetsch. Mit der Tagesfrühe war ich an der Wegscheide, wo ich nach dem Lager der Franken reiten mußte, angelangt; allein gelagerte Beduinen machten es mir unmöglich, den beabsichtigten Pfad einzuschlagen. Ich mußte befürchten, bei jedem Schritte Abukan zu treffen, der einen Theil jener Schaaren, das wußte ich, befehligt. So war ich gezwungen, meinen Weg nach Algier zu richten. Von dem Augenblick an, wo ich ins Thor ritt, sind Dir meine Abentheuer bekannt.“

Während der Obrist seinem Gefährten diesen kurzen Abriß seiner Schicksale gab, war Baruch mit Rebecca und einem Korb voller Kleidungsstücke heraufgekommen.

„Hier bringe ich, was Ihr verlangt, mein gnädigster Herr! Wunder Jehovahs! Seltsame Röcke aller Art werdet Ihr finden. Freilich sind sie schon ein wenig alt und abgetragen; mehrere haben die Motten

angenagt. Aber was will man machen? Wer braucht hier diese Kleider? Manchen Rock habe ich schon zehn oder zwölf Jahre bei mir hängen, und es hat sich keiner dazu gefunden."

„Warum zerschneidet Ihr die Kleider nicht?" fragte Giacomo.

„Zerschneiden? Wozu soll das helfen? Die Franken tragen nur enge Röcke, hier soll alles weit und faltig und bequem seyn. Es ließe sich wohl ein jüdischer Talar zerschneiden, um einen fränkischen Rock daraus zu machen, aber nicht umgekehrt!"

Indeß hatte der Obrist mehrere Kleidungsstücke betrachtet, ohne zu finden, was er brauchen konnte. Baruch zog unermüdlich ein Wamms nach dem andern hervor, und pries es an. Endlich nahm er aus dem Grunde des Korbes eine Art von militairischem Ueberrock heraus. „Hier, mein Herr! Noch ein sauberes Kleid, fein, mit blanken Knöpfen, freilich ein wenig angelaufen, auch ein wenig von den Motten zerfressen, denn es liegt mir schon etwas lange auf dem Lager. Aber doch brauchbar, und für Eure Gestalt wie zugeschnitten."

Kaum hatte der Obrist einen Blick darauf geworfen, als er eilig rief:

„Das behalte ich, gebt her.“ Er langte so hastig danach, in seinen Zügen war eine so seltsame Bewegung zu bemerken, daß sie keinem der Anwesenden entging.

„Gottes Wunder! der Rock gefällt Euch, Herr?“ fragte Baruch.

„Er fällt mir auf, weil er das Ansehen eines französischen Uniforms-Ueberrocks hat. Ich wähle ihn aus. Legt nur die andren Kleider hinweg. Indeß laßt jene zwei Paar Beinkleider von Linnenzeuge auch hier.“

Giacomo besah den Ueberrock und sprach: „Wahrhaftig, ganz der Schnitt, wie ihn die Offiziere der Landarmee tragen, nur ein runder Kragen und keine Abzeichen. Das Ding gleicht einem Jagdkleide.“

Baruch schien darauf zu warten, daß der Obrist ihn nach dem Preise fragen solle, allein dieser seinerseits zeigte sich ungeduldig, daß jener noch nicht gehe. Er packte daher seinen Kleidervorrath zusammen, und verließ nebst seiner Rebecca das Gemach.

„Vergeßt die Mahlzeit und das Bad nicht,“ rief Giacomo ihnen nach.

Kaum hatten sie das Gemach verlassen, als der Obrist heftig auf Giacomo zuging, und ihn bei der

Hand ergriff. „Freund, jetzt fange ich an, Wunder zu glauben, und gleich Dir zu vermuthen, es sey mir noch etwas Gutes oder Glückliches bestimmt. Dieses Kleid ist dasselbe, welches ich trug, als ich in die Gefangenschaft der Korsaren gerieth. Es ist vielleicht kostbarer, als Du glaubst; hast Du ein Messer?"

„Ja wohl," erwiederte Giacomo, und reichte sein Taschenmesser eiligst hin.

Der Obrist ergriff es und schlitzte sogleich das Unterfutter und den Tuchbesatz in der Brust des Ueberrocks auf. „Wahrlich! Es hat Niemand den Schatz entdeckt," rief er froh; „o nun ist für unser Fortkommen gesorgt! Sieh her! Als ich vor funfzehn Jahren mein Vaterland verließ, hatte ich einen bedeutenden Theil meines Vermögens in englischen Banknoten in diesen Ueberrock selbst eingenäht. Hier sind sie unversehrt!"

„Ist's möglich! das ist ein Glücksfall!" rief Giacomo erstaunt.

„Ja wohl! denn dies schafft uns die Mittel, von hier zu entkommen, auch wenn wir noch Wochen und Monden hier eingeschlossen zubringen müßten." — —

Giacomo war vielleicht noch froher über das Glück seines neuen Gebieters, denn dafür hielt und dazu

machte er ihn, als jener selbst, dem in diesem Augenblick Reichthum nur als eines der geringsten Güter der Erde erscheinen mußte. — Sorgfältig wurden die Papiere wieder versteckt, und der Obrist eilte sich umzukleiden, wobei Giacomo ihm die Hülfe eines gewandten Dieners leistete.

Sie waren kaum damit fertig, als Rebecca, die Tochter Rahels, erschien, und die Mahlzeit auftrug. Sie bestand in einem Stück Schöpsenfleisch, in Brodt, Käse und Früchten.

„Seyd willkommene Gäste in unsrem Hause,“ sprach die Jüdin, indem sie die Speisen auf den Tisch setzte; „möge Euch das Mahl wohl behagen und bekommen.“

„Das hat nicht Noth, Frau Rebecca,“ sprach Giacomo, indem er auf den Wink des Obristen sich zu diesem setzte; „wir haben lange Zeit nichts genossen, und allerlei Geschäfte abgethan, die die Eßlust reizen.“ — „Aber sagt mir doch,“ fuhr er nach einer kurzen Unterbrechung fort, „wovon sprachet Ihr eigentlich mit Eurem Manne, als wir Beide ankamen? Ihr gebehrdetet Euch wahrlich, als stehe Euer Haus in Flammen. Was gab's denn für eine Unglücks-Nachricht?“

„Stellt Euch doch, als ob Ihr's nicht wüßtet," erwiederte Rebecca. „Solltet Ihr denn nicht gehört haben, daß die Mannschaft im Kaiserschloß nicht länger fechten will, sondern abzuziehen droht? Und geräth das in die Gewalt der Franken, so rücken sie am andren Tage hier ein, das sollt Ihr sehn. Uns allen ist himmelangst dabei, denn sie sollen Alles mit Feuer und Schwerdt vertilgen wollen, wie man erzählt."

„Danach Ihr's anfangt," antwortete Giacomo, während der Obrist aufmerksam auf die Nachrichten hörte; „wird einem der Gefangenen ein Haar gekrümmt, so wird's die Stadt entgelten müssen. Ihr und Euer Alter habt aber eine Glücksnummer gezogen, denn wenn Ihr Euch gut gegen uns betragt, so kann ich Euch dafür stehn, daß Euch nichts Leides widerfahren soll."

„Der Gott unsrer Väter möge es Euch vergelten! — Aber was können wir dafür, wenn die Türken die gefangenen Christen niedermetzeln? Wir Juden, das wißt Ihr ja wohl, müssen schon froh seyn, wenn sie uns nur in Ruhe lassen."

„Ja, im Kriege geht's nicht anders, da muß Einer mit dem Andren büßen," sprach Giacomo, sich

mit der Aengstlichkeit der Jüdin einen Scherz machend, und dabei tapfer fort schmausend.

„Seyd nicht allzu besorgt,“ nahm der Obrist das Wort, „die Franzosen werden die Stimme der Menschlichkeit mitten im Gewühl der Schlacht hören, und man wird dem Unschuldigen nichts zu Leide thun. Tragt indessen Sorge, so viel an Euch ist, daß es den gefangenen Franken wohl gehe.“

„Ach! Ihr gnädigster Herr,“ erwiederte die Jüdin zutraulich gemacht, „uns geht es gewiß traurig, es komme, wie es wolle. Andre sprechen wieder, der Dey wolle die Stadt an allen Ecken in Brand stecken, ehe er es zugebe, daß sie den Christen in die Hände falle. Er will alle Festungswerke, die Cassauba, das Bagno, Alles in die Luft sprengen lassen!“

„Er wird Vernunft annehmen, und sich nicht selbst zu Grunde richten!“

Das Gespräch wurde noch eine Zeit lang fortgeführt, bis die Mahlzeit geendet war, und Rebecca sich mit dem Tischgeräth entfernt hatte.

Bis jetzt hatten die Bewohner der Zimmer noch keinen Blick ins Freie gethan, auch noch die Nebengemächer nicht betrachtet. Plötzlich aber vernahmen sie

einen Kanonenschuß, der in nicht gar großer Ferne gethan seyn mußte.

Wie ein Funke in das Pulver fällt, daß es sich plötzlich aufflammend entzündet, so traf der feierliche Klang des Schusses das Herz des Obristen. Seine ganze kriegerische Seele glühte mit einem mal in helle Flammen auf; eine edle Röthe überflog sein Angesicht, sein Auge blitzte, er blickte wie ein Feldherr, der im Lager unvermuthet den Donner des feindlichen Geschützes ganz nahe vernimmt, muthig, rasch und scharf umher. Die Richtung, aus der der Schall kam, war die der Verlängerung der Zimmerreihe; hastig schritt er daher durch das anstoßende Gemach in ein drittes, dessen Fenster nach der Seite hinaus gingen, woher der Schuß gehört worden war. Schnell zog er den dunkelgrünen Vorhang zurück, — — da lag das blaue Meer im reinen, weiten Spiegel vor ihm, er erblickte die Segel und Masten der französischen Flotte, erkannte die Flagge seines Volkes! Wie geblendet trat er einen Schritt zurück, erhob Blick und Hände gen Himmel, und sank dann, von Freude und heiliger Rührung überwältigt, aufs Knie nieder. „Dank Dir, allmächtiger, allgütiger Gott, für diesen Augenblick. Das ist mein Volk! das sind seine Wimpel, seine stol-

zen Segel! Das war der freudige Siegesdonner, vor dem das bewaffnete Europa gebebt hat!" Die hellste Sonne warf ihre glänzenden Strahlen auf das erhabene Gemälde. Nur ein leichter Hauch des Windes hob das Meer in langen, breiten, langsam steigenden und fallenden Wellen, und trieb den Rauch des eben gefallenen Schusses in einer lichten Wolke über die blaue Fluth dahin.

Giacomo, der seinem Gebieter gefolgt war, stand ebenfalls voller Freude vor dem offenen Fenster, und rief: „Ja, das ist unsre Flotte! Das ist der Scipio! Das der Breslau! Dort kreuzt die Stadt Marseille! Und hier ganz vorn liegt das Admiralschiff, die Provence!"

Er zog den Obristen mit emsigem Eifer zu sich herauf, und nannte ihm die Namen aller Schiffe. Dieser ließ den Blick über das weite Weltmeer, auf dessen Rücken die majestätische Flotte ruhte, dahin schweifen, und in seinen Augen standen große, heilige Thränen.

Giacomo war auf seine Weise gleichfalls in eine Art von Aufruhr der Freude gerathen.

„Was das für schöne Schiffe sind! Seht nur, mein Obrist, wie gewandt sich dort die Fregatte Astro-

labe unter den Wind schmiegt! Das ist ein Schiffchen! Wie ein Schwan so stolz und doch so gelenkig theilt es die Wellen. Wenn ich dort guten Wind habe und Segel aufsetze, so soll mich die Möwe vom Lande her nicht einholen, wenn der Steuermann gut ist, versteht sich. Ein prächtig Wetter! Wir haben West-Süd-West! Wie lustig der Wind mit den Wimpeln spielt. Es ist eine Freude, solche Schiffe zu sehn, nicht wahr, Herr?"

Der Obrist lächelte und nickte, ohne zu sprechen. Bald darauf fragte er: „Wer führt die Flotte?"

„Vice-Admiral Duperré, mein Obrist!"

„Duperré? O Gott! Ist's möglich! Also doch noch ehrenvolle Männer an der Spitze eines französischen Heeres! Duperré, mein Freund! O, nun ist mir wieder wohl, nun schlägt mein Herz wieder ganz froh und freudig!"

Giacomo wollte so eben antworten, als sich plötzlich die Nacht eines breiten schwarzen Schattens mitten durch die heitre Luft und über die Fluth hinstreckte. Es schien, als sey die Sonne in einem Augenblick völlig erloschen, während doch der äußerste Rand des Meeres und die entfernteren Schiffe im hellsten Lichte blieben.

„Was ist das?“ fragte der Obrist und blickte Giacomo erstaunt an, der eben so betroffen aussah. Aber noch ehe einer von Beiden eine Vermuthung äußern konnte, wurde ihnen das Räthsel gelöst. Denn urplötzlich hallte ein furchtbares Krachen durch die Lüfte, als wenn tausend Kanonen zugleich ihren donnernden Schlund geöffnet hätten. Das Haus bebte in seinen Grundfesten, die Thüren sprangen auf, alle Geräthe zitterten, die Luft drückte plötzlich heiß und schwer, und düster und düstrer zog die Wolke des Schattens durch den Aether.

„Es muß eine ungeheure Mine gesprengt worden seyn!“ rief der Obrist aus. Und mit seinem Ruf zugleich ertönte das Angst- und Klagegeschrei der Männer und Weiber von der Gasse und vom Hofe herauf; man hörte das Prasseln niederstürzender Werkstücke und Balken, und eine dichte, schwarze, mit gelben Streifen gemischte Rauchwolke wälzte sich durch das Blau des Himmels dahin.

Der Obrist eilte in das erste Zimmer zurück, dessen Fenster nach einer andern Seite hinaus lagen. Kaum hatte er die Jalousieen geöffnet, als er auch schon den ganzen Himmel in Rauch und Qualm gehüllt erblickte, so daß es schien, als wolle es mitten

am Tage Nacht werden. Noch stärker erscholl hier der Angstruf, der durch die Gassen von Algier ertönte.

Mitten in das Gefühl eines, wenn auch nur in der Seele Andrer empfundenen Schreckens, das jeden bei diesem furchtbaren Ereigniß ergreifen mußte, drängte sich in das Herz des Obristen die muthige Freude über einen entscheidenden Schritt zum Siege, den das belagernde Heer gethan haben mußte. Seine Vermuthung ward schnell zur Gewißheit, denn mit fliegenden Haaren und gerungenen Händen stürzte Rebecca ins Gemach und rief: „Herr! Wir sind Alle verloren! Das Kaiserschloß ist in die Luft gesprengt! Halb Algier liegt in Schutt und Trümmern! Gütiger Gott Jehova, errette Dein Volk!" Mit diesen Worten stürzte sie betäubt auf den Boden nieder.

Zwölftes Kapitel.

Die Männer sprangen der armen Alten zu Hülfe; Giacomo sprengte ihr Wasser ins Gesicht, und rüttelte sie ziemlich unsanft. Sie kam wieder zu sich, eben als auch Baruch voller Angst, keuchend, weil er die Treppe mit einer für sein Alter zu großen Schnelle heraufgestürzt war, die Thür aufriß und mit den verzerrtesten Geberden rief: „Gott Jehovah, rette Dein Volk! Helft uns, Ihr Franken! Verderbt nicht die duldenden Söhne Israels! Seid großmüthig.“ Er schrie so heftig und athemlos hinter einander fort, daß er die tröstenden Worte des Obristen gar nicht vernahm.

Endlich brachte ihn der Anblick seines todesmatten Weibes auf eine andere Bahn seiner Gedanken. „Rebecca! Frau! Hat Dich das Verderben schon ge=

troffen! Unheil ist über unser Haus kommen! Die Rache Gottes trifft unsre Häupter! Dich hat der Zorn des Herrn geschlagen! Rebecca, Tochter Rahels, flehe um Hülfe bei diesen Christen!"

„Hölle, Tod und Teufel!" fuhr endlich Giacomo auf und stampfte mit dem Fuß, indem er den im Zimmer hin und her laufenden und die Hände ringenden Juden bei den Schultern packte und mit nervigen Armen festhielt. „Baruch! Seyd Ihr denn vom Satan besessen? Ihr kreischt ja wie eine Schiffstrompete! Fühlt Euch doch an den Kopf, damit Ihr endlich merkt, daß er noch auf Euren Schultern sitzt. Glaubt Ihr denn, daß die Welt untergehn wird, weil man eine lumpige Schanze in die Luft gesprengt hat? Wenn Euch bis jetzt noch kein Balken oder Eckstein auf den alten kahlen Schädel gefallen ist, so seyd Ihr für diesmal durch, denn eine Viertelstunde werden die Trümmer nicht in der Luft herumfliegen."

Diese kräftige Rede brachte den vor Schreck halb wahnsinnigen Baruch ein wenig wieder zur Besinnung.

„Meint Ihr, daß die Gefahr vorüber ist?" fragte er kleinlaut.

„So gut wie beim Blitz, wenn Ihr erst den Donner hört," entgegnete der ungestüme Trostredner.

„Nehmt Euch also zusammen, geht auf die Gasse hinaus, horcht rechts und links, was es Neues giebt, und bringt uns davon Nachricht.“

Baruch nahm die ermattete Rebecca an den Arm, und verließ mit ihr das Zimmer.

Der Obrist war indessen mit großen Schritten auf und nieder gegangen. Das wichtige Ereigniß, die nahe Eroberung Algiers durch die Franzosen, hatte ihn zu heftig bewegt, als daß er auf die kleinen Vorfälle um ihn her sonderlich hätte achten sollen.

Große Gedanken, mächtige Gefühle kämpften in seiner Seele. „Ist es denn wahr? Wäre der Augenblick wirklich nahe, wo ich wieder ein Vaterland haben, einem Volke angehören soll? Werde ich die Meinen widersehn, den theuren Boden meiner Heimath noch einmal betreten? — Aber weh' mir, ist es mir nicht versagt? Bin ich nicht ein Geächteter? Frankreich, Frankreich! Wie tief bist Du von Deiner stolzen Größe gefallen! Liegst Du wieder in den alten Ketten? Schmiegen sich Deine Söhne sklavisch und verächtlich, kriechend und heuchelnd unter das Joch, oder knirschen sie in ihre Bande, und toben sie dagegen wie gefesselte Löwen? — Sey es wie es sey! Ich will den Boden meiner Heimath betreten. Was kümmert es

mich, ob ein Richtschwerdt über meinem Haupt schwebt? Ich trotze dem Schicksal und seiner feindseligen Macht. Erzwingen will ich mir noch einige selige Augenblicke! Noch einmal will ich die verlassene Gattin, will ich Sohn und Tochter wiedersehn. Und dann mag mein Blut die heimathliche Erde tränken, und mich dieselbe Hülle decken, unter der Frankreichs Helden schlummern! — Aber sind denn die alten Flammen des Muthes ganz erloschen? Birgt sich unter der Asche nicht ein einziger Funke mehr, den der Athem des Sturms anfachen könnte zur auflodernden Gluth? Hat Frankreich alle seine tapfren Söhne begraben, die sonst in drängenden Schaaren herbeiströmten, wenn ein Held das Banner des Ruhms und der Freiheit aufpflanzte? — O mein Vaterland! Daß ich dich so schwer anklagen muß! Aber freilich — er ist ja dahin, dessen Blick ein Schwerdt, dessen Wort ein Blitz war! Er setzte den Fuß an Frankreichs Ufer und der Boden des ganzen Reichs erbebte, daß der glänzende Thron seiner Feinde in Paris zusammenstürzte. Ein Wink seines Auges, und ein Heer stand gewaffnet auf! Er erhob die Hand und Frankreich gehorchte ihm. — Aber er ist dahin! Das eiserne Rad des Geschicks hat auch diesen Giganten zermalmt! Das Weltmeer rauscht um sein Felsengrab

und die Wogen zittern scheu zurück, wenn sie es bespülen!"

Während sich der Obrist diesen Gedanken überließ, war Giacomo in das Zimmer gegangen, dessen Fenster nach dem Hafen hinaus lagen, um sich wiederum an dem ihm so lieben, seine ganze Matrosenseele fesselnden Anblick der Flotte zu erfreuen. Es dauerte nicht lange, so stürzte er mit einem vor Begeisterung glühenden Angesicht wieder herein, und rief: „Mein Obrist, wenn mich nicht Alles täuscht, wenn ich noch zwei gesunde Matrosen-Augen im Kopfe habe, die da wissen, was ein Schiffsmanoeuvre heißen will, so stehe ich Euch dafür, es wird keine Viertelstunde dauern, so liegt die ganze Flotte in Front vor dem Hafen, und das Feuern beginnt. Und darauf will ich schwören, daß sie dann nicht mit Zuckererbsen schießen werden!"

Die Nachricht war dem Obristen allerdings von großem Interesse, er folgte daher eilig der Aufforderung Giacomo's, und fand dessen Vermuthung bestätigt. — Der Umstand, daß Beide, um nicht von den am Hafen hin und her streifenden Truppen gesehn und erkannt zu werden, sich ein wenig hinter das Fenster zurückziehn und mehr aus dem mittleren Raum

des Zimmers herausblicken mußten, raubte ihnen einen großen Theil der freien Uebersicht. Giacomo, der auf's Aeußerste begierig war, die Seeschlacht mit anzusehn, wußte ein Mittel vorzuschlagen, welches ihnen diesen Zwang abnahm. „Wer kennt uns?" rief er aus. „Nur unsre Tracht verräth uns. Baruch muß Rath schaffen!" In drei Sprüngen war er die Stiege hinunter, und suchte den Hauswirth auf, der so eben, dem erhaltenen Auftrage zufolge, ausgehn wollte, um Neuigkeiten zu erspähen. „Laß das jetzt gut seyn!" rief Giacomo, „wir bringen Dir die wichtigste Nachricht selbst. Die Flotte des Königs von Frankreich kommt in Schlachtordnung heran, und bald wird sie ihre Schlachtmusik hören lassen. Wir müssen das Gefecht aber durchaus von der Terrasse Deines Hauses mit ansehn, denn die Fenster lassen uns nicht weit genug über die See blicken. Damit uns nun Niemand erkenne, gieb uns rasch ein paar maurische Obergewänder, und einen Turban. Dann fällt es keiner Seele in Algier auf, wenn wir auf dem Dach Deines Hauses umherspazieren!"

„Gottes Barmherzigkeit! Thörichter Frank! Willst Du Dein und mein Leben auf's Spiel setzen, aus müßiger Neugier? Wie kann ich Euch maurische

Kleider geben? Wie kämen die in das Haus des Juden?“

„Alter, wenn Dir Dein Glück lieb ist, so thue, was ich Dir sage. Wir haben uns gerade deshalb Dein Haus erwählt, um von dem Gipfel seiner hohen Terrasse die Flotte unsres Heeres beobachten zu können. Müßige Neugier! Seht doch! Was verstehst Du davon! Sogleich schaff' die Kleider herbei!“

Mit Seufzen und Widerstreben holte Baruch aus seinem Vorrath zwei Kaftans und Turbans hervor, die Giacomo sogleich hinauf zum Obristen trug. Augenblicklich wurden sie übergeworfen, man setzte die Kopfbedeckung auf, und stieg nun zu der Terrasse des Hauses hinauf. Diese war so hoch gelegen, daß man über die flachen Nachbardächer weit hinweg sah. Nach der algierischen Sitte war sie mit Blumen, besonders mit hohen Orangenbäumen besetzt, die gegen die brennende Mittagssonne einigen Schutz gewährten, und zugleich die lieblichsten Düfte aushauchten. Der Blick über die Stadt hin, auf deren fast überall mit Blumen geschmückten Dächern sich allmählig eine große Zahl von Menschen zu versammeln begann, hatte etwas ungemein Reizendes. Die blendend weißen Häuser stiegen an den grünen Anhöhen hinauf, bis

zum Schlosse der Cassauba. Das Auge schweifte weit über die Festungsmauern hinaus; man erkannte die aufgeworfenen Batterieen der Franzosen, übersah die Richtung der Laufgräben, und auch einen Theil des Lagers ganz deutlich. Südlich erblickte man die Trümmer des so eben gesprengten Kaiserschlosses, dessen Mannschaft sich zuvor nach Algier zurückgezogen hatte, und nördlich konnte man das an der Küste gelegene sogenannte englische Fort vollständig übersehn. Von dort an bis an den Hafendamm und auf der andren Seite desselben bis an das Fort Babazoune übersah man jede kleine Krümmung des Ufers, konnte die Geschütze in jeder Batterie zählen. Gerade vor dem Hause fast unter der Terrasse lief der Hafendamm nach der befestigten Halbinsel, dem Molo, welcher die Bucht des Hafens bildet, hinüber. In den furchtbaren Batterieen desselben, die sich an beiden Seiten des sogenannten runden Schlosses befanden, konnten der Obrist und Giacomo, da sie sich im Rücken derselben befanden, jede Bewegung, die bei der Bedienung der Geschütze geschah, verfolgen. Der rasche Blick des geübten Soldaten zählte in dem Fort zur Rechten über hundert Feuerschlünde, in dem zur Linken über dreißig, alle von schwerem Kaliber. Der ganze an der linken

Seite des Hafendammes gelegene Küstenstrich bis zum englischen Fort war dicht mit Batterieen besetzt, die zusammen wohl gegen hundert und funfzig Geschütze enthielten. Minder stark, aber doch ebenfalls furchtbar genug, war der Küstenstrich auf der andren Seite bis zum Fort Babazoune befestigt.

Wenige Augenblicke reichten für den Obristen hin, die ganze Lage der algierischen Vertheidigungsmittel, und die Stärke derselben zu beurtheilen. „In der That, furchtbare Kräfte sind hier zu besiegen!“ rief er aus. „Wenn ich Befehlshaber von Algier wäre, und Munition genug hätte, so würde mir bang um die Flotte Karls des Zehnten seyn!“

Indessen bewegte diese sich im langsamen Zuge der einzelnen Schiffe an der Front der Batterieen links vom Hafendamm und denen des Molo selbst entlang. Der Wind hatte sich jetzt gelegt, daher ließ das Admiralschiff sich von einem Dampfboot ins Schlepptau nehmen, um die Richtung genau anzugeben, und den Punkt, wo es sich mit dem Feinde in ein Gefecht einlassen wollte, sichrer und schneller zu erreichen.

„Das ist die Sphinx,“ rief Giacomo, „welche das Admiralschiff heranbugsirt! Ein gutes Dampfboot.

Seht nur, mein Obrist, wie kräftig es die Schaufeln regt."

Etwa in starker Kanonenschußweite vom Ufer bewegte sich die „Provence" majestätisch durch die blauen Wogen dahin. Die übrigen Schiffe mußten auf das künstlichste Wind zu gewinnen suchen, um ihr zu folgen.

„Thörichte Teufel!" rief der Obrist, und deutete auf die türkischen Artilleristen, „sie versäumen die beste Gelegenheit. Mit ihrem Kaliber müßten die Strandbatterieen schon längst ihr Feuer eröffnet haben."

„Ich dächte auch," erwiederte Giacomo, „sie schenkten uns genug. Der große Brummer hier gerade vor uns in der Batterie auf dem Molo, könnte der Provence schon ein paarmal sechs und dreißig Pfund Ballast ins Unterfutter geschoben haben. Wenn ich in der Batterie wäre, die Lunte müßte mir auf's Zündloch, so wahr ich Giacomo heiße!"

„Bist Du so begierig, Deinen Admiral anzugreifen?" fragte der Obrist lächelnd.

„Nein, wahrhaftig nicht, bei meinem Schutzpatron! Aber, Krieg ist Krieg, und Dummheit ist Dummheit! Ich kann's nicht lassen, ich muß mich darüber ärgern, daß der lange türkische Kanonier mit seinem rothen Kaftan dort unten ein solcher Tölpel

ist, der die Pflaumen nicht schüttelt, wenn sie reif sind. Wahrhaftig, der Flotte bringt's ja auch keine Ehre, mit solchen Tröpfen zu fechten, und jetzt giebt die Provence ihre volle Breite preis! O der türkische Holzblock! Feuer, Kanonier! Ich sage Dir, die Kugel sitzt in den Planken, oder reißt ein zwanzig Ellen Tau und Segel herunter! O über den Schöps! Nichts für ungut, mein Obrist. Da haben wir's, jetzt dreht sich die Provence, und hält ihm das Bogspriet unter die Nase. Nun ist der Schuß nicht halb mehr so sicher!" —

„Es kann nicht mehr lange dauern, so muß die ganze Linie feuern. Siehst Du, die übrigen Schiffe machen das Manoeuvre der Provence nach. Sie werden alle zugleich näher an die Küste rücken!"

„Ja wohl, mein Obrist; ich wittre auch schon einen kleinen Luftstoß, der ihnen helfen wird. — — — Das Wetter ist zum Manoeuvre zwar schlecht, aber desto besser zum Feuern. Der Wind ist verdammt müßig, die Segel lassen die Flügel hängen; liegen die Badewannen aber erst einmal, wo sie sollen, so stehe ich dafür, daß keine Viertelselle Leinwand unangeschnürt bleibt, denn man kann ja so ruhig liegen, als hätte man drei Anker ausgeworfen. — Sie rücken näher und

näher! — Daß dich die Pest über die Esel in der Batterie! Ich glaube, sie haben kein Pulver.“ —

Die Flotte kam jetzt in geordneter Schlachtreihe eben so gerade mit vorwärts gerichteten Bogspriets auf die Küste zu, als sie vorher, das Profil darbietend, dieselbe entlang gesegelt war.

Plötzlich warfen sich alle Schiffe zugleich seitwärts herum, und boten der Küste die mit zahllosen Geschützen bewehrten Seitenwände dar.

„Halloh!“ rief Giacomo, als er das Manoeuvre sah, „jetzt wird aufgespielt werden!“

Und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als zuerst aus den ehernen Mündungen des Admiralschiffs eine helle Blitzreihe rings umher züngelte, der sogleich eine weiße Dampfwolke folgte, die das Schiff rings verhüllte. Als wäre der Erdball geborsten, krachte jetzt die Küste von dem sechszigfachen Donner der Geschütze aus dieser einen Lage der Provence. Und schon blitzte es auf dem zweiten Schiff, auf dem dritten, vierten, auf allen folgenden; weißer Rauch wälzte sich um die Flotte her; nur die Spitzen der Masten, und die höchsten Segel und Wimpel ragten noch über dem Dampf heraus. Schlag auf Schlag krachten die Lüfte von jeder aufeinander folgenden

französische Tirailleurs hervor, und suchten unter dem Schutz des sehr durchschnittenen Terrains sich den ungedeckten Batterieen zu nähern. Allein auch die Türken sandten jetzt eine Anzahl ihrer Scharfschützen mit langen Gewehren diesen neuen Feinden entgegen, und es entspann sich nun in dem von Schluchten, Erdrissen, Hecken, Wäldchen, Gärten, Mauern und Gräben durchschnittenen Terrain ein eigner kleiner Krieg, der blutiger zu werden drohte, als der Kampf im Hafen, da bei dem steten Schwanken der Schiffe das Feuer der Flotte natürlich sehr unsicher war, und andrer Seits die Uferbatterieen nichts vor sich sahen, als ein Gebirge von Rauchwolken, in welches sie, ohne zielen zu können, ihre Schüsse hineinrichteten. Wäre der Wind etwas stürmischer gewesen, so hätte er den Rauch verjagen, oder wenigstens dann und wann Lücken hineinreißen müssen, so aber stand er unbeweglich über den Feuernden. Auf dem Lande dagegen, wo fast Mann gegen Mann focht, nahm jeder Schütz sein Ziel sicher auf's Korn, und bei der Uebung, die sowohl die französischen, als die türkischen Tirailleurs hatten, ging fast kein Schuß verloren. Indessen fochten die Franzosen mit lebhafter Begeisterung, und immer neu entwickelten sich ihre

Colonnen aus den Bergschluchten, und drangen aus den Gebüschen hervor.

Da sah der Obrist einen Offizier mit etwa fünfzig Mann eine Schlucht hinaufklettern, und die Mauer eines Gartens umgehn, in welchem sich viele türkische Schützen befanden. Sogleich machte er Giacomo aufmerksam darauf, und sprach: „Wenn jenem geschickten und sorgsamen Offizier der gewagte Streich glückt, so muß dort unten die Batterie verloren gehn. Mir däucht, er kann ihr in dem Erdriß, den die Gebüsche dort bezeichnen, bis auf zweihundert Schritt nahe kommen. Freilich aber, entdecken ihn die Algierer, so ist's ein Leichtes, ihn abzuschneiden.

Mit einer heftigen Spannung, ja fast mit Aengstlichkeit verfolgte der erfahrne Krieger die Unternehmung des, so schien es, jungen Offiziers, der mit großer Gewandtheit, immer seinen Leuten voran, sich Bahn auf einem höchst schwierigen Wege brach. „Ein tapfrer Sohn Frankreichs!“ sprach der Obrist gerührt; „möge der Himmel sein kühnes Unternehmen begünstigen.“ Es regte sich eine Theilnahme für den jungen Mann in der Brust des alten Kriegers, die ihn selbst befremdete. Sah er doch so viele auf dem weiten Gefilde der Gefahr, die ihm alle als Landsleute gleich

nahe standen, und dennoch hatte er, so mancher auch gefallen war, noch für keinen ein so besonderes Gefühl der fast zärtlichen Besorgniß gehabt. War es das vereinzelte Unternehmen, wodurch die Aufmerksamkeit mehr auf den Einen geleitet wurde, oder ein zufälliges Gefühl, oder eine jener absichtslosen Wahlen des Herzens, die so oft diesem oder jenem Neigung zuwirft, ohne sich Rechenschaft zu geben, oder mochte es endlich eine jener geheimnißvollen, unerklärlichen Empfindungen seyn, mit welcher eine dunkle Gewalt der Natur so oft unsre Brust ahnungsvoll erfüllt und uns zu Fremden hinüberzieht, die später bedeutsam mit unsrem Geschick verknüpft werden: genug, das Herz des alten Kriegers schlug besorgt für den jüngern, und begleitete seinen gefahrvollen Weg mit lautem Pochem. Sogar Giacomo bemerkte, daß der Obrist unruhig wurde, und nahm aus natürlichem Mitgefühl jetzt ebenfalls wärmeren Antheil an dem Schicksal des jungen Offiziers, und an dem Gelingen seiner Unternehmung. Wohl zehn Minuten mochte es dauern, ehe dieselbe entschieden werden konnte; bei jeder gefährlichen Stelle schlug den beiden Zuschauern das Herz mächtig. Sie vergaßen fast, daß

die Schlacht im Großen auf der andren Seite tobe, und überhörten ihren furchtbaren Donner.

„Es glückt! es glückt!“ rief Giacomo; „wenn er jenen Busch noch erreicht, ohne entdeckt zu werden, so hat er gewonnen Spiel. Nur noch hundert Schritte der Gefahr! — — Er hat's erreicht! Jetzt muß er gleich unten aus der Schlucht herauskommen!“

Der Obrist war den Bewegungen des kleinen Trupps mit unverwandtem Auge gefolgt. Er athmete leicht auf, als er sah, daß die Hauptgefahr vorüber war. „Wer,“ sprach er, „in dem ganzen Land- und See-Heer weiß jetzt so genau als wir, wo der Wendepunkt der Schlacht sich anknüpft? Selbst der junge Held konnte von dort aus unmöglich so gut beurtheilen, als wir von hier oben, daß er gerade die gefährlichste Batterie nimmt. Er hält es für einen einzelnen glücklichen Streich; allein gelingt er, so mag Graf Bourmont sich bei ihm für die gewonnene Schlacht bedanken. Denn dort wird der Grundstein des Gebäudes erschüttert.“

„Sie brechen aus! Seht Ihr? sie feuern!“ rief Giacomo lebhaft.

In der That war der junge Held so eben mit seinen Leuten aus der verwachsenen Schlucht hervor-

gebrochen, und hatte auf die Mannschaft in der zunächst gelegenen Küsten-Batterie von etwa zehn Geschützen feuern lassen. Kaum sahen sich die Türken im Rücken angegriffen, als sie, wie betäubt von Angst und Schrecken, die Geschütze im Stich ließen, und entflohen. Als die Mannschaft der nächsten, kaum zwei hundert Schritte entfernten Batterie dies sah, folgte sie dem gefährlichen Beispiele, und stürzte, als wäre sie schon abgeschnitten, nach dem Thore von Algier zu. —

Die französischen Tirailleurs nahmen im vollen Lauf die erste verlassene Batterie weg, und einige Leute pflanzten sogleich die weiße Fahne daselbst auf, während die andren nach der benachbarten Batterie eilten, und auch diese in Besitz nahmen. Jetzt wurde die Flucht der Türken allgemein; die Tirailleurs verließen ihre festen, guten Stellungen, die Artilleristen der übrigen Batterieen retteten sich ebenfalls durch eilige Flucht, und in weniger als zehn Minuten war das Gefecht auf diesem Punkte entschieden.

Die Flotte stellte sogleich ihr Feuer gegen die gewonnenen Batterieen ein, als die weißen Fahnen auf denselben wehten, und richtete es dagegen mit verdoppelter Kraft auf die der Stadt und des Molo.

Auch hier bemächtigte sich bald eine allgemeine Muthlosigkeit der Soldaten, und mit Geheul und Geschrei stürzten sie auf die Stadt zu, und mischten sich dort mit dem tobenden Pöbel. Da wurde auf der Cassauba eine Fahne, als Zeichen, daß man die Feindseligkeiten einstellen wolle, aufgesteckt, und bald darauf sah man ein Boot, das ebenfalls das Zeichen des Friedens wehen ließ, vom Lande stoßen, um mit der Flotte zu unterhandeln, die, da ihre Schüsse nicht mehr erwiedert wurden, das Feuer für den Augenblick eingestellt hatte. Dies Alles war das Werk einer halben Stunde gewesen.

Indessen waren die französischen Tirailleurs immer dem Ufer gefolgt, und hatten den flüchtigen Feind in kleinen Gefechten bis an das Thor von Algier gedrängt. Der junge Offizier, welcher die erste Batterie genommen hatte, war fortwährend unter den Vordersten. Der Obrist verlor ihn nicht aus dem Auge, und begleitete ihn noch immer mit einem Gefühl ahnender Sorge. Schon schwieg der Donner des Geschützes, schon wehten die Zeichen des Friedens; nur in jenen kleinen Kämpfen, die fast zu persönlichen geworden waren, sah man noch die letzten Bewegungen der

Schlacht, die so lange über das ganze Gefilde gewogt hatte. Der Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten schien noch nicht gegeben zu seyn. Arabische Reiter sprengten quer über das Feld, um das Thor von Algier zu gewinnen. Der junge Offizier warf sich ihnen mit seinen Leuten entgegen; die kühnen Araber suchten sich einzeln durchzuschlagen. Man focht Mann gegen Mann. Der Offizier gerieth zwischen zwei Araber; den einen riß er glücklich vom Pferde, der andre führte einen Säbelhieb gegen ihn, und der junge Tapfre stürzte nieder.

„Ahnt' ich's nicht?" rief der Obrist aus. „Mir war gleich von Anfang an zu Muthe, als hefte sich das Verderben an das Haupt des jungen Kriegers. Der tapfre, wackre junge Mann! Aber ich wußte es zuvor! Es giebt ein ahnendes Gefühl, welches sich nur in langer Erfahrung der Schlachten erwirbt, aber selten trügt; dies sagt uns deutlich, wann wir für uns zu fürchten haben, und zeigt uns auch, wo Andre endlich von ihrem Geschick ereilt werden. Er ist vielleicht das letzte Opfer dieses Krieges!"

„Die Leute tragen ihn fort," bemerkte Giacomo, „aber er scheint doch noch am Leben zu seyn."

„Möge Gott seine Tage behüten," sprach der Obrist mit bewegter Stimme, und begleitete den Trupp, der seinen Führer aus dem Kampfe trug, mit unverwandten Blicken.

Bald verstummten auch die letzten Schüsse; Algiers Loos war entschieden.

Dreizehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen schon wußte man, daß der Dey die Stadt übergeben habe. Um Mittag erwartete man das Einrücken der Franzosen. Der alte Baruch war es, welcher diese Nachricht brachte, und sich dabei dem Schutz seiner Gäste dringend empfahl.

„Ihr werdet dessen nicht bedürfen," sprach der Obrist; „die Völker Europa's verfahren mit besiegten Feinden niemals barbarisch. Im Gegentheil Euer Loos wird sich verbessern, denn hier, wo bis jetzt Willkühr und Grausamkeit herrschten, wird von nun an das Gesetz walten, und Gerechtigkeit geübt werden. Geht getrost hinab in Euer Gewölbe. Niemand wird Euch das Eurige rauben. Sollten wir auch nicht mehr in Eurem Hause seyn, wenn die Franken einrücken, so werde ich

doch Euer Wohlwollen gegen uns zu rühmen wissen, und Ihr sollt nicht unbelohnt für Euren Dienst bleiben."

Der Jude verbeugte sich mit unterwürfiger Demuth, und verließ seine Gäste mit zufriedenem Gesicht.

„Wollt Ihr, mein Obrist," fragte Giacomo, „diesen sichren Aufenthalt verlassen, bevor die französischen Truppen eingerückt sind? Ich glaube zwar, daß die Algierer uns jetzt nichts mehr anhaben werden, da sie nun gewiß so in Furcht sind, daß sie allen gefangenen Franken eben so viel Ehre erweisen, als zuvor Schmach; aber dennoch meine ich, es sey besser, wir warten die wenigen Stunden noch ab."

„Du hast wohl Recht," entgegnete der Obrist; „aber ich habe dringende Gründe, die Zusammenkunft mit dem Befehlshaber des Landheeres zu vermeiden, und möchte wohl versuchen, ob es nicht möglich sey, auf das Admiralschiff zu gelangen, um dort den Admiral Duperré zu sprechen."

„Ich dächte, das müßte nicht so gar schwer seyn; denn wer sollte uns hindern, mit einem Nachen hinüber zu fahren. Ich meinestheils halte es für ein Spielwerk, Euch hinüber zu rudern."

„Du würdest mir dadurch den wichtigsten von allen den Freundschaftsdiensten erweisen, die ich Dir bisher verdanke.“

„Aber wahrhaftig auch den leichtesten,“ erwiederte Giacomo fröhlich; „denn ich wüßte nicht, was einem Matrosen leichter werden sollte, als ein paar hundert Ruderschläge auf glattem Hafenwasser. Ihr sollt so rasch wie eine Meerschwalbe über die Wellen dahinschießen; denn das kann ich Euch ohne Ruhm versichern, für meinen Zug beim Rudern war ich bekannt bei der ganzen Mannschaft der Aventure, und meinen Schlag kannten sie unter zehn andren heraus, wenn ich Nachts einen Offizier in der Golle an Bord zurückbrachte. Ich freue mich ordentlich darauf!“

Der Obrist winkte dem geschwätzigen Freunde wohlwollend zu, und ein heitres Lächeln schwebte über sein ernstes Angesicht hin.

Man machte nun Anstalten zur Abreise. Baruch hatte den Auftrag erhalten, ein Felleisen, und an Wäsche und Kleidungsstücken noch dasjenige herbeizuschaffen, was der Obrist und Giacomo für eine Reise nach Frankreich bedurften. Giacomo packte die Sachen ein, man war reisefertig. Nur das Einrücken der französischen Truppen wollte man noch abwarten,

um dann die Fahrt nach dem Admiralschiff zu beginnen.

Der Obrist ging, da alle Vorbereitungen zur Abreise vollendet waren, unruhig auf und nieder; in seiner Seele bewegten sich Hoffnung und Sorge, Freude und tiefer Schmerz in fallenden und steigenden Wogen. Nach funfzehn Jahren unnennbaren Duldens war der Augenblick der Rettung endlich gekommen. — Horch! Welche Töne? Welch feierlich dumpfer Schall? Welch reizende Klänge, die einzelnen Strahlen gleich durch die Stille brechen? Es ist der ferne Laut der Kriegsmusik! Es ist der Schall der Trommeln und Pauken, der liebliche Klang der Flöten und Hörner, unter denen Frankreichs Krieger in die eroberte Raubstätte der Barbaren einziehn. Jetzt dringen die Töne deutlicher in mein Ohr! Es sind die wohlbekannten Weisen vaterländischer Tänze und Lieder, nach denen der rasche Schritt der Krieger sich fortbewegt! O Gott, wie oft drangen sie dem Jüngling, dem Manne muthig ins Herz, wenn ihr freudiger Ruf ihn auf das Feld der Ehre und des Sieges führte! Willkommen, ihr ersten, holden Grüße aus der Heimath! Willkommen!

Der Obrist hemmte seinen raschen Schritt; er drückte die gefaltenen Hände gegen die Brust und sah

aufwärts gen Himmel, mit einem Blick der tiefsten Dankbarkeit. Es war ihm, als sollte sein eisernes Heldenherz unter diesen feierlich frohen Klängen zerschmelzen, und sich auflösen in weiche Thränen der Rührung.

Plötzlich war es, als ob ein Schleier von den fernher gedämpft klingenden Tönen hinweg genommen würde; mit heller, freudiger Kraft schlugen sie an's Ohr. Der Obrist eilte an das Fenster. Eben bog das Regiment aus einer Seitenstraße herein, und wurde auf dem Quai des Hafens sichtbar.

Giacomo, der ebenfalls an's Fenster gesprungen war, rief frohlockend, fast überlaut: „Juchhe! Das ist das achte Regiment. Es hat in Toulon gestanden. Es sind lauter gute Kameraden! O, nun wird es lustig hier in Algier! Jetzt könnte mir's schon gefallen, hier zu bleiben!"

Das Regiment defilirte fast unter dem Fenster vorbei, den Quai entlang, nach der andren Seite der Stadt zu, wo es vorläufig einen Bivouak beziehen sollte.

Als es vorüber war, sprach der Obrist: „Freund! Jetzt wird es Zeit. Ich glaube, der günstige Augenblick ist gekommen, wo wir die Stadt verlassen müssen."

Giacomo warf sogleich den Mantelsack auf die Schulter, und beide gingen hinab. Ehrfurchtsvoll stand Baruch unten an der Thür. Sein Gast hatte ihn für den kurzen Aufenthalt in seinem Hause so reichlich bezahlt, daß er ihn, nach Art dieser alles nach Gold abwägenden Gemüther, jetzt mit solcher Demuth und Verehrung betrachtete wie den Ober=Rabbiner. Er beugte sich bis zur Erde hinab, und wollte den Saum von dem Ueberrock des Obristen küssen, welches dieser nur mit Mühe und Ernst verhindern konnte. Auch Rebecca hatte sich tief verneigt, und sprach Worte der knechtischen Unterwürfigkeit. — „Jehovah soll Euch segnen, großer Herr der Franken!“ rief Baruch mit gen Himmel gehobenen Armen aus. „Er soll Euch und Eure Kinder und Enkel mit seinen Gaben überschütten! Meine Schwelle ist geehrt durch Euren Fuß, mein Haus berühmt durch Euer Verweilen! Kehrt glücklich heim! Wohin Ihr Euren Weg richtet — —“

Seine Worte verhallten, denn schon waren die Abreisenden hinausgeschritten auf die Gasse, und verfolgten eilig ihren Weg nach dem Hafen. Giacomo lachte lustig auf, und sprach: „Gelt, mein Obrist, der Jude würde Euch neun und neunzig mal verfluchen, wenn er wüßte, was er mit Eurem Oberrock für ein

Kleinod aus dem Hause gegeben hat! Nun, der gute Engel sey gelobt, der funfzehn Jahre lang bei Eurem Eigenthum Schildwacht gestanden hat! Aber wahrlich, obgleich der Jude uns nützlich gewesen ist, freilich nicht aus gutem Willen, sondern nur aus Angst und Eigennutz, so möchte ich ihm doch den Aerger gönnen, daß er erführe, was er für einen Handel gemacht hat."

Unter diesen Worten hatten sie schon den nahen Quai erreicht, und der Obrist warf seine Blicke nach einer Barke umher, die ihn nach dem unweit des Molo vor Anker liegenden Admiralschiff hinüberführen könnte. Während er sich umsah, erblickte er von weitem einen Trupp Menschen, der eine Anzahl französischer Soldaten begleitete, die langsam den Quai heraufkamen. Ein dunkles Gefühl, als habe auch er einen nahen Antheil an dem, was die neugierige Menge zu beschäftigen schien, oder vielleicht der Wunsch, die ersten Landsleute wieder in der Nähe zu sehn, bewog den Obristen, das Herankommen des Zuges abzuwarten. Bald gewahrte er, daß die Soldaten etwas trugen; von einem seltsamen Gefühl des lebhaftesten Antheils angezogen, schritt er näher und näher, den Kommenden entgegen. Jetzt erkannte er,

daß es ein Verwundeter war, den man auf einer Bahre langsam herbeitrug. Die Träger setzten dieselbe nieder, um zu wechseln. Dies erregte einen kleinen Aufenthalt, indem die Einen die Traghülfen abnahmen, und sie den Andren zum Ueberhängen darreichten, welche dieselben erst nach ihrer Körpergröße verlängerten oder verkürzten.

„Wer ist der Kranke?“ fragte der Obrist, indem er mit pochendem Herzen näher trat.

„Ein Offizier vom achten Linien-Regiment, welcher einen starken Hieb in die Stirn bekommen hat,“ antwortete ihm der Sergeant, der die Träger anführte.

Indem lüftete der Wind das Tuch ein wenig, mit welchem das Gesicht des Verwundeten leicht bedeckt war, um ihn vor dem lästigen Schwarm der Ufer-Insekten zu schützen. Es wurde ein bleiches, edles Antlitz sichtbar; die Stirn war mit einer von Blutstropfen gerötheten Binde bedeckt. Der Kranke hatte die Augen geschlossen. Aus seinen Zügen sprach etwas, das dem Obristen das Herz mit heftigem Pochen bewegte.

„Wie heißt der Offizier?“ fragte er hastig.

„Das weiß ich in der That nicht zu sagen,“ entgegnete der Sergeant, „er ist nicht von unsrem Regiment. Der Ober-Chirurgus hat ihn uns so eben erst übergeben, um ihn in die Stadt zu bringen, wo bereits eine bequeme Wohnung für ihn in Bereitschaft gesetzt ist. Doch da kommt der Unter-Chirurgus, der ihn verbunden hat, er wird den Namen vielleicht wissen.“

Der junge Mann, welchen der Sergeant bezeichnete, kam eben heran, wußte aber auf die Frage des Obristen auch nicht Auskunft zu geben. „Den Namen,“ sprach er, „kann ich auch nicht sagen, aber so viel darf ich Ihnen versichern, daß der junge Mann einer der bravsten Offiziere im ganzen Heere ist. Er ist gestern, wie man mir erzählt, der Erste in den feindlichen Batterieen gewesen, und hat durch eine kühne Unternehmung viel zu der raschen Entscheidung beigetragen.“

„Meine Ahnung betrog mich nicht,“ sprach der Obrist zu Giacomo, „es ist der wackre junge Mann, den wir gestern siegen und fallen sahen. Mein Herr,“ fuhr er gegen den jungen Wundarzt fort, „ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß dieser junge Mann die Schlacht wirklich entschieden hat. Es wäre traurig,

wenn er ein Opfer seiner Tapferkeit würde. Ist die Wunde gefährlich?"

Dabei heftete er die Blicke unverwandt auf das Antlitz des still, ohnmächtig auf der Bahre liegenden jungen Kriegers.

„Zum Glück nein," antwortete der Wundarzt; „allein der starke Blutverlust hat den Kranken sehr geschwächt, und ihm mehr eine große Ermattung als eine eigentliche Ohnmacht zugezogen."

Der Obrist betrachtete, während die Soldaten noch beschäftigt waren, die Bahre wieder aufzunehmen, die Züge des Verwundeten noch immer unverwandten Blicks. Er las etwas in denselben, das ihn mit unbegreiflichen Banden zu ihm hinzog; Ahnungen stiegen in ihm auf, doch wagte er kaum, sie sich selbst zu gestehen. Gewaltsam riß er sich endlich los. „Leben Sie wohl, mein Herr, lassen Sie sich diesen Kranken wohl angelegen seyn, das Vaterland würde, so scheint es mir, einen ausgezeichneten Mann in ihm verlieren."

Der Zug setzte seinen Weg fort, der Obrist verfolgte den seinigen nach der andren Seite. Aber unwillkührlich stand er noch oftmals still, und sah sich lange nach der Bahre um, auf welcher der Verwundete hinweg getragen wurde.

„Dort liegt eine artige Barke,“ sprach Giacomo, und zeigte auf einen leicht angeknüpften Nachen, in welchem ein maurischer Knabe saß, und gedankenlos in die Wellen blickte. „Der Bursch, das wett' ich, ist glücklich, wenn wir ihm ein Dutzend Messonen Miethszins für seine Nußschaale anbieten. Soll ich den Handel machen?“

Der Obrist nickte; in wenigen Minuten schwamm das Schiffchen schon lustig auf den Wellen, indem Giacomo und der Knabe die Ruder fröhlich bewegten.

Es dauerte keine Viertelstunde, so langten sie an dem Admiralschiff an.

Ein Offizier fragte nach ihrem Begehr.

„Ich wünsche den Admiral zu sprechen,“ war die Antwort des Obristen, in einem Tone, der seine Berechtigung dazu mehr darthat, als irgend etwas andres.

Der See-Offizier empfand, wie jeder, das Uebergewicht, welches in dem Adel der Gestalt, des Benehmens und der Sprache des Obristen lag. Fast verlegen erwiederte er daher, daß es wohl unmöglich seyn werde, in diesem Augenblick das Begehr des Kommenden zu erfüllen, indem der Admiral so eben damit beschäftigt sey, die Depeschen für den Marine-

Minister, in welchen die Eroberung Algiers berichtet werden sollte, aufzusetzen.

„So erlauben Sie mir zu warten, bis dieses dringende Geschäft beendigt ist. Alsdann ersuche ich den Admiral um ein Gespräch von zwei Minuten in seiner Cajütte.“

Der Offizier lud den Obristen ein, das Schiff zu besteigen; dieser aber entgegnete, er ziehe es vor, in der Barke zu verweilen. Auf diesen Bescheid zog sich der Offizier bescheiden zurück, um nicht durch sein Bleiben dem Fremden lästig zu werden.

Als man so harrend in dem Nachen saß, fragte Giacomo: „Verzeiht, mein Obrist, aber was denkt Ihr zu thun, sobald Ihr den Admiral gesprochen habt?“

„Ich hoffe, ohne einen Fuß wieder ans Land zu setzen, nach Frankreich abreisen zu können.“

Giacomo war höchst betroffen über diese Antwort. Es entging dem Obristen nicht. Er fragte ihn um die Ursach.

„Ei, Herr, ich habe alle meine Kameraden, meinen guten Capitain Assigny, den wackern Capitain Brüat, kurz alle diese so plötzlich verlassen, und weiß noch gar nicht, was aus ihnen geworden ist. Und vielleicht

haben sie auch Sorge um mich. Denn das weiß ich gewiß, wenn mein Capitain die Geschichte am Thor von den andren Matrosen gehört hat, so ruht er nicht, bis er erfährt, was aus mir geworden ist. Da halte ich's denn doch für Unrecht, so ganz heimlich davon zu gehn. Ich glaubte, Ihr wolltet den Admiral nur sprechen, und dann nach Algier, wo wir jetzt ja ganz sicher sind, zurückkehren? Auch weiß ich nicht einmal, ob ich nicht als Deserteur betrachtet würde, wenn ich so ohne allen Urlaub davon ginge."

„Du hast sehr Recht, und denkst sehr wacker, mein guter Bursch," antwortete der Obrist, gerührt durch den traurigen Ton, mit welchem Giacomo diese Worte gesprochen hatte. „Du mußt zu den Deinigen zurück. Ich trenne mich mit Schmerz von Dir, aber es muß seyn. Ueberdies, guter Junge, wenn gleich für Dich keine Gefahr mehr ist, so ist mein Lebensweg doch noch lange nicht geebnet. Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich Dich länger an mein unsichres, trübes Schicksal fesseln wollte. Du sollst nun die Früchte Deiner Abentheuer und Mühseligkeiten in Ruhe genießen können."

Giacomo hatte den Obristen während dieser Worte

ängstlich betrachtet. „Trennen soll ich mich von Euch, mein Obrist? Unmöglich —“

„Es muß seyn, mein guter Bursch, mein lieber Freund,“ unterbrach ihn der Obrist; „je näher ich's überlege, je mehr scheint es meine Pflicht gegen Dich zu fordern, daß ich darauf bestehe. Aber sey ruhig, ich denke, wir sehn uns vielleicht bald wieder.“ Dabei bot er dem traurig Dastehenden die Hand. Dieser ergriff sie und drückte heftige Küsse darauf, und über sein redliches, rauhes, gebräuntes Italiener-Antlitz flossen die aufrichtigsten Thränen, die je ein Auge geweint hat.

„Ich werde Dich niemals vergessen,“ sprach der Obrist aus tiefster Brust; „Du bist mein treuer Freund gewesen, als ich in der äußersten Noth war. Dein Herz ist reines Gold, in siebenfachem Feuer geprüft! Was auch der Zufall für Unterschiede zwischen uns gestellt hat, die mächtige Hand eines Alles gleichmachenden Geschicks hat sie verwischt. Wir haben rein als Menschen gegeneinander über gestanden, und Gefahr, Leid und Freude zusammen getragen. Komm an mein Herz, wackrer Bursch! Du bist, Du bleibst mein Freund!“

Giacomo schluchzte und weinte laut.

„Wie heißest Du? Ich habe Dich bisher nur bei Deinem Vornamen genannt?“

„O mein Obrist,“ antwortete er unter Thränen, „was seyd Ihr für ein Mann! — Giacomo ist eigentlich gar nicht mein Name; ich habe ihn nur auf dem Schiff bekommen, und aus langer Gewohnheit beibehalten. Ich trat mit einem Vetter zugleich in Dienst; er hieß, wie ich, Francesco Natale. Da man uns wegen der gleichen Namen öfters verwechselte, wurde ich Giacomo genannt, und habe seit funfzehn Jahren keinen andren Namen gehört. Denn Ihr wißt ja, bei Matrosen macht man nicht viel Umstände mit dem Namen. Jeder bekommt einen Schiffsnamen, und hat er den eine Zeit lang nur von seinen Kameraden gehört, so nennen ihn die Offiziere auch so, und am Ende ist der Vatername vergessen. Nennt mich also immerfort Giacomo, oder auch Francesco Natale, wie Ihr wollt.“

„Ich werde Dich immer Freund nennen, wenn wir beisammen sind, aber weil ich mich nach Dir erkundigen will, selbst wenn ich in weite Ferne müßte, so fragte ich nach Deinem ganzen Namen. — Und nun komm her. Hier —“

„Nein! Um Gottes Willen! Nein, mein Obrist, das darf ich nicht annehmen.“

„Du sollst! Glaube nicht, daß ich mich dadurch irgend eines Danks gegen Dich entledigen will. Wahrlich, nein! Aber Du sollst diese Börse mit Goldstücken nehmen, um damit nach Frankreich zu kommen, um Deine Kameraden zu unterstützen, kurz um den Inhalt so gut zu verwenden, als Du willst und kannst. Es ist, als gäbe ich's meinem Bruder! Hörst Du? — Und kommst Du nach Toulon, so geh' zu jener Frau von Clermont, von der wir gesprochen haben. Du sollst dann weiter von mir hören.“

Giacomo hielt den Beutel in der Hand, und schüttelte dabei immer mit dem Kopfe, als wolle er sagen: „Es ist doch nicht recht, daß ich ihn annehme!“ Da der Obrist ihn lange betrachtete, und ihm dabei die Hand vertraulich auf die Schulter legte, setzte er mehrmals zu einer Frage an, die ihm einige Ueberwindung zu kosten schien. Endlich begann er:

„Mein Obrist! Ihr habt mir Euren Namen noch nicht gesagt.“

Ein heftiger Kampf der Gefühle war in den Zügen des Obristen sichtbar, er seufzte tief auf. „Du

hast ein Recht, ihn zu erfahren, aber, er sey Dein Geheimniß —"

„Mein Herr!" unterbrach den Obristen die Stimme des Offiziers, der auf dem Deck an der Schiffstreppe stand. „So eben hat der Admiral die Depeschen vollendet; er erwartet Sie sogleich in der Cajütte. Eilen Sie aber, da er im nächsten Augenblick ans Land gehn wird, um sich mit dem General Bourmont zu besprechen."

Bei diesen Worten war der Offizier die Schiffstreppe hinab gestiegen, und bot dem Obristen die Hand, um ihm beim Einsteigen behülflich zu seyn.

Dieser zog Giacomo an seine Brust, küßte ihn mit Wärme und Innigkeit und sprach: „Laß es gut seyn! Du sollst Alles erfahren; es kann Dir jetzt gleichgültig seyn, da Du siehst, daß ich das vollste Vertrauen zu Dir habe. Melde Dich da, wo ich Dir gesagt habe. Und jetzt, leb' wohl, mein treuer, redlicher Freund!"

Er drückte den heftig weinenden Giacomo noch einmal an's Herz, riß sich dann schnell von ihm los, und stieg, während der Nachen jenen an's Ufer zurücktrug, eilig zum Deck hinan.

Vierzehntes Kapitel.

Der Offizier führte ihn an die Cajütte des Admirals.

Dieser trat eben aus der Thür derselben, als die Herangekommenen sie öffnen wollten. Er maß den Obristen mit einem Blick des Erstaunens und der Verwunderung; es schien, als erwache in ihm eine alte, dunkle Erinnerung, zu der er vergeblich einen aufklärenden Namen suchte.

„Wenn Sie mich noch kennen, Admiral," sprach der Obrist, „so weiß ich, daß Sie mich nicht verläugnen; doch erinnere ich Sie daran, daß ein zu rasches Wort —"

„Gott im Himmel, ist's möglich!" rief der Admiral jetzt aus, und Beide lagen einander in den Armen.

Der begleitende Offizier hatte sich auf einen Wink des Auges, den der Admiral ihm gab, entfernt; dieser zog den Obristen mit sich in die Cajütte.

Eine gute Viertelstunde blieben Beide daselbst, obgleich das Boot mit Offizieren, welche den Admiral an's Land begleiten sollten, schon segelfertig lag, und man nur noch der Ankunft desselben harrte.

Jetzt ertönte ein Zeichen aus der Cajütte, welches die Ordonnanz herbeirief; diese erhielt den Auftrag, den jungen See-Offizier, der den Obristen empfangen habe, zum Admiral zu führen. Als derselbe eilig in die Cajütte trat, fand er seinen verehrten Führer in augenscheinlicher Gemüthsbewegung; der Obrist schien gleichfalls heftig ergriffen zu seyn.

„Herr von St. Leu,“ redete der Admiral Düperré den jungen Offizier an, „ich werde Ihnen einen Auftrag ertheilen, der zwar nicht zu den strengen Geschäften des Dienstes gehört, allein ich weiß, Sie erfüllen ihn eben so pünktlich und gern, wenn ich Ihnen sage, daß es ein Dienst der Freundschaft ist, den Sie mir erzeigen. Heut Abend um neun Uhr wird die Bellona nach Toulon abgehn; Sie werden so gut seyn, alsdann hier diesen Herrn, meinen Freund, an Bord derselben bringen zu lassen und ihn begleiten.

Aber nicht früher, denn ich werde Ihnen zuvor noch Briefe senden, welche mein Freund mit nach Frankreich nehmen wird. Es ist mir aber daran gelegen, daß der Auftrag möglichst in der Stille vollzogen werde. Sie haben, da mich die übrigen Offiziere begleiten, den Befehl auf dem Schiff. Lassen Sie daher um die Stunde, wo Sie mit dem kleinen Boot abgehn, die Mannschaft auf der andren Seite des Schiffes zu irgend einer Beschäftigung zusammentreten, mit Ausnahme zweier vertrauten Leute, die Sie zum Rudern gebrauchen. Dieser schriftliche Befehl schirmt Sie vor jedem Anhalt und jeder Frage, die Ihnen eines der Wachtschiffe thun könnte. Sie erwerben sich meinen besondern Dank durch die pünktliche Erfüllung dieses Auftrags.“

Der junge Offizier verbeugte sich mit einem unverkennbaren Ausdruck der Freude in seinen Zügen; er war stolz und froh zugleich, dem hochverehrten Seehelden und Führer dienstbar und gefällig seyn zu können. Mit einem freudigen Erröthen antwortete er daher:

„Sorgen Sie nicht, mein Admiral; ich hoffe, Alles zu Ihrer Zufriedenheit auszuführen.“

„Ich danke Ihnen zuvor!“ — „Und nun, theuerster Freund,“ wandte sich der Admiral zu dem Obristen, „leben Sie wohl! Gott beschütze Sie, und erfülle die Wünsche Ihrer Seele. Sie sollen heut noch von mir hören.“

Die beiden Männer, denen die Hoheit ihrer Seelen aus den feurigen Augen leuchtete, auf der edlen Stirn thronte, umarmten einander mit gerührter Herzlichkeit. Wie adelten die warmen, weichen Thränen der Freundschaft den Seehelden, der so eben den glänzendsten Preis männlicher Kraft und Kühnheit errungen hatte!

Sie schieden. — Herr von St. Leu begleitete den Admiral bis an das Boot. In wenigen Minuten kehrte er jedoch zu dem Obristen zurück, der in tiefer Bewegung in der Cajütte auf und niederging.

„Mein Herr,“ sprach der junge Offizier, „der Admiral trägt mir noch einen Gruß an Sie auf. Zugleich läßt er Ihnen sagen, daß Sie bis zu Ihrer Abreise der Herr seiner Wohnung sind. Sie haben zu befehlen, ob ich Ihnen Gesellschaft leisten soll.“

„Wenn Ihnen Ihre Dienstgeschäfte Muße lassen, so werden Sie mir der willkommenste Gesellschafter

seyn. — Ich bin lange nicht in Frankreich gewesen, Sie können mir daher manches Neue erzählen."

„In wenigen Minuten bin ich ganz zu Ihren Diensten," antwortete Herr v. St. Leu; „nur einige Anordnungen habe ich zu treffen."

Er ging, kehrte bald zurück, und blieb von nun an der Gesellschafter des Obristen, der durch ihn in einem Gespräch, das mehrere Stunden währte, über den jetzigen Zustand Frankreichs die ausführlichsten Nachrichten erhielt.

Gegen acht Uhr trafen die Briefe ein, welche der Admiral zu senden versprochen hatte. Sie waren an Herrn von St. Leu gerichtet, mit dem Auftrage, die Einlage dem Fremden einzuhändigen. Dies geschah. Es waren mehrere versiegelte Briefe, unter anderm aber auch ein offener Zettel folgenden Inhalts:

„Theurer Freund! Alles ist Ihretwegen auf der „Bellona besorgt. Sie finden einen trefflichen Capi„tain. Nochmals wünsche ich Ihnen alles Gute und „Glückliche, und die vollste Erfüllung Ihrer Hoff„nungen!"

Herr von St. Leu ließ jetzt das Boot in Bereitschaft setzen; man stieg ein, und in wenigen Minuten hatte man, ohne angehalten zu werden, die Bellona

erreicht. Capitain Durocher, welcher dieselbe führte, war bereits unterrichtet. Er empfing seinen Gast mit den Zeichen der größten Achtung; dieser nahm herzlichen Abschied von seinem jungen Begleiter, und ließ sich hierauf durch den Capitain in seine neue Wohnung einführen. Kaum hatte er die Cajütte, welche er mit dem Führer des Schiffes theilte, betreten, als auch schon der laute Ruf, unter dem die Anker aufgewunden werden, erschallte. Bald waren sie gelichtet; die Segel wurden aufgespannt, ein frischer Wind begünstigte die Abfahrt, und in wenigen Minuten theilte die Fregatte schon die Fluthen, und flog im pfeilschnellen Lauf den heimathlichen Küsten entgegen.

Auf kurze Zeit hatte der Capitain seinen Gast verlassen, um die ersten nöthigen Befehle zur Führung des Schiffes zu geben. Jetzt, da es im vollen Segeln war, kehrte er in die Cajütte zu dem Obristen zurück, der auf dem Sopha am Tisch saß, und das Haupt nachdenkend in die Hand gestützt hatte.

„Wir sind allein, mein Obrist,“ begann der Capitain. „Damit Sie sogleich wissen, wie wir zu einander stehn, darf ich Ihnen keine Minute lang verhehlen, daß ich von dem Admiral in das Geheimniß Ihres Namens eingeweiht bin. Es schien demselben

nothwendig, damit Sie sich freier an mich wenden könnten, um in Betreff Ihrer Landung in Toulon meinen Rath zu erholen. Denn nur dadurch, daß ich Ihr Verhältniß ganz kenne, bin ich im Stande, Ihnen meine Dienste ganz anzubieten. Ich bitte Sie nun um Ihr Vertrauen, Obrist Clermont; ich wünsche nichts so dringend, als das Zutrauen, welches mein verehrter Führer mir schenkt, gegen Sie zu rechtfertigen!"

„O Capitain," rief der Obrist, „Sie glauben nicht, wie mein Herz bewegt ist, da ich jetzt endlich wieder unter den Meinigen bin, seit funfzehn Jahren wieder meinen Namen höre! Wie soll ich Ihnen danken! Ja, Frankreich zählt noch edle, uneigennützige, großmüthige Männer! Wissen Sie aber auch, was Sie wagen, wenn Sie einen Geächteten in Schutz nehmen?"

„Höchstens mein Leben, Obrist Clermont, wahrscheinlich aber nur meinen Grad als Capitain; verlieren aber würde ich meine Ehre, wenn ich einem Manne, wie Sie sind, nicht mit allen Kräften Beistand leistete, um sein unglückliches Schicksal ändern zu helfen."

„O, daß alle Franzosen gleich Ihnen dächten! Vieles wäre dann anders! — Frankreich ist nicht glücklich!“

„Lassen wir das jetzt, lieber Obrist, beschäftigen wir uns mit Ihrem Schicksal. In der That, ich kann an eine so rohe, grausame Gesinnung, die durch Ihr Schicksal nicht gerührt würde, gar nicht glauben, kann mir nicht vorstellen, daß es einen Haß gäbe, der nicht bezwungen dastände vor Ihrem funfzehnjährigen Dulden. Und wären Sie wirklich so schuldig, wie ein blutiges Gesetz sie spricht, Ihr Geschick hätte alles ausgesöhnt, und kein Richter der Erde dürfte Sie noch vor seine Schranken fordern. Darum hoffen Sie das Beste. Man wird den blutigen Befehl, der über Ihrem Haupte schwebt vernichten; Sie werden wieder ein glücklicher Bürger Frankreichs seyn.“

„Ein glücklicher Bürger Frankreichs? Auch wenn ich erkläre, daß ich noch ganz derselbe bin? Daß ich heut nicht anders denke, als vor funfzehn Jahren? — Nein, Capitain, so entwürdigt hat mich mein hartes Schicksal noch nicht, daß ich den einzigen Trost, der mir blieb, als ich Sklavenketten trug, feig hätte selbst zertrümmern sollen, den Trost, daß ich ein Opfer ehrenvoller, ruhmwürdiger, vaterländischer Gesinnun-

gen war. Nehmen Sie mir dies Gefühl, und ich bin vernichtet. Der Gewalt kann ich weichen, ohne Schande; ich kann aus Frankreich verbannt leben, kann ein machtloser Feind seyn. Aber Gunst und Gnade von dem erflehen, oder nur annehmen, dem ich keine Rechte über mich zugestehe — Capitain, das darf ich nicht! — Sie schenkten mir Ihr Vertrauen, ich habe Ihnen jetzt das meinige geschenkt. Sie wissen nun, welche Waare Sie am Bord Ihres Schiffes führen."

„Einen kostbaren Edelstein! Reines, unverfälschtes Gold der Vaterlandsliebe und der Ehre, das wußte ich schon zuvor."

— — Der Obrist schien die Antwort nicht gehört zu haben. Er blickte düster vor sich hin. „Ihr Verhältniß, Capitain," sprach er nach einigen Augenblicken des tiefsten Schweigens, „Ihr Verhältniß, wenn Sie einen Reuigen, Geflüchteten nach Frankreich zurückbringen, der die Gnade des jetzigen Königs erfleht, ist ein andres, als wenn Sie einen Mann an das französische Ufer setzen, der es so betritt, wie er es vor funfzehn Jahren verließ. Ich komme nicht als offner Feind der Bourbons, weil ich nicht die Macht dazu habe; ich wäre wahnsinnig zu nennen, wenn ich diese

Rolle spielen wollte. Ich komme nicht als ein heimlicher Feind, weil es meiner Ehre nicht geziemt, Meuchelmord oder Verrath zu üben, oder Gift zu mischen. Ich komme als ein Geächteter, der heimlich den verbotenen Strand des Vaterlandes betreten will, der nicht reuig sein Schicksal in die Hand derer zu legen gedenkt, welche die Macht haben, sondern der eben das Glück, was man ihm raubte, zu erwerben trachtet. Die theuren Seinigen will er wiedersehn, und sie bewegen, mit ihm zugleich die Heimath auf ewig zu verlassen. Wird er entdeckt, so wird ein Verbrecher ergriffen; er würde keine seiner Gesinnungen verhehlen, — und Sie würden sein Mitschuldiger seyn! Wissen Sie, was es heißt, einen Feind um seine Rache betrügen? Man wollte meinen Kopf, ich habe ihn gerettet; so raubte man mir wenigstens die Heimath, zerriß jedes theure Band, welches das Herz an den vaterländischen Boden fesselt. Sie laden den ganzen Zorn des Mächtigen auf sich, wenn Sie dem Geächteten beistehn, der den Blitz des Verderbens von sich abzuwenden sucht. — Das bedenken Sie wohl! Vielleicht haben Sie mich in andrer Vermuthung an Bord genommen! Ich wußte nicht, daß mein Freund

Ihnen mein Geheimniß vertrauen würde; Sie aber wissen jetzt, und sind also schuldig!"

„Vor meinem Bewußtseyn nicht, Obrist Clermont," erwiederte Capitain Durocher feurig, aber fest. „Ihr Handeln in Frankreich habe ich vor dem Gesetz nicht zu verantworten; mein Vertrauen zu Ihnen bürgt mir, daß ich es vor meinem Gewissen kann. Wir finden uns öfter in dem Fall, nach einem höhern Gesetz in der Brust handeln zu müssen, welches dem geschriebenen Befehl widerspricht. Sie haben sich mir ganz gezeigt, wie Sie sind; wohl denn, eben so ganz nehme ich's auf meine Ehre und mein Gewissen, die Bitte des Admirals in Betreff Ihrer dennoch zu vollziehn. Sehen Sie hier den falschen Paß, vermittelst dessen ich Sie als Ober-Arzt in meine Schiffsliste eintragen kann. Thue ich's, so fällt die Verantwortung allein auf den Admiral zurück. Aber ich will meinen Antheil davon tragen, und halte es für rühmlich."

Bei diesen Worten hielt er das Papier über die Flamme der Lampe, und verbrannte es.

Der Obrist drückte ihm stumm die Hand. —

„Ich habe," fuhr Capitain Durocher halb scherzend fort, „gewissermaßen wie Cortes die Flotte verbrannt, in der ich über den Ocean zurückschiffen

könnte. Wir sind nun einig, Obrist; ich setze Sie jetzt als Ober-Arzt Bernard in meine Schiffspapiere, und mein ist die Verantwortung, mein aber auch der Ruhm und der Stolz, einem Ehrenmanne wie Sie einen kleinen Dienst erwiesen zu haben!"

Das Auge des Obristen leuchtete vor Freude. „Frankreich!" rief er, indem er die Hand des Capitains feurig ergriff. „Frankreich! Zählst Du noch viel solcher Ehrenmänner, so ist Dein Schicksal gesichert, die Wetter des Verderbens mögen auch noch so tief und düster über Deinen blühenden Gefilden schweben!"

Der Capitain zog die Glocke. Es erschien ein Schiffsjunge.

„Was befiehlt mein Capitain?"

„Eine Flasche Burgunder!" — —

Der Knabe brachte die Flasche und Gläser. —

„Es ist ein feuriger Landsmann," sprach Capitain Durocher; „erlauben Sie, daß wir davon auf das Wohl Frankreichs trinken!"

Sie stießen die Gläser aneinander. „Frankreich! Freiheit! Gesetz!" Die Männer reichten sich die Hände; Sie sprachen nicht, aber ihre Herzen beschworen einen heiligen Bund! —

Capitain Durocher stand auf und ging auf's Deck, um, wie er sagte, das Betragen seiner Frau Bellona zu beobachten. —

„Hm!" kam er nach einigen Minuten zurück, wenn das so fort geht, sind wir morgen Mittag bei guter Zeit in Mahon, wo wir vor Anker gehn. Die Bellona ist ein rasches, rüstiges, kriegerisches Weib; sie schießt durch die Wellen, daß sie ordentlich furchtsam von der Seite prallen. Ich habe selbst nach dem Log gesehn; wir machen fast vierzehn Fuß in einer Secunde, das sind doch gegen drei Seemeilen in der Stunde. Eine sehr gute Fahrt; fast ein wenig zu rasch. Doch die Bellona braucht sich nicht zu fürchten, sie hat ein vortreffliches Takelwerk, und Rippen wie von Stahl und Eisen." —

„Ich kann mich noch gar nicht überreden!" rief der Obrist aus, „daß zwischen uns und Frankreich nur noch einige Tage liegen sollen. Noch scheint mir alles ein Traum. Vor drei Tagen trug ich noch das Sklavengewand zu Belida, und übermorgen schon soll ich Frankreichs Erde wiedersehn!"

„Sie vergessen die Quarantaine, lieber Obrist; zu Mahon bleiben wir neun Tage. Sonst müßten wir einundzwanzig vor Toulon liegen. Ich habe außer

Ihnen noch mehr Leute an Bord, die an's Land wollen und müssen."

„Und was ist eigentlich Ihre Mission, Capitain?"

„Ich bilde den Convoy für zwei Transportschiffe mit Verwundeten, Kranken und Geschützen, die wir zurücksenden. Die Verwundeten bleiben in dem Lazareth von Mahon." — —

Der Wind hielt sich frisch, die Bellona durchschnitt die Wellen mit raschem Kiel.

Bei Tagesanbruch hatte man fast schon die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Als der Obrist in seiner Hangematte erwachte, stand die Sonne schon ziemlich hoch. Er ging auf das Deck, wo er den Capitain traf.

„Guten Morgen!" rief ihm dieser zu. „Hat die Bellonae Sie gut in Schlaf gewiegt?"

„Vortrefflich. Und unsre Fahrt?"

„Ist so glücklich geblieben wie sie begonnen hatte. Wenn Sie's nicht weiter sagen wollen, denn Sie wissen, daß der Capitain den Passagieren dergleichen niemals vertraut, so will ich Ihnen nur gestehn, daß ich schon Land sehe."

„Wirklich, Land? Wo?" fragte der Obrist sehr bewegt.

„Gerade vor uns im Norden, jenes kleine, dämmernde Wölkchen. Aber noch ist es nicht Frankreichs Boden, sondern nur ein Vorgebirge von Mahon."

„So ist es doch Europäischer Boden, wo Gesetz und heilige Sitte herrschen, wo es keine Sklaven giebt!"

„Wenigstens tragen nur die Verbrecher Ketten," erwiederte Durocher. —

Der Obrist blickte wehmüthig hinaus in das Meer, nach dem blauen Wölkchen hin; dann wandte er sich zurück nach Afrika. „Glauben Sie wohl," sprach er, „daß ich dennoch mit einiger Rührung von dem Lande scheide, wo ich so lange ein unaussprechlich schweres Schicksal ertrug?"

„Fröhlich, freudig vorwärts!" rief der Capitain. Dorthin blicken Sie, Obrist. Lassen Sie das Vergangene vergangen seyn. Jetzt beginnt ein neues Leben!"

Und ein frischer Windstoß blähte die Segel der Bellona, daß sie rauschend vorwärts schoß.

Funfzehntes Kapitel.

Eugenie, Betty und Victor hatten auf der Daphne die glücklichste Fahrt nach Mahon gehabt. Das reizende Eiland stieg schon am nächsten Vormittage über der hellen, silbernen Fluth dunkelblau empor, und mit dem Strahle der sinkenden Sonne warf die Fregatte auf der Rhede ihre Anker aus. — Victor hatte sich auf der Reise so wohl gefunden, war so sichtlich zu Kräften gekommen, daß man ihn fast als einen völlig Hergestellten betrachten konnte. Da man auf Minorka neun Tage Quarantaine halten mußte, um in Toulon ungehindert an's Land steigen zu können, so kam diese Zeit ihm auf das beste zu statten, um vollends zu gesunden. Es giebt freilich insgemein keinen langweiligern und verdrießlichern Aufenthalt, als den im Quarantaine-Gebäude; allein diesmal war er für

Victor eine Zeit wahrhaft paradiesischer Muße. Noch am Abend ihrer Ankunft ließ Capitain St. Clair, Victors genauer Freund, die drei Reisenden durch ein Boot nach dem Quarantaine-Gebäude hinüberführen; dort fand ihre Aufnahme keine Schwierigkeit. Die Frauen bezogen ein Gemach mit einander, Victor wohnte auf demselben Corridor ihnen gegenüber; den Garten, der, obgleich nicht groß, doch reizend am Meere gelegen war, benutzten alle gesunden Bewohner des Hauses, die auf einem Schiffe mit gutem Gesundheits-Zeugniß angelangt waren, zum gemeinschaftlichen Spaziergange. Dennoch war er nicht sehr besucht, weil kaum zehn Bewohner dieser Klasse sich im Quarantaine-Gebäude befanden. Daher fehlte es an einsamen, traulichen Plätzen nicht, wo Eugenie und Victor das Glück ihrer reinen Liebe genossen, und überschwenglich süße Stunden mit einander zubrachten.

Es war fortgesetzt Victors Geschäft, seine Geliebte in ihrer Muttersprache zu unterrichten, sie mit dem Gebrauch von tausend europäischen Kleinigkeiten, die ihre Neugier, ihr Erstaunen erregten, bekannt zu machen. So verstrichen den Zärtlichen die Stunden wie Minuten, und fast mit Bedauern sahen sie die ruhige Zeit des gegenseitigen Genießens enden.

Die Frauen hatten diese Frist auch benutzt, um sich mit so manchem auszustatten, dessen sie in Europa unumgänglich nöthig bedurften, wenn gleich in Afrika freilich alle Dinge dieser Art Eugenien unbekannt geblieben waren, und Betty gelernt hatte, sie zu entbehren. Mit liebenswürdiger Beschämung legte die holde Eugenie die europäische Tracht an; sie erschien sich darin so fremd, so seltsam, daß sie fortwährend wähnte, auch jedem Andren müsse sie den Eindruck machen. Mit glücklichem Sinn und Geschick wußte sie jedoch die fremde Sitte der Natur näher zu bringen, und so verlieh ihr die europäische Kleidung, von deren strenger Vorschrift sie abwich wo sie dieselbe zu wunderlich fand, neue Anmuth, neue Reize.

Am fünften Tage ihres Aufenthalts zu Mahon zeigte sich Herr von St. Clair am Sprachgitter, und ließ Victor zu sich rufen.

„Kommst Du schon Abschied zu nehmen, liebster Freund?" rief ihm dieser entgegen. „Oder bringst Du uns sonst etwas Gutes?"

„Beides," entgegnete der Gefragte, „doch den Abschied lassen wir einstweilen. So eben ist die Brigg la belle Gabriële hier eingetroffen. Sie bringt eine Menge von Briefen mit, die nach Algier bestimmt

sind. Da im Lazareth wie im Schiff Leute genug befindlich sind, an die sie gerichtet seyn dürften, so ließ ich mir das Verzeichniß geben. Unter denen, die wir zurückbehalten, um sie hier zu vertheilen, ist auch einer, bei dem es auf Dich ankommt, ob Du es auf Dich nehmen magst, ihn hier zu öffnen. Er ist an Eduard von Clermont gerichtet!"

„O gieb! — Zwar weiß ich nicht, ob ich ihn öffnen soll. Doch hätte ich um Vieles gern Nachricht aus Toulon."

Der Capitain öffnete sein Portefeuille, um den Brief herauszunehmen; Victors Verhältniß zu Eugenien war ihm, als einem vertrauten Freunde, mitgetheilt worden, wiewohl niemand sonst es kannte, indem man es noch geheim zu halten wünschte, damit nicht etwa ein Gerücht die Mutter zu Toulon früher unterrichte, als ihre Tochter ihr mit Gewißheit zurückgekehrt wäre. —

Victor empfing den Brief durch das Gitter. Als er die Aufschrift sah, überflog das Roth der Freude und Ueberraschung sein Antlitz.

„Ja, ich täusche mich nicht!" rief er aus, „es ist Adolphs, meines Bruders Handschrift! O Gott, so

ist er denn gerettet! Es kann nicht anders seyn! Jetzt muß ich den Brief öffnen!"

Hastig riß er den Umschlag herunter, und durchflog das Papier, während er vor Freude bebte!

„Gütiger Vater im Himmel! Dank! Dank Dir, für Deine wunderbaren Fügungen. St. Clair! Mein Bruder ist gerettet! Höre, was er schreibt!

„„Theurer Eduard! Obgleich erst gestern Briefe an Dich abgegangen sind, so muß ich Dir dennoch gleich schreiben, um Dich über so manches zu beruhigen! Daß wir Schiffbruch gelitten, weißt Du. Die Mannschaft wurde gerettet. Aber von den Beduinen sind verrätherischer Weise viele gemordet worden. Ich selbst rettete mich auf die wunderbarste Weise. Viele Tage irrte ich mit einigen wackren Gefährten umher. Ich verlor sie alle, auch unsren treuen Jean!"" — Victor hielt einen Augenblick inne, schüttelte schmerz-
'ch lächelnd das Haupt, sprach leise: „Fahr'
ohl!" und wischte sich eine Thräne aus den Augen.
„Es war eine traurige Zeit. Endlich erreichte ich die
üste, fand einen Nachen, gewann damit das Dampf-
iff Sphinx, welches so eben die Nachricht von der
ıdung des Heeres in Afrika nach Frankreich brachte,
gelangte so nach Toulon. Leontine lag bald in

meinen Armen! Die Unglückliche hatte mich für todt gehalten. Und jetzt sind wir so glücklich, so selig! Nur Eins beunruhigt mich noch. Victor lebt zwar, aber er ist verwundet, und weilt unter den wilden Horden der Beduinen. Wer dieses verrätherische Volk kennen gelernt hat, weiß, daß dort trotz aller Schwüre und Bürgschaften keine Sicherheit zu finden ist. Wenn Du es möglich machen kannst, ihn zu erlösen, ihn zu befreundeten Landsleuten zu bringen, so beschwöre ich Dich, thue es ja, mein Bruder! Du weißt, wie unser Aller Herz an ihm hängt; — aber nicht das Deinige auch? Ich brauche Dich nur zu benachrichtigen, nicht anzutreiben."" —

„O Du guter, lieber Bruder!" rief Victor aus, und Thränen standen ihn im Auge! „Wüßtest Du, wie nahe wir einander waren in jener Höhle!" —

„„Diesen Abend reise ich mit der Mutter und Leontinen nach Paris. Ich bin in Dienstgeschäften dorthin versetzt, die Mutter hat Vermögens-Angelegenheiten mit Deinem Oheim Desormery dort zu ordnen. Schreibe uns also gleich nach Paris, lieber Bruder!""

Victor wollte den Brief schon wieder zusammenlegen, als er einen Blick auf den Rand desselben warf und rief:

„Hier sind noch Zeilen von Leontinen!“

„„Theurer Bruder! Einige Worte muß Deine überglückliche Schwester Dir doch auch schreiben, obwohl die Reise ihr nur wenige Augenblicke gönnt. O Gott, welche Wunder hat mein Herz erlebt, welche Wechsel der tiefsten Schmerzen und des höchsten Entzückens! — Die arme Tony ist todt! O Bruder, sie hatte ein Herz und eine Seele so warm, so rein, so liebend! — Bald sage ich Dir mehr. Die Mutter grüßt Dich tausendmal.““

„Giebt es glücklichere Menschen als wir sind?“ rief Victor von Freude bewegt aus; „mir wird fast bang bei all dem Guten, was uns erblüht!“

„Du hast nicht ganz Unrecht,“ entgegnete St. Clair; „bei sehr schönem Wetter muß man auf einen Umschlag gefaßt seyn. Indessen geht man ja auch im schlimmsten Sturme noch nicht immer zu Grunde. Also muthig vorwärts. — Nun auch zu meinem Abschiede. Heut Abend gehe ich wieder in See. Gestern ist aber eine Handels-Brigg aus Cette hier angekommen, mit der Du vortrefflich nach Frankreich kommen kannst. Da jetzt die Frau von Clermont nicht in Toulon ist, so ist es Dir vielleicht nicht eben wichtig, daß Du die Reise gerade über diesen Hafen machst.

Du kannst von Cette aus ja eben so gut nach Paris gehn. Willst Du, so rede ich mit dem Capitain. Er hat ein hübsches Fahrzeug, eine gute Cajütte für die Damen, und Du wirst ja wohl als Seemann nicht allzu genau auf Dein Nachtlager sehn!"

„Wahrlich nicht, liebster Freund! Ich bitte Dich, dinge uns Plätze. Sogleich will ich die Frauen benachrichtigen."

„Gut. So bin ich in wenigen Minuten wieder hier, denn der Capitain sitzt nicht zwei hundert Schritt von hier bei einem Limonadier." —

St. Clair ging. Victor benachrichtigte die Frauen, und theilte ihnen Adolphs Brief mit, der neue Freude erregte, wiewohl Victor sich durch die Nachricht von dem Tode Jeans und Tony's schmerzlich bewegt fühlte. Er setzte sich nieder, schrieb einige Zeilen an Eduard, denen Eugenie mit ungewohnter Hand — sie übte sich aber fleißig — einige französische Worte an den Bruder hinzufügte; dann versiegelte er den Brief auf's Neue, um ihn mit der weiter segelnden Belle Gabrièle zur algierischen Armee zu befördern.

Kaum hatte er das kleine Geschäft vollendet, als St. Clair wieder am Sprachgitter erschien. Er hatte Plätze auf der Brigg besorgt, nahm Adolphs Brief

zur Besorgung zu sich, und schied hierauf von Victor wie von den Frauen, indem man sich gegenseitig die herzlichsten Wünsche auf den Weg gab.

Die nächsten vier Tage verflossen rasch; am Morgen des fünften erschienen zwei Matrosen, die das Gepäck der Reisenden abholten, und in einer Stunde befanden auch diese sich am Bord des kleinen, aber wohlgebauten und gut eingerichteten Fahrzeuges, um nach Frankreich abzusegeln. Victor wurde durch den Namen desselben sanft schmerzlich bewegt. Es hieß la petite Antoinette.

Auf's Neue theilten sie nun die Wogen, welche sie der Heimath näher und näher führten. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte die Fahrt. Am Morgen des dritten Tages sahen sie die französische Küste deutlich vor sich liegen. — Victor war zuerst auf dem Deck gewesen. Mit einer Empfindung wie noch niemals, betrachtete er die Ufer seines Vaterlandes. Schon so oft war er von weiten Seereisen heimgekehrt, und der Anblick der vaterländischen Küste, nach langer Entbehrung, war ihm jedesmal bewegend gewesen, die Gewohnheit des Scheidens hatte nichts von der süßen Freude des Wiedersehns ge- er mit so warmer Liebe und Anhänglichkeit

286

hatte er sein Vaterland noch niemals begrüßt. Allein war es ihm jetzt nicht auch theurer geworden? Schon Leontine, schon Eduard gaben der Heimath dadurch, daß auch sie ihr angehörten, einen höhern Werth; jetzt aber sah er in ihr auch die Geburtsstätte eines ihm unendlich theuren Wesens, und betrachtete sie heute als das unschätzbare Geschenk, welches er der Geliebten zum Angebinde geben wollte. Denn, so wie er sich durch sie gerettet fühlte, und ihr mit gerührter Freude die holde Gabe des Lebens dankte, so fühlte er doch auch in seiner Brust die Berechtigung, sich als ihren Retter zu betrachten, fühlte, daß auch er, wenn sie die Heimath ihrer Jugend erreichte, einigen Dank ihres Herzens verdiene. — Am meisten aber erhob sich seine reine Seele zu dem Lenker und Schöpfer alles Guten, dessen wunderbare Fügung der Geschicke er mit heiliger Ehrfurcht dankend erkannte. —

Eine holde Stimme rief ihm den frohen Gruß eines guten Morgens zu. Es war Eugenie, welche so eben auf das Deck trat, und den Freund mit noch ungeübter Zunge in der heimathlichen Sprache anredete. Er wendete sich schnell zu ihr um, zog sie ſ[illegible]t zu sich, legte den Arm um ihren Nacken, und

indem sie kindlich, unschuldsvoll zu ihm hinauf sah, sprach er mit bewegter Stimme:

„Nicht zu mir auf, dorthin, über's Meer wende den Blick, Eugenie. Siehst Du jenen blauen Streifen? Das ist Frankreich, das ist das schöne Frankreich, Deine Heimath!"

„O Gott!" rief das bewegte Mädchen, indem sie dankbar die Hände faltete, „also dort mein Vaterland, dort meine Mutter!" — —

Das Schiff schwebte sanft über die Wellen dahin, dem schönen Ziel entgegen.

Auch Betty trat jetzt auf das Deck, und sah, was das Herz ihrer Tochter so mächtig bewegte. Auch sie fühlte sich tief erschüttert, und ihre weiche, von der rauhen Hand des Schicksals grausam gebrochene, schwer verwundete Seele blutete an tausend schmerzlichen Erinnerungen. Ach, ihre Heimath war noch fern, und kaum wagte sie daran zu denken, dorthin zurückzukehren. Denn zwischen ihrem Scheiden und ihrer Wiederkehr lag eine zu große Kluft der Jahre. Als ein blühendes Mädchen war sie ausgewandert; als alternde Frau kehrte sie zurück. Gerade in der Zeit

des Lebens, wo sich alle Bande zärtlich knüpfen, wo das Herz noch jung und vertrauend, die Seele schon gereift genug ist, um die schönen Gaben der wechselseitigen Liebe und Freundschaft zu empfangen und zu würdigen, gerade da hatte ihr trauriges Geschick mit furchtbarer Strenge Alles zerrissen, was sie an die Welt und an das Leben fesselte. — Dich werden sie Alle vergessen haben, dachte sie, aber Du hast niemand vergessen! Du bist eine längst dem Gedächtniß entschwundene Todte; über die Gruft der Erinnerung an Dich sind längst Blumen der Freude gewachsen. Sie haben Dich vor langen Jahren vielleicht beweint und bedauert, jetzt aber denkt Deiner niemand mehr! Dein Bild ist aus ihrem Herzen verwischt; es gleicht einer verwitterten Grabschrift. Man weiß, es ruht ein Todter dort unten, aber niemand kennt ihn mehr. Du bist keinem zu seinem Glücke nöthig, vielleicht nicht einmal den alten Aeltern — wenn sie noch leben. Alles hat sich von Dir entwöhnt, doch Du kehrst wieder mit demselben Herzen wie damals, Du weißt, was Du verlassen hast, und findest Alles verändert oder todt! Wer weiß, ob Du nicht Vielen als eine Fremde gar lästig seyn wirst, wer weiß, ob die Genossen Deiner

Jugend Dich nicht jetzt zurückweisen, wenn Du an die Pforte ihres Herzens klopfst! —

Solche Gedanken bewegten Betty's Brust. Sie stand bekümmert mit weinenden Augen, und blickte hinaus in das Meer. Eugenie schien sie zu errathen. „O meine theure Mutter!" rief sie, „dieses Land dort darf uns nicht trennen, Du darfst Deine Tochter nicht verlassen! Lieber möchte ich niemals in die unbekannte Heimath zurückkehren, als daß ich Dich verlassen sollte!"

Betty schloß das liebende Kind, an dem ihre ganze Seele hing, heftig an die Brust. Beide weinten; ob Thränen der Freude oder des Schmerzes, wer möchte es bestimmen? — —

Doch in Betty's Brust wurden die Ahnungen und Gefühle nicht heitrer. Auf ihrer Stirn schwebte eine trübe Wolke, ihr sanftes, wehmüthiges Lächeln zeigte an, daß ihre Seele still dulde und leide. Zu tief hatte das Schwerdt des Schicksals in die Lebensfäden ihres Glückes geschnitten. Jetzt, da die Mittel der Heilung, die sie so lange entbehrt hatte, ihr geboten waren fühlte sie, daß sie nicht mehr wirkten, daß es zu spät sey. Ihr Blick erhob sich über diese Erde hinaus; an die glücklichen Sterne des Jenseit heftete

sie ihr Auge. Von dort her erwartete sie für die todeswunde, ermattete Brust den heilenden Balsam, den die Erde nicht mehr für sie zu tragen schien. —

Immer näher rückte das dämmernde Bild der Küste. Aus einer grauen, neblichen, verschwimmenden Masse war es jetzt schon einer Zeichnung auf dunklem Grunde ähnlich geworden, wo man scharfe Umrisse, dunklere Theilungslinien entdeckt. Bald wurde aus dem grau in grau gezeichneten Bilde, ein mit leisen Farben angehauchtes. Immer heller traten diese hervor, sonderten sich immer deutlicher; jetzt schimmerten sie schon glänzend im Strahl der Mittagssonne. Nun war man mit der waldigen Spitze eines Vorgebirges auf gleicher Höhe, und das Schiff wurde von den weit ausgestreckten Armen der Bucht umfangen. Die Ortschaften glänzten hell wie Marmorbrüche auf dem dunklen Grunde der Wälder und Fluren, Bäche zogen sich wie Silberfäden durch das grüne Gebiet der Auen, und die Straßen schlängelten sich in d[illegible]chen Streifen am Abhang hinauf. Ein dichter W[illegible]on Masten vergitterte die Gebäude am Hafen; d[illegible]impel der zahlreichen Schiffe, die in demselben [illegible] auf der Rhede vor Anker lagen, flatterten farbig [illegible]n reinen

Aether. Kleine Segelboote zogen wie Schwäne durch die blaue, ruhig sich hebende und sinkende Fluth. — Die begrüßenden Schüsse ertönten am Bord des Fahrzeuges; das Wachtschiff vor dem Hafenthore erwiederte den Gruß. Mit vollen Segeln lief die Brigg ein, — und in wenigen Minuten standen die Heimkehrenden auf dem glücklichen, gesegneten Boden Frankreichs.

Sechszehntes Kapitel.

Es war schon ganz dunkel geworden, als der Wagen, welcher Frau von Clermont, Leontinen und Adolph nach Paris führte, die Barriere der ungeheuren Hauptstadt erreichte. Er rollte jetzt durch die engen, von hohen Häusern ummauerten Gassen dahin. Das flakkernde unsichere Licht der Straßenlaternen warf seinen bald hellen bald düstren Schein zwischen die Reisenden; ein verworrenes Gebrause von Stimmen schallte an ihr Ohr; Wagen rasselten vorüber, Reiter, Fußgänger drängten sich an ihnen vorbei; der Boulevard, über den sie hinwegfuhren, wimmelte noch von Spaziergängern, welche die warme Juniusnacht durchschwärmen zu wollen schienen; die hell erleuchteten Kaffeehäuser und glänzend aufgeputzten Läden waren

noch mit Besuchenden gefüllt; das Leben schien erst jetzt recht zu erwachen.

Leontine war noch niemals in der Hauptstadt gewesen; sie brachte das natürliche Gefühl derjenigen, die nur in der Ferne von dem Reichthum, der Größe, den Wundern derselben gehört haben, mit, welches das Große vergrößert, das Schöne verschönert. Alles glaubt man, müsse hier bedeutender, würdiger seyn; das Fremdartige nimmt den Schein des Wichtigen, Geheimnißvollen an. Weil man ein großes Leben im Ganzen sich bewegen sieht, glaubt man auch, in der Brust jedes Einzelnen müsse der Geist sich größer gestalten und heben. Mit einer gewissen Aengstlichkeit, ja mit Demuth, betrachtet der, welcher aus der entlegenen Provinz kommt, den Bewohner der Hauptstadt, und erscheint sich gegen ihn gering, nur weil jener mit einer Menge von Eindrücken vertraut ist, welche diesen noch überraschen. Erst ein gewisser Zeitraum vermag es, den Schleier zu heben, und uns den leeren Raum zu zeigen, der sich meist hinter dem Schein verbirgt. Es ergeht uns dann wie denjenigen, die zuerst in die Gesellschaft der sogenannten Großen dieser Erde treten. Weil alle äußerlichen Sitten derselben geschliffen sind, weil sich Alles in zierliche Formen

gestaltet, und der Geist mit einer gewissen Sicherheit und Gewandtheit sich an dem Bedeutendsten eben so ohne Erstaunen hin bewegt, wie er über die Kleinigkeiten des Lebens sich sorglos verbreitet: deshalb glaubt der Neuling nur zu leicht, das Bedeutende sey gering gegen die reiche Kraft und das vielfache Umfassen des Geistes auf den Gipfeln des Lebens stehender Menschen. Allein wie schnell wird er erkennen, daß das Große von jenen nur deshalb so leicht und gewissermaßen unbefangen aufgefaßt wird, weil der Spiegel ihrer kleinen Seele nur den geringsten Theil davon zurückwirft; daß sie über keine Höhe erstaunen, vor keiner Tiefe schwindeln, weil ihr blödes Auge gar kein Maaß dafür ahnet, und der Flug der Fledermaus und des Adlers ihnen, wie dem Maulwurf in der Fabel, gleich unermeßlich hoch, oder gleich geringfügig erscheint, indem sie Beide nur noch bis zu der Höhe gemeiner Bäume mit dem Auge verfolgen können.

Auf jeden Menschen muß aber eine Zeit lang dieser Schein der Größe, der Erhabenheit wirken, und wohlthätig wirken; denn er regt die Seele des tieferen Menschen zu wirklich großen Gedanken, Empfindungen und Entschlüssen an.

Aehnlich erging es Leontinen, als sie an der Seite ihrer Mutter durch die Straßen der ungeheuren, volkdurchbrausten Stadt Paris dahinrollte. Da ihre edle, nach bedeutenden Erscheinungen des Lebens hinstrebende Seele durch Alles, was sie um sich her sah, so plötzlich angeregt, gehoben, und doch wieder demüthigend herabgedrückt wurde, wie groß mußten ihr alle diejenigen erscheinen, die täglich dieses vielbewegte Lebensbild in sich aufnahmen, und sich daran veredelt und gestärkt hatten!

Das Gedächtniß des aufblühenden Mädchens war voll großer Namen; denn die Geschichte ihres Vaterlandes, so wie das tägliche Fortbauen derselben in der lebendigen Gegenwart, zog auch die Jungfrau mächtig an. Sie las mit Eifer die Blätter des Tages. Sie fühlte, daß dort der Kampfplatz war, wo der Geist für das Geschick Frankreichs und seiner Bewohner die leuchtenden Waffen führte. Der langjährige Friede hatte die Bilder der Helden, die auf den Schlachtfeldern ihr Denkmal des Ruhms erbaut hatten, aus der nächsten Vorstellung zurückgedrängt. Aber die täglich durch ganz Frankreich wiederhallenden Namen jener großen Helden der Rednerbühne, die mit den Waffen des Gedankens für den Gedanken fochten, klangen auch

in ihrer weiblichen, aber feurigen Seele wieder. Mit ihnen beschäftigt, blickte sie in das sich an ihr vorbeidrängende und treibende Gewühl der Menschen hinaus. Sah sie im flüchtigen Schein der glänzend erleuchteten Spiegelscheiben eines reichen Kaufgewölbes einen Greis mit gebleichtem Haar, von kleiner Gestalt, vorübergehn, aus dessen hellen Augen und sprechenden Zügen aber der Geist sie lebhaft anschaute, so dachte sie mit banger Beklommenheit: „Sollte das vielleicht Benjamin Constant seyn?“ Oder zeigte ihr der flüchtige Schimmer des Laternen-Lichts eine Gestalt von hohem Wuchs, und Züge, in denen man den edlen Muth des Helden und des Bürgers erkannte, so pochte ihr Herz, denn es konnte ja Lafayette seyn! — Jener würdige, biedre, auf der Grenze zwischen dem Alter des Mannes und des Greises stehende Mann, der so geistvoll umherblickt, während er zutraulich ernst mit seinem jüngern Begleiter spricht — wäre es Royer Collard? — —

„So in ernste Betrachtungen versunken, meine Leontine?“ fragte Adolph, indem er ihre Hand ergriff, und sie mit warmer Herzlichkeit anblickte.

Leontine lächelte. „Ich dachte und träumte so mancherlei Thörichtes, lieber Freund. Du wirst das

Mädchen, was Dir ihre Gedanken gesteht, vielleicht lächelnd verspotten. In meiner Vorstellung schweben jetzt nur die Gestalten aller der großen Männer, die hier in der Hauptstadt weilen, und von hier aus das Geschick des Vaterlandes, vielleicht Europa's abwägen und leiten. Wo ich nur einen Greis, einen alten Mann mit bedeutungsvollen Zügen, einen bejahrten Krieger rasch beim Schimmer des Lampenlichts an dem Wagen vorübergleiten sehe, bilde ich mir ein, irgend einen Helden der Rednerbühne oder des Schlachtfeldes zu erkennen.“

„Ich werde Dich gewiß nicht verspotten, meine beste Leontine,“ entgegnete Adolph; „sprichst Du doch ganz mein Gefühl aus, als ich zum erstenmal diese Hauptstadt betrat. Jedem, der mir begegnete, und mir als ein Mann von geistvoller Bildung erschien, verglich ich mit dem Bilde, das ich mir von irgend einem berühmten Mitbürger innerlich entworfen hatte, und in jedem überredete ich mich, einen derselben anzutreffen. Ja bisweilen steigerte ich den Wunsch fast eigensinnig bis zu einem festen Glauben, und nicht selten bin ich einem vielleicht ganz Unbedeutenden lange leise und unvermerkt nachgeschritten, nur von

dem Gedanken voll, es sey etwa General Foy, oder Manuel, oder Chateaubriand."

In der engen Straße hatten sich mehrere Wagen in einander verfahren; man mußte eine Zeit lang still halten, bis der verwickelte Knäuel des Gedränges gelöst seyn würde.

„In mir bewegen sich andre Gefühle und Gedanken," entgegnete Frau von Clermont mit einem leisen, halb unterdrückten Seufzer. „Mächtig treten die Bilder der Erinnerung auch in mir hervor, aber leider führen sie meist nur Schattengestalten vor meine Seele. — Wie viele der großen Männer, die ich noch gekannt, deren Ruhm ich wachsen sah, sind dahin! Als ich zum letztenmale in Paris war, weilte ich hier noch an der Seite Deines Vaters. Täglich sah ich damals noch jene großen Helden aus der Zeit der Freiheit und des Ruhms! Viele haben den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden, viele sind später, schon in Vergessenheit bei der flüchtigen, undankbaren Nachwelt, einzeln dahin gegangen, und man hat ihr Scheiden vom Leben kaum bemerkt. Ja nach etlichen Monden fragte man sich wohl, ob sie noch lebten oder schon begraben seyen; so gleichgültig wird der Mensch selbst gegen die, denen er einst mit voller Begeisterung

der Seele anhing. — Auch den Kaiser sah ich zuletzt noch hier, als er eine große Heerschau auf dem Marsfelde hielt. Damals empfand ich es, was ein Mann vermag. Es waren mehr denn funfzigtausend Mann beisammen, unter ihnen die tapfersten Führer, und der Kern aller sieggewohnten Krieger Frankreichs. Dennoch, das glaubt mir, Niemand dachte oder sprach: „Dies Heer ist die Macht Frankreichs!“ Der Kaiser war es, der kleine, unscheinbare Mann, im grauen Ueberrock, der nachlässig auf dem arabischen Pferde saß, dessen Adlerblick aber wie ein zündender Blitzstrahl durch die Legionen drang, und den Muth ihrer Brust begeisternd entflammte. Glaubt mir, meine Kinder, hätte man damals, so nöthig dem Vaterlande tapfre Arme waren, sechs solcher Heere auf der einen Seite in die Waage des Kriegsglücks legen können, auf der andren aber den Kaiser, Frankreichs Söhne würden jauchzend gerufen haben, nehmt Eure Heere, aber gebt uns unsren Kaiser! Denn sein Gedanke war einer Welt in Waffen gleich zu achten!“

„Und doch muß Frankreich sich jetzt glücklicher nennen,“ sprach Eduard mit bescheidnem Ton, aber mit dem Ausdruck der festen Ueberzeugung.

„Ich gebe es zu; er aber legte den Grund, auf dem allein Frankreichs Glück gedeihen konnte. Unter seinen Königen war es entartet, versunken in Schmach und Schande. Das Verbrechen galt für Ruhm, die Tugend war zur verspotteten Thörin herabgewürdigt. Da kehrte plötzlich das ursprüngliche Bewußtseyn dem Menschen zurück; er richtete sich auf in seiner Kraft, und empörte sich gegen Alles, was zu seiner Unterdrückung beigetragen hatte. Er bedurfte einer ganz neu geschaffnen Welt, um darin athmen zu können. Das alte Band, was die Gemeinsamkeit Aller erhielt, war zerrissen; jeder war nur auf sich selbst angewiesen. Das war die Revolution! Der Kühnste, der Verwegenste, endlich der Frechste, war der, dem die Herrschaft zufallen mußte; denn die Guten erbebten. Es gab kein Gesetz mehr, denn jeder Einzelne gab Gesetze. Was hätte diese zersprengten Völkermassen je wieder verbinden können, wenn es nicht der mächtige Wille eines Einzelnen gewesen wäre? Die Freiheit war zur Willkühr entartet; die Gewalt mußte sie jetzt fesseln, bis sie zum Gebrauch ihrer Kraft heran gewachsen wäre. O, dankt dem Schöpfer, daß er Euch einen solchen Riesen gesandt hat, der den tobenden Sturm zu bändigen vermochte! Das Gebäude der

menschlichen Gesellschaft war zertrümmert; es mußte einer zuerst den Bau eines neuen gewaltsam erzwingen, daß wir den Schrecken der Naturkräfte nicht Preis gegeben blieben. Dann erst, als die Sicherheit des Obdachs errungen war, konnte die Zeit kommen, wo wir für die Bequemlichkeit der Wohnung Sorge tragen durften."

„Gewiß haben Sie Recht, beste Mutter," entgegnete Adolph. „Man darf nur, wie ich als Seemann öfters, in Süd-Amerika gewesen seyn, um sich zu überzeugen, daß die Freiheit, die sich ihre Bahn gewaltsam brechen mußte, alsdann der Gewalt eines festen Einzelnwillens bedarf, um in das richtige Bett geleitet zu werden, von welchem aus ihr segensreicher Strom die Fluren, die er durchwallt, zu erquicken und zu befruchten vermag. Die zerstreuten Kräfte versammeln sich nicht; jede zerschlägt sich spröde an der andern. Was dieser baut, zertrümmert jener, wo kaum gesäet werden kann, verlangt man schon zu ärnten. Da bedarf es einer Kraft, der Alle vertrauen; aber diese muß so überwiegend groß seyn, daß sie die andern alle aufwiegt. Wäre Bolivar ein Napoleon an Kraft des Geistes, so würde sein Vaterland nicht so zerrissen werden von den Stürmen, so zerwühlt von

den Fluthen, die, gebändigt und geleitet, es zu dem glücklichsten Lande der Welt machen könnten."

„Darum," setzte Leontine bescheiden hinzu, „scheint es mir, sollten gute, weise Fürsten den gefährlichen Strom zeitig, allmählig in die Bahn leiten, die er sich früher oder später doch selbst mit unbesiegbarer Kraft bricht; dann freilich strömt er über sein Ufer, und verheert die Länder, die er segnen könnte!"

Unter diesem Gespräch, das sich während des Haltens, und des ganz langsamen Vorrückens in der gesperrten Straße lebhaft fortgesponnen hatte, war man bis an den Pont neuf gekommen. Jenseits der Seine, in der Straße Montmartre befand sich das Hotel, wo Frau von Clermont ihre Wohnung nahm.

Dicht neben derselben lag das Haus ihres Oheims, des Herrn von Desormery, in gewisser Hinsicht der Vormund Leontinens und ihres Bruders da er einen Theil ihres Vermögens, welches in Paris angelegt, und nicht leicht anders zu verwenden war, verwaltet hatte. Jetzt war ein Zeitpunkt eingetreten, wo die Kapitalien großentheils frei wurden, und über die fernere Bestimmung derselben ein Entschluß gefaßt werden mußte. Da Eduard seiner Volljährigkeit nahe war, Leontine sich verbinden wollte,

wünschte die Mutter, denselben diesen Theil ihres künftigen Besitzes einhändigen zu können, und deshalb war ihr eine mündliche Besprechung mit dem bisherigen Verwalter dieser Kapitalien sehr wichtig. Der Wunsch, zugleich ihn als einen nahen Verwandten wiederzusehn und seine Familie kennen zu lernen, hatte sie bestimmt, den längst gehegten Entschluß, eine Reise nach Paris zu machen, so schnell auszuführen.

Herr von Desormery war von ihrer Ankunft benachrichtigt, hatte ihr eine Wohnung dicht neben der seinigen einrichten, und ihr die Nachricht deshalb auf einer der letzten Stationen vor Paris zukommen lassen.

Kaum hielt daher der Wagen vor dem Hause, als auch schon die Diener des Hôtels und Herr von Desormery mit seinen Töchtern sich zum Empfang der Reisenden an demselben einfanden.

„Endlich, nach so langen Jahren sehen wir uns wieder!" rief Desormery aus, indem er Frau von Clermont hülfreiche Hand beim Aussteigen bot. „Endlich! Kaum hätte ich geglaubt, es noch zu erleben!" —

Frau von Clermont war durch vielfache Erinnerungen tief bewegt, und vermochte auf den herzlichen

Gruß, den ihr Oheim mit einer Umarmung begleitete, im ersten Augenblick nichts zu erwiedern. Ihre Thränen flossen sanft; sie verhüllte sich das Angesicht mit ihrem Tuch. Nach einigen Augenblicken sprach sie: „Lange Jahre liegen freilich zwischen heut und damals! Dennoch ist mir jene vergangene Zeit so gegenwärtig, wie die Begebenheiten von heut und gestern! — — Lassen wir das. Sehn Sie hier meine Tochter Leontine, und dort ihren Bräutigam, Herrn von Tracy.“ — „Willkommen! herzlich willkommen!“ rief der wohlwollende alte Herr von Desormery. „Doch gehn wir hinauf. Marie, Louison, helft ein wenig. Es sind meine Töchter; oben in Ihrer Wohnung sollen sie Ihnen vorgestellt werden.“ Bei diesen Worten führte er Frau von Clermont die Treppe hinauf, während die beiden jungen Mädchen, von denen die jüngste kaum siebenzehn Jahre zählen mochte, Leontinen begrüßten, und sich thätig zeigten, ihr beim Ausräumen des Wagens behülflich zu seyn.

In wenigen Minuten war man eingerichtet. Desormery hatte seine Nichte in ihre Zimmer geführt, und ließ ihr seine Töchter zur ersten Hülfsleistung.

Hierauf nahm er Adolph bei der Hand, und begleitete auch diesen in die für ihn in Bereitschaft gehaltene Wohnung, welche in demselben Hôtel ein Stockwerk höher lag.

Eine kurze Zeit war hinreichend für die Frauen, um sich in Bereitschaft zu setzen, der Einladung Desormery's folgen zu können, und den Ueberrest des Abends in seinem Hause, nur mit seiner Familie zuzubringen.

Er selbst verweilte so lange bei Adolph, seine Töchter bei den weiblichen Reisenden, bis man gemeinschaftlich hinübergehen konnte.

Desormery war ein Mann von mehr als sechszig Jahren. Er hatte die ganze Revolution erlebt, war im Anfange ein begeisterter Anhänger derselben gewesen, hatte sich jedoch, als ihre entsetzlichen Ausschweifungen begannen, mit seinen Aeltern nach England begeben. Diese waren dort gestorben, der größte Theil ihres Vermögens verloren gegangen; doch hatte er so viel gerettet, um als ein einzelner Mann wenigstens dem Sturm eine Zeit lang trotzen zu können. Unter Napoleons Regierung war er nach Frankreich zurückgekehrt, und da Augenschwäche, besonders aber große Kurzsichtigkeit ihn hinderten, Soldat zu werden,

eine kleine Anstellung im Verwaltungsfach angenommen. Er war ein redlicher, fleißiger Arbeiter, wiewohl ohne ausgezeichnetes Talent. Indeß seine große Rechtschaffenheit und Pünktlichkeit empfahlen ihn, er rückte nach und nach höher hinauf, und bekleidete jetzt den Posten eines Bureau-Chefs im Ministerium der Finanzen. Seine Stellung war nicht hoch genug, um ihn in die politischen Verhältnisse zu verwickeln; die Stürme, die den Ministern drohten, und diese stürzten, gingen über sein Haupt hinweg. Ein erfahrnerer zuverlässigerer Arbeiter als er, war nicht leicht zu finden, und so suchte jeder neue Vorgesetzte sich den nützlichen Untergebenen zu erhalten, der dann freilich auch manche Arbeit übernehmen mußte, von welcher seine Oberen die Früchte ärnteten. Er hatte überdies nicht genug eigenen Grundbesitz, um Wähler seyn zu können, und war daher in dieser Beziehung den harten Maaßregeln, durch welche die Beamten gezwungen wurden, ihre Stimme nach der Ansicht der Regierung zu geben, nicht ausgesetzt. — Erst spät hatte er sich vermählt, aber seine Gattin bald wieder verloren. Zwei Töchter, Marie, die ältere, noch nicht neunzehn Jahr, und Louison, die jüngere, eben siebenzehn, waren ihm geblieben. Mit diesen lebte er in der

großen Hauptstadt Paris ziemlich eingezogen, wiewohl er es nicht absichtlich vermied, in Verbindung mit denen zu treten, die ihm in ihrem Verhältniß ziemlich gleich standen. Marie war damit sehr zufrieden; sie hatte einen häuslichen Sinn, liebte die Musik, hatte Talent dafür, und belehrte sich gern durch Lesen. Louison dagegen, obwohl von gutem Herzen, wäre gern mehr in der großen Welt gewesen, und beneidete manche ihrer Freundinnen um die Gesellschaften, die Bälle, die Opern und Schauspiele, denen diese freilich weit häufiger beiwohnen durften als sie. Zum Theil mochte ihre Jugend diese Neigungen entschuldigen, doch war Marie in demselben Alter schon ernster gewesen. Louison besaß Geist, namentlich einen raschen Verstand, auch Witz, aber bei weitem weniger Kenntnisse als ihre Schwester, noch jene Einsicht in tiefere, ernstere Dinge, jene richtig abwägende Vernunft, die sich so weit von den glänzenderen, jedoch oberflächlichen Gaben des Verstandes unterscheidet. Sie erkannte überall das Rechte, verstand das Edle, begriff das Erhabene; Louison entdeckte schnell die schwachen Seiten der Dinge und Personen, und wußte diese nicht ohne Geschick anzugreifen. Marie empfand tief, Louison war leidenschaftlich. Sie ergriff alle Dinge

mit Heftigkeit, erkaltete aber bald in ihrem Eifer dafür; Marie blieb bei dem, was sie wählte, mit steter Wärme. Sie hatte eine wohlwollende Theilnahme für Alle, Neigung für Wenige; Louison entschied sich leicht für und gegen. Indessen waren Beide in den Grundsätzen strenger Sitte und Ehre erzogen, und vereinigten sich in herzlicher Liebe für ihren Vater. Daß dieser nach dem Charakter seiner Töchter eine größere Neigung zu Marieen hatte, war natürlich; allein er begünstigte, aus Furcht, ungerecht zu seyn und Louison zu kränken, diese fast mehr als Marieen.

Desormery führte seine Gäste mit einer Entschuldigung ein, daß er sie nicht ganz bei sich aufnehmen könne. „Früher," sprach er, „war meine Wohnung völlig dazu eingerichtet, Freunde aufzunehmen; doch seit einem halben Jahre habe ich mich überreden lassen, einige Zimmer abzutreten, was mir in mancher Hinsicht leid thut." Er warf dabei einen Blick auf Louison, die erröthend und zugleich ein wenig verdrießlich vor sich nieder sah. „Dies beraubt mich des Vergnügens, meine Nichte, und meine liebenswürdige Großnichte bei mir zu sehn, verschafft Ihnen jedoch vielleicht das Vergnügen und die Ehre, einen Offizier der Schweizergarde, Herrn Hauptmann von

Lormeuil, kennen zu lernen.“ Er sprach diese letzteren Worte in einem etwas satyrischen Ton, hatte aber kaum die Lippe geschlossen, als schon der Diener eintrat, und Herrn von Lormeuil anmeldete. „Sagte ich's nicht?“ rief Desormery, „sehr willkommen!“

Der Capitain, ein Mann von etwa zwei und dreißig Jahren, trat ein. Er hatte ein einnehmendes Aeußere, und gefällige Sitten; mit Anstand und Gewandtheit begrüßte er die Angekommenen, und nahm hierauf seinen Platz neben Louison ein, der er große Aufmerksamkeit widmete. Die Worte des Vaters waren dadurch ziemlich deutlich erklärt; es schien, er sehe die Annäherungen des Hauptmannes an seine Tochter nicht gern. Der Grund war nicht aus dem persönlichen Charakter desselben geschöpft, sondern ein allgemeiner.

Die Schweizergarde war allen Franzosen verhaßt; sie sahen in ihr die Erneuerung einer Sitte, welche schon vor der Revolution Unzufriedenheit erregt hatte. Natürlicher Weise konnte der Anblick dieser Truppen, welche besoldet waren, um den König von Frankreich gegen die Franzosen zu beschützen, oder wie Andre es auslegten, um die Freiheiten derselben unterdrücken zu helfen, Allen, welche die Tage der Revolution ge-

sehn hatten, keine angenehme Erinnerung erwecken. Und da Paris eben jetzt sich in einer Gährung befand, die ernste Kämpfe vorzubereiten schien, so mußte es einem Manne von Desormery's Gesinnung doppelt unangenehm seyn, in seiner Tochter eine Neigung für einen Mann zu entdecken, in dem er einen Feind des Vaterlandes sah. Obgleich Desormery sich ungern über politische Meinungen aussprach, weil er in seiner Stellung viele Verhältnisse zu schonen hatte, so that er dies doch gerade gegen den Hauptmann, und schärfer als vielleicht seine Ansicht war, um demselben begreiflich zu machen, daß er ungern in ein näheres Verhältniß zu ihm trete. Dieser seiner Seits hatte Ehre genug, seine Ansicht wenn gleich mit Mäßigung zu verfechten, und namentlich seine feste Anhänglichkeit an die Pflichten seiner besondren Stellung auszusprechen, durch die er freilich nur dem Könige von Frankreich, nicht den Institutionen dieses Landes verpflichtet war.

„Was bringen Sie Neues mit, Herr Hauptmann?" fragte Desormery. „Wie gehn die Wahlen?"

„Nach den so eben eingetroffenen Nachrichten bleibt das Verhältniß derselben ganz so wie diesen Mittag."

„Also werden die Zweihunderteinundzwanzig dennoch triumphiren?“

„Es scheint so.“

„Herrlich!“ rief Adolph rasch aus. „Frankreich zeigt sich seiner würdig! So lange ein solcher Geist unsre Bürger belebt, haben wir weder den Irrthum des Königs, noch den bösen Willen seiner heimlichen Rathgeber zu fürchten.“

Der Hauptmann schwieg, und maß Adolph mit einem ernsten Blick. Dieser, nicht gewohnt, seine freie Gesinnung dem Tadel eines Andren unterworfen zu sehn, am wenigsten aber gestimmt, von einem Fremden, der sich nach der Ansicht der Franzosen der Tyrannei verhandelt hatte, einen Vorwurf deshalb zu ertragen, blickte den Hauptmann gleichfalls unbeweglich an, in der Erwartung, daß derselbe seinem Mienenspiel Worte geben werde. Desormery, dem ein Zwist, und namentlich über diesen Gegenstand, sehr unwillkommen gewesen wäre, suchte dem Ausbruch desselben vorzubeugen. „Wir wollen die Spaltungen, welche sich leider im öffentlichen Leben finden, und uns in unsren allerseitigen Geschäften so manche Sorge bereiten, nicht auch in das Innere eines traulichen Familienkreises dringen lassen. Das Schicksal Frank-

reichs werde nur auf der Tribune, im Cabinet, in den Journalen erwogen; in freundschaftlicher Versammlung unter gemeinsamem Dach lasse man den Zwiespalt öffentlicher Meinungen ruhen. Sie sind Beide Soldaten, meine Herren, Sie werden wissen, wie oft es ja selbst im Kriege vorgekommen ist, daß nach erbitterter, entschiedener Schlacht sich Freund und Feind kameradschaftlich an einem und demselben Feuer gewärmt haben. Nur im Ganzen, in den Massen sey der Krieg, die Feindschaft gestattet; der Einzelne gehorche dem milden Gesetz der Sittlichkeit, oder, wenn man will, auch nur der Geselligkeit. Herr von Lormeuil und ich, wir haben nur bisweilen unsren Scherz mit einander, weil er die Wiederwahl der Zweihunderteinundzwanzig nicht glaubt, ich aber sie proprophezeiht habe."

Der Hauptmann mochte nicht gewohnt seyn, Herrn von Desormery in diesem versöhnlichen Tone über politische Gegenstände sprechen zu hören; es war ihm daher angenehm, dessen Gesinnung ein wenig beugsamer zu finden, als er hoffte. Um so leichter versöhnte er sich in Gedanken mit Adolph, zumal da überdies jeder Schritt, der die Spaltung zwischen ihm und Desormery erweitern konnte, ihm in Hinsicht

auf sein Verhältniß zu Louison mehr als unangenehm war. Als der Aeltere von beiden suchte er daher einzulenken. „Vielleicht wäre ich der Ansichten Ihres Gastes, wenn ich ein geborner Franzose wäre. Unsre Stellung übt aber einen mächtigen Einfluß auf unsre ganze Denkungsart; denn jeder empfindet zunächst die Verhältnisse als bequem, wohlthätig, segensreich, in so fern sie zu seiner besondren Lage sich schicken. Der Irrthum muß sehr augenscheinlich seyn, wenn er in der Erkenntniß eines jeden vorwalten soll. Ein Krieg z. B. mag noch so unbegründet seyn, es wird schwer halten, daß ein junger Offizier sich darüber betrübe; auf der andren Seite möchte derselbe der politischen Existenz, der Volksehre unumgänglich nöthig seyn, so würde doch schwerlich ein Landmann, dessen Felder er verwüstet, dessen Gehöft er plündert, von dem Wunsch des Friedens abzubringen seyn.“

„Im Fall Sie, Herr Hauptmann,“ entgegnete Adolph noch immer warm und gereizt, „die Frage, welche wir vorhin berührten, nicht im Namen Frankreichs, sondern im Namen der Schweizergarde des Königs beantworten wollten, so gebe ich Ihnen zu, daß Sie die Wiederwahl der zweihunderteinundzwanzig Patrioten, deren in ganz Europa bewunderte

Energie und Freimüthigkeit vielleicht unser Vaterland vor der Rückkehr der alten Herrschaft der Willkühr rettet, nicht wünschen können."

Man sah dem Hauptmann an, daß er seinen Verdruß bekämpfen wollte; ein ängstlicher Blick Louison's schien ihm den Muth zu diesem Entschlusse zu geben. „Ich kann Ihnen Recht geben," erwiederte er, „indem ich die Schweizergarde als einen Theil der königlichen Macht, als eine Stütze des Thrones betrachte, der doch auch zu den drei zusammen wirkenden Staatsgewalten gehört. Eine Abneigung gegen Personen verführt die meisten Einwohner dieses Landes zu einem Mißkennen der Verhältnisse. Ich kann das Verfahren der Deputirten nicht billigen; sie sind aus dem Kreise ihrer Befugnisse herausgetreten. Wie Sie dieselben daher als die Schutzwehr Frankreichs ansehn, so muß ich die Freiheit des königlichen Willens als das Wehr gegen die Anarchie betrachten."

„Es ist die Pflicht der Kammer, die Rechte der Nation zu vertreten."

„Ja wohl, sobald dieselben angegriffen sind."

„Das geschah schon durch die offenkundige Absicht bei der Einsetzung eines Ministeriums, welches aus lauter verhaßten Namen zusammengesetzt ist.

So wählt man nicht aus Irrthum oder Täuschung, sondern aus verschleierten, dennoch aber niemandem verborgenen Absichten."

„Man darf gegen Vermuthungen nur durch Vermuthungen auftreten; ein ausgesprochenes Urtheil der Kammer über die Minister aber ist eine Thatsache. Ob man dem System des Herrn von Polignac sich hätte anschließen dürfen, hätte man erst aus dessen Handlungen beurtheilen sollen. Ich würde der Kammer Alles zugestehn; sie hätte jedes Gesetz verwerfen, ja sogar das Budget verweigern mögen. Man hätte diese Schritte tadeln können, aber die Berechtigung dafür einräumen müssen. Die Initiative jener Erklärung aber stellte dem Könige nur die Wahl zwischen entschlossener Festigkeit, oder einem schimpflichen Zurücktreten."

„Zwischen diese Scylla und Charybdis hatten ihn diejenigen gestellt, welche ihm riethen, das Ministerium Martignac zu entlassen. Uebrigens scheint es mir niemals schimpflich, einen Irrthum einzusehn, oder selbst ein ungerechtes Vorhaben aufzugeben. Und hat der König etwas dadurch gewonnen? Welche Wahl bleibt ihm denn jetzt?"

Der Hauptmann schwieg.

„Sie schweigen. Ich will für Sie antworten. Es bleibt ihm nur die Wahl zwischen dem jetzt viel kränkenderen Nachgeben, da es nicht mehr aus freier Erkenntniß des Vernünftigen und Rechten geschieht, sondern als ein erzwungener Schritt erscheint, den er höchst ungern thut; oder er hat freilich noch einen Ausweg, den er aber ohne das Corps, zu dem Sie gehören, Herr Hauptmann, nicht einzuschlagen wagen dürfte."

„Mein Herr," erwiederte der Hauptmann gereizt, „Sie sind im Dienste des Königs, gleich mir."

„Nicht gleich Ihnen, denn ich bin auch Bürger Frankreichs, und meine Pflicht als Soldat kann mich nie berechtigen, meine Pflichten als Bürger zu vergessen, noch zwingen, meine Rechte als solcher aufzugeben, oder gar selbst zu zerstören. Das ist der Unterschied zwischen uns, Herr Hauptmann. Sie dienen dem Könige als einer Person, ich diene demselben als Oberhaupt des Staates. Wenn Karl der Zehnte heut seine Krone dem Dauphin überträgt, so ist mein Verhältniß in Nichts geändert; denn Frankreich bleibt dasselbe, behält dieselben Gesetze. Sie aber haben mit einem neuen Beherrscher vielleicht ganz neue Pflichten zu erfüllen."

„Der Soldat kennt und soll nur die eine des Gehorsams kennen."

Adolph wollte erwiedern, doch er fühlte seine Hand sanft ergriffen. Es war Leontine, die ihn mit diesem leisen Druck der Liebe bat, ein Gespräch abzubrechen, in welchem noch niemand sich so viel vergeben hatte, daß Fortfahren ein Gesetz der Ehre für ihn geworden wäre. Alle Winke der Liebe werden leicht verstanden, und gern befolgt; Adolph schwieg daher, obwohl seine ganze Brust noch mit Gründen für seine Meinung erfüllt war.

Desormery, der sich innerlich die bittersten Vorwürfe machte, den Apfel der Eris muthwillig hingeworfen zu haben, war schon lange unruhig auf und nieder gegangen. Als ein wahrer Freudenbote erschien ihm daher der Diener, welcher meldete, daß das Abendessen aufgetragen sey. Er bot Frau von Clermont den Arm, der Hauptmann führte Louison, Adolph Leontinen und Marie.

Der Gang in den Salon, die gesellige Pflicht, der Dame, die man führte, einige Worte der Höflichkeit zu sagen, dazu das Bestreben mehrerer Personen, das so lebhaft angefangene Gespräch vergessen zu machen, bewirkten dies leicht.

Desormery gab sich alle Mühe, den zuvorkommenden Wirth zu machen, die Töchter des Hauses unterstützten den Vater, und so waren nach wenigen Minuten die Falten verschwunden, welche sich schon auf mancher Stirn gelagert hatte.

Ueber Tische erwähnte Desormery ganz zufällig des Silen und der Aventure, und warf eine Frage deshalb auf. Frau von Clermont bemerkte erst in diesem Augenblick, daß von Adolph's Verhältniß zu diesem Schiff noch gar nichts im Hause bekannt war. Sie ergriff daher gern die Gelegenheit, ihren künftigen Eidam unter einer sehr günstigen Bedeutsamkeit vorzustellen. „Niemand, lieber Oheim, wird Ihnen," sprach sie, „beſsre Auskunft darüber geben können, als unser junger, lebhafter Politiker."

„Freilich, er ist ein Seemann," fiel Desormery ein.

„Und noch dazu Schiffslieutenant auf der Aventure gewesen," setzte Frau von Clermont lächelnd hinzu.

„Wie?" rief Desormery. „Da haben Sie von Glück zu sagen, daß Sie jene unglückliche Fahrt nicht mitgemacht haben!"

Adolph erwiederte fast erröthend: „Verzeihen Sie, ich habe sie mitgemacht, und nenne vielleicht eben das

ein Glück, wiewohl es manches schmerzliche Opfer gekostet hat!"

Jetzt brach Desormery in ein fast übermäßiges Erstaunen aus. Ein Ereigniß, das mitten in den großen politischen Bewegungen Bedeutung genug behalten hatte, um das fortwährende Gespräch des Tages zu bilden, mußte einem Theilnehmer an demselben ein lebhaftes Interesse leihen. Wie ein Blitzstrahl fiel daher die Entdeckung, daß Adolph jene Abentheuer erlebt hatte, in die Gemüther der Gesellschaft. Jeder wollte hören, wollte belehrt seyn, sogar der Hauptmann vergaß über dem Antheil an den Schicksalen des jungen Mannes, daß er ihm fast feindlich gegenüberstehe. Adolph mußte erzählen, von Anfang bis zu Ende. Desormery war ganz Ohr. Die Töchter des Hauses hörten mit gespannter Aengstlichkeit den abentheuerlichen Berichten zu. Nichts war ihnen ausführlich genug, alle, auch die kleinsten Umstände wollten sie erfahren. Leontine glühte vor freudigem Stolz, daß ihr Geliebter gewissermaßen als der Held des Tages dastand, und aus dem Dunkel der Gefahren und Schicksale in so leuchtendem Glanz hervorging. Eine wahrhafte Rührung aber empfand sie dabei, wenn Adolph mit edler Bescheidenheit so manches, wo er selbst durch Muth und

Einsicht sich hervorgethan hatte, überging oder nur leise andeutete. So viel Wunderbares er auch mitzutheilen hatte, so hörte man es doch der Erzählung an, daß er völlig aufrichtig und eher mildernd als vergrößernd berichte. So gewann sich Adolph Aller Achtung und Liebe. Mit tiefer Rührung hörte man seinen Bericht von dem Tode des redlichen Jean. Leontine nahm auch das Wort, und erzählte Tony's rührendes Ende; Louison und Marie vergossen bittre Thränen dabei, selbst der alte Desormery mußte sich das Auge trocknen.

So hatte sich das Gespräch auf einen Gegenstand gewendet, der Alle vereinigte, und keinen Zwiespalt mehr aufkommen ließ. Die Stunden flohen rasch dahin, es war Mitternacht, ehe man es ahnte, und man mußte endlich auseinander gehn.

Siebzehntes Kapitel.

Am andren Tage ging jeder seinen Geschäften nach. Frau von Clermont fuhr mit Desormery zu mehreren Personen, die in ihre Geldangelegenheit verwikkelt waren, Adolph meldete sich im Büreau des Marineministeriums, Leontine und die Fräulein Desormery machten in der Stadt einige Einkäufe. Erst zum Mittagsessen kamen alle Mitglieder dieses vertrauten Kreises wieder zusammen; Hauptmann Lormeuil fehlte jedoch, da er nur gegen Abend, und auch da nicht immer, der Familie Desormery seinen Besuch zu machen pflegte.

Für den kühleren Nachmittag beschloß man eine Spazierfahrt auf einige der belebtesten Promenaden.

Diese nahm den Abend bis zu einer ziemlich späten Stunde weg. Die Damen, etwas ermüdet von

den mancherlei Unternehmungen des Tages, zogen sich früher zurück. Desformery aber bat Adolph, noch eine Stunde zu bleiben, und ihm noch einiges von seinen Erlebnissen bei einem Glase Wein mitzutheilen.

Als sie allein waren, begann der Wirth: „Zwar, liebster Freund, nehme ich einen großen Antheil an Ihren Schicksalen, indessen habe ich doch noch einen andren Grund, mit Ihnen zu sprechen. Ohne Umschweife will ich zur Sache kommen. Der Hauptmann Lormeuil hat eine Neigung für meine Tochter Louison gefaßt, die nicht unerwiedert geblieben ist. Gegen den persönlichen Charakter des Hauptmanns kann ich durchaus nichts einwenden. Er ist ernst, ruhig entschlossen, tapfer, wie er in vielen Fällen bewiesen hat, ehrliebend, ohne Leidenschaften, die ihn in verderbliche Verhältnisse stürzen könnten, ja er hat auch ein edles, großmüthiges Herz — kurz, er ist ein Mann, wie ein Vater ihn seiner Tochter nur wünschen könnte. Allein dennoch würde ich äußerst ungern in eine Verbindung willigen, denn in allen Grundsätzen über das öffentliche Leben ist er durchaus der Gegensatz von dem, was ich denke, und von dem, was in ganz Frankreich als die Meinung der Besseren gilt. Ohne ein eigentliches Vaterland (denn ein kleiner Kanton der Schweiz, der

sich nicht selbstständig zu behaupten vermag, und die Kraft seiner Bewohner nach außen sendet, da er deren nicht bedarf, kann höchstens ein Geburtsland genannt werden) ist er fast ganz ohne dasjenige Gefühl, welches in neuerer Zeit allen Völkern, zumeist aber uns zum lebendigen Bewußtseyn gekommen ist. Von Jugend auf Soldat, kennt er nur die engherzigen Pflichten dieses Standes, und kann sich zu dem Gedanken, daß jedes Heer zunächst ein Theil des Volkes und die wesentlichste Stütze desselben seyn soll, durchaus nicht erheben. Da er nicht das Gefühl hat, für ein Vaterland zu fechten, fehlt ihm auch ganz der Begriff, was es heiße, gegen dasselbe zu kämpfen.

Dies wären ganz vortreffliche Gesinnungen für die Zeit des Mittelalters, wo man nur Rechte von der einen und Pflichten von der andren Seite kannte; es wären bequeme Gesinnungen für alle diejenigen Staaten, wo man, wie man sich auch heuchelnd verstelle, diese Feudalansichten faktisch durchaus nicht loslassen will. — Aber mir däucht, in Frankreich kann ein Mann mit solchen Ansichten nicht mehr lange dauern, und ein Vater, der ihm seine Tochter verlobt, verheirathet sie gewissermaßen an einen bankerutten Kaufmann, dessen Ansehn nächstens zusammenbrechen und völlig erlö-

schen wird. — — Aus Ihrem gestrigen Gespräch mit Lormeuil habe ich Ihre Ansichten erkannt; aus einer Unterredung, die ich heut mit Ihrem Widersacher hatte, ersehn, daß er Sie, nach dem was er später von Ihnen erfahren, ungemein hochschätzt und lieb gewonnen hat. Darauf gründe ich meinen Plan. Sie sind Soldat, er ist es auch; durch Sie kann er vielleicht am besten begreifen lernen, daß die kriegerische Pflicht sich mit der bürgerlichen vereinigen läßt. Wie wäre es, wenn wir jetzt bei einem Glase Wein beide freundschaftlich, aber warm und eifrig, auf seine Grundsätze eindrängen, und ihn zu gewinnen suchten? Dazu wünsche ich Ihre Mitwirkung, das ist die Absicht, die ich habe, indem ich Sie hier zurückhalte. Wollen Sie, Freund?"

Adolph schlug mit Feuer in die dargebotene Hand ein. Der guten Sache einen ehrenhaften Vertheidiger zu gewinnen, schien ihm ein rühmlicheres Unternehmen, als zehn Widersacher derselben zu entwaffnen.

Desormery schickte daher hinüber zum Hauptmann, und ließ fragen, ob es ihm gefällig sey, noch eine Stunde bei ihm zuzubringen. Die Antwort lautete bejahend, in wenigen Minuten erschien der Hauptmann selbst.

Er begrüßte Adolph mehr als freundlich, Herrn von Desormery mit Achtung und Höflichkeit. Man setzte sich, Desormery schenkte ein, und begann das Gespräch: Sie sind gestern bei Ihrer ersten Bekanntschaft ein wenig in Zwist über öffentliche Gegenstände gerathen. Da ich zwei Männer, die ich so achte, die mir in meinem Hause so angenehm sind, nicht bloß als Gäste desselben gegeneinander höflich, sondern wirklich befreundet sehn möchte, so konnte ich nicht umhin, die nächste Gelegenheit zu ergreifen, Sie näher mit einander bekannt zu machen. Ich habe die Ueberzeugung, daß Sie einander achten müssen, hoffe und denke, Sie können Freunde werden. Vielleicht geben Sie Beide etwas von der Strenge Ihrer Ansichten nach, und nähern sich so einander. Es geschieht nur zu häufig im lebhaften Streit, daß man, wenn ein Gegner auftritt, seine eigene Ansichten und Grundsätze noch viel schroffer hinstellt und hartnäckiger vertheidigt, als man es eigentlich damit meint, und gegen sich selbst zu thun gewohnt ist. Denn gemeiniglich wird der Streit geführt, um Recht zu behalten, nicht um sich zu vereinigen; versuchen wir einmal heut das letztere. Es gelingt gewiß, wenn wir allerseits das Vertrauen fassen, daß wir dasjenige wollen, was nach unsrer Ueber-

zeugung das Rechte, was das Beste ist. Füllen Sie Ihre Gläser! Lassen Sie uns anstoßen, und den ersten Trunk der Aufrichtigkeit und dem Wohlwollen des Herzens bringen!"

Alle Drei ergriffen die Gläser, der Hauptmann mit freundlichem Ernst.

Desformery blickte seine beiden Gäste an und schien zu erwarten, daß sie sich erklären sollten; Adolph schwieg, um Lormeuil, als dem Aelteren, das Wort zu lassen. Dieser nahm es endlich in der Weise einer Abbitte, und schien so den ersten Schritt zur Annäherung zu thun.

„Wenn ich gestern in der Heftigkeit des Gesprächs Ihnen mit irgend einem Wort zu viel gethan habe, so bitte ich Sie herzlich um Vergebung; ich hatte und habe stets nur die Vertheidigung meiner Sache dabei im Gesicht, vergesse aber ganz die Person."

„Ich habe Ihnen nicht zu vergeben," entgegnete Adolph, „ich habe nur zu wünschen, daß wir über manche Dinge einer ähnlicheren Ansicht werden möchten. Indeß, mir däucht, ich finde Ihre Entschuldigung leicht. Sie sind kein Bürger Frankreichs, es kann Ihnen daher unmöglich jenes lebendige Gefühl für

die Heiligkeit der Landes-Verfassung inne wohnen, welches mich beseelt."

„Und Sie, lieber Freund," erwiederte der Hauptmann mit entgegenkommendem Wohlgefallen, „Sie sind vielleicht zu sehr, durch zwar allgemein verbreitete, aber doch nicht allgemein begründete Ansichten der Zeit geleitet, deren glänzende Außenseite uns oft von einer näheren Prüfung derelben abhält, um so lebendig wie ich das Recht, welches auf meiner Seite wohnt, zu empfinden. Namentlich scheint es mir, als könnten Sie unmöglich die Natur Ihres Standes, die wesentliche Bedingung desselben richtig betrachten, wenn Sie dabei zugleich den Ansichten folgen zu dürfen glauben, die Sie gestern aussprachen."

„Und was verlangen Sie für Ansichten von dem Soldaten?" fragte Desormery. „Mich dünkt, um ins Klare zu kommen, müßte erst einer der Herren sein völliges Glaubensbekenntniß ablegen."

„Ich scheue mich nicht, dies zu thun," sprach der Hauptmann. „Ich habe dem Könige meinen Eid geleistet. Das Heer bildet zunächst die Stütze der königlichen Würde, des Thrones. Dem Könige allein gehört das Recht, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen. Ich bin ein Theil der Mittel, durch welche

er dieses Recht ausübt, und habe mich ihm wissentlich dazu verpflichtet. Seine Ansicht, sein Wille wird daher durchaus der meinige; meine Verantwortlichkeit ist nur in den Grenzen meiner Dienstpflichten als Soldat. Der König bestimmt, wie ich die Kräfte verwenden soll, die ich ihm durch meinen Eid verpflichtete. Daher fordert mich auch meine Pflicht auf, mich gegen jede Ansicht oder Macht im Staate zu erklären, durch welche die königliche Würde verletzt oder bedroht wird. Dies ist durch die Deputirten geschehn, welche dem Monarchen die Entlassung seiner Minister auf ungesetzlichem Wege eigenmächtig vorschreiben wollten. Dadurch ist der König in die Nothwendigkeit getrieben worden, sich und die Ehre seines Wortes und seiner Entschlüsse gewaltsam zu behaupten. Die jetzige, durch, meiner Ansicht nach, unzählige geheime Umtriebe völlig irre geführte Gesinnung der Wähler, macht einen äußersten Schritt dieser Art wahrscheinlich. Und in diesem Falle werde ich für die Sache des Königs thun, was der Dienst von mir fordert."

Der Hauptmann sprach diese Worte in einem ruhigen, würdevollen, aber so entschiedenen Tone, daß man nicht zweifeln konnte, er habe diese Ansichten nach reiflicher Ueberlegung gefaßt, und die Wurzel derselben

dringe in die innerste Tiefe seines Daseyns ein, und umklammre ihn mit unerschütterlicher Festigkeit.

Adolph konnte einige Erbitterung über ein so blindes, unfreies Denken, über ein solches Verkaufen aller eigenen Entscheidungsrechte in den höchsten Angelegenheiten des Menschen kaum bezwingen. Da er jedoch dazu das männliche, redliche Antlitz Lormeuil's sah, auf dessen Stirn sogar eine düstre Wolke der Schwermuth sich gelagert hatte, die wohl ahnen ließ, er wisse, welches Opfer er vielleicht der Pflicht bringe, so wurde er gerührt über dessen Verblendung, etwa wie beim Anblick einer unfreien, düstren Frömmigkeit, die das höchste Geschenk der Gottheit, das des selbstbewußten, denkenden Geistes verkennt, in diesem irrenden Gefühl aber Alles opfert und mit Selbstverleugnung hingiebt, wodurch der Mensch sich beglückt und erheitert fühlt. Er nahm sich daher fest vor, ohne kränkende Beimischung auch sein Glaubensbekenntniß abzulegen.

„Ich bin ein Bürger Frankreichs," sprach er; „Gehorsam gegen die Gesetze meines Vaterlandes, warme verehrende Anhänglichkeit für die Verfassung, welche die edelsten Rechte der Menschen in Schutz gegen die Willkühr nimmt, sind die Gefühle, die ich

zuerst eingesogen habe. Jeder muß seinem Vaterlande nach besten Kräften nützlich zu seyn streben; dies ist eine Verpflichtung, von der ihn, so scheint es mir, keine äußerlich glückliche Lage losspricht. Man tritt nicht in den Dienst des Staates, um dadurch den äußern Unterhalt zu gewinnen, sondern um sich des Antheils am Schutz der Gesetze würdig zu machen. Ich glaubte, — vielleicht hat mich jugendlicher Sinn, und der Ruhm einer glänzenden Zeit für mein Vaterland irre geleitet, — dies am besten als Soldat zu können. Darum nahm ich Dienste auf der Flotte. Niemals aber habe ich, indem ich mich dem Heere des Königs zugesellte, geglaubt, mich von meinem Vaterlande zu trennen, meine Rechte als Bürger aufzugeben, oder gar die Verpflichtung zu übernehmen, dieselben nach dem Willen eines, durch falsche Rathgeber irre geleiteten Monarchen, meinen Mitbürgern zu rauben. Das Heer besitzt der Konig, um damit das Vaterland gegen äußere Feinde zu vertheidigen, niemals aber, um es gegen sein eignes Volk zu führen. Wenn also der Fall einträte, den Sie zuvor andeuteten, Herr von Lormeuil, daß die Minister den König zu einem äußersten Schritt trieben, das heißt, zu einem Staatsstreich drängten, so würde ich keine

Verpflichtung fühlen, gegen den Willen meiner Mitbürger den Schritt zu unterstützen. Denn die herrschende Gewalt hätte den Grundvertrag gebrochen, und damit alle Bande zerrissen, die zwischen ihr und dem Volke sich anknüpfen."

Lormeuil fühlte sich seinerseits ebenfalls gekränkt durch diese Antwort Adolph's, welche ihm die größte Geringschätzung gegen die Pflichten seines Standes, die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen das Heiligthum des Eides vorauszusetzen schien. — Nach wenigen Augenblicken des Schweigens, während welcher Desormery bald den einen bald den andern unruhig anblickte, um ihn dadurch zur Antwort oder zur Fortsetzung seiner Rede aufzufordern, begann der Hauptmann wieder: „Ich sehe keinen Mittelweg, der uns vereinigen könnte; bei so völlig einander entgegengesetzten Grundsätzen können die strebenden Kräfte niemals eine gemeinsame Richtung annehmen, sondern nur sich gegenseitig vernichten. — Sie glauben also das Recht zu haben, lieber Freund, eigenmächtig zu entscheiden, wann und wie der König die Erfüllung Ihres Eides fordern dürfte?"

„Ich glaube nur, niemals die Verpflichtung zu haben, gegen die Gesetze, gegen die Rechte mei-

ner Mitbürger als gewaltsames Zerstörungsmittel zu dienen.“

„Die Verantwortlichkeit dafür ist nicht die Ihrige, sondern die des Königs; wohl aber sind Sie zur Rechenschaft zu ziehn, wenn Sie Ihre besondren Pflichten, zu denen Sie sich durch einen heiligen Eid verbunden haben, verletzen.“

„Es giebt ältere, frühere, heiligere Pflichten, zu denen ich nicht minder verbunden bin. Kein Eid könnte mich zwingen, gegen meine Mitbürger die Waffen zu ziehen, um diese ihrer Rechte zu berauben.“

„Wie aber, wenn Ihre Mitbürger die Rechte des Königs antasten; sind Sie alsdann nicht durch Ihr Gewissen gezwungen, ihn zu vertheidigen?“

„Gewiß. Allein der Fall, welcher unser Gespräch herbeiführte, ist der umgekehrte.“

„Das eben bestreite ich; die Deputirten haben zuerst die Rechte des Königs gekränkt.“

„Sie haben nur ihre Pflicht erfüllt, und ihm aus wahrhafter Ueberzeugung den Eindruck, die Stimmung der Gemüther enthüllt, welche die Ernennung des Ministeriums erzeugt hat. Sie haben den König nicht einmal getadelt, das Recht, seine Minister zu wählen, in keiner Art bezweifelt. Allein wie die

königliche Botschaft an die Kammer die Bestimmung hat, ein treues Bild von dem Zustande des Landes, von den Wünschen und Hoffnungen der Regierung zu geben, so hat die Antwort darauf natürlich den Zweck, die Richtigkeit der Umrisse zu prüfen und auf die Irrthümer derselben hinzudeuten. Daß dadurch der Eigenliebe eines völlig unbeliebten Ministeriums nicht geschmeichelt wurde, war kein Verbrechen. Aber ein gefahrvolles Wagstück muß ich es nennen, daß eben diese Minister dem Könige anriethen, in seiner Antwort eine Gesinnung auszudrücken, die nothwendig zu einem Kampfe der Ansichten herausforderte. Nicht die Adresse der Deputirten, sondern die Antwort, welche das Ministerium darauf gegeben hat, die Antwort, durch welche es, wenn man die parlamentarischen Formen beseitigt, nichts andres ausdrückt, als: „„Ihr habt schwer gefrevelt, daß Ihr uns kein Zutrauen schenkt, aber Ihr sollt uns vertrauen, oder wir werden Euch bestrafen."" Diese Antwort war es, welche den Zustand der Dinge auf die äußerste Spitze trieb, und nun dem Könige, nachdem er einmal gedroht hat, freilich keine Wahl läßt, als der Drohung Folge zu geben, oder sie unter dem an das Lächerliche

streifenden Eindruck, den jede ohnmächtige Drohung herbeiführt, zurückzunehmen."

„Wie?" rief der Hauptmann heftig, „Sie wollen also Ihrem Könige eine unerträgliche Schmach bereiten helfen?"

„Ungern, gewiß; aber doch lieber sehn, daß er einen voreiligen Schritt zurückthut, als auf einer dem Lande verderblichen Bahn ungesetzlich weiter vordringt."

„Was nennen Sie ungesetzlich? Wenn er mit Nachdruck verfährt, seinem Ansehn durch das Heer Gewicht giebt, und so die Rechte mit Gewalt behauptet, die eine Zahl mißleiteter Eiferer ihm rauben will? Die Charte selbst berechtigt ihn dazu durch den vierzehnten Artikel, der ihm nach verfassungsmäßigem Vertrage alle Maaßregeln zur Sicherheit des Staats und zur Vollziehung der Gesetze gestattet."

„Ich sehe wohl," erwiederte Adolph, „Sie wollen damit die Staatsstreiche, welche man beabsichtigt, vertheidigen, und etwa eine Aufhebung der Preßfreiheit oder einen gewaltsamen Umsturz des Wahlgesetzes rechtfertigen."

„Welcher Art die zu treffenden Maaßregeln sind, das kann uns einerlei seyn."

„Verzeihen Sie, das eben nicht. Hier gerade tritt die Entscheidung der Vernunft ein. Der König besitzt durch den vierzehnten Artikel der Charte allerdings gewisse Rechte, die, wenn man sie gewaltsam deuten will, die ganze Charte illusorisch machen. Denn jeden Tag kann man behaupten, der Staat sey in Gefahr, jeden Tag die äußerste Willkühr zur geheuchelten Sicherung desselben und zur Vollziehung der Gesetze in Kraft treten lassen. Ein Recht kann stets auch den Mißbrauch desselben mit sich führen."

„Und wollen Sie es auf sich nehmen, in Ihrer untergeordneten Stellung im Staate die Entscheidung auszusprechen, wann das Recht gemißbraucht wird? Heute ist es vielleicht nicht nöthig, die Preßfrechheit, vergeben Sie mir den Ausdruck, den mein innerstes Gefühl mir abzwingt, zu zügeln; aber morgen, oder in einem Monat. Wollen Sie heute erklären, ich gehorche nicht, in einem Monat aber gehorsam seyn, wenn der König Sie zur Ausführung seines Willens beauftragt?"

Adolph schwieg eine Zeit lang; dann sprach er: „Werden Sie, wenn Sie den Befehl dazu erhalten, auf die Bürger von Paris feuern?"

„Im Fall —“

„Ich bitte diesmal nur um die strenge Beantwortung meiner Frage,“ unterbrach Adolph den Hauptmann lebhaft.

„Wohl denn; ja, ich werde.“

„Werden Sie Paris anzünden lassen, wenn Sie den Befehl dazu erhalten?“

„Sie nehmen Fälle an —“

„Ich bitte, anders können wir uns durchaus nicht vereinigen, ich bitte Sie, mir diese und noch einige Fragen mit der Kürze zu beantworten, als wenn Ihr Befehlshaber Ihnen dieselben dienstlich vorlegte und sogleich Entscheidung verlangte. — Werden Sie Paris in Brand stecken?“

„Wenn es des Königs Wille ist, ja, auch das.“

„Werden Sie nachher die flüchtenden Weiber und Kinder ermorden?“

„Nein! Denn kein Krieg wird gegen Wehrlose geführt.“

„So? Vertheidigen sich denn etwa die Häuser, die Sie in Brand stecken?“

„Ich vernichte sie nur als das Eigenthum des Feindes, durch dessen gefürchteten Verlust er vielleicht zum Gehorsam, zur Unterwerfung gebracht wird.“

„Wie? Und denken Sie so unwürdig von dem Feinde, daß er nicht lieber sein Haus, seine Habe verlieren, als sein Weib und Kind ermorden sehn wollte? Auch diese sind sein Eigenthum. Wer Haus und Hof dahingiebt für seine Meinung, der wird vielleicht durch die Gefahr, durch den Mord der Seinigen besiegt. Und überdies, der König befiehlt! Sie haben nur Gehorsam zu leisten.“

Der Hauptmann erwiederte sichtlich gereizt: „Jede vernünftige Gesinnung scheitert an der Annahme unmöglicher Fälle. Freilich, wenn der König uns befiehlt, zu fliegen, so werde ich ihm ebenfalls ungehorsam seyn. Hier verhindert mich eine physische, dort eine sittliche Unmöglichkeit. Es liegt im Begriff des Soldaten, daß er nur gegen bewaffnete Gegner fechten kann.“

„Ganz waffenlos sind auch Frauen nicht; dieser Grund rettet also nicht, fällt also völlig weg,“ sprach Adolph mit einer Ruhe, die den Hauptmann mehr verdrießen mußte, als der heftigste Eifer. — „Sie sind von falschen Grundsätzen ausgegangen, und müssen daher zuletzt ohne alle Auswege in das Chaos des Unmöglichen gerathen. Das Ansinnen, Weiber und Kinder zu morden, ist noch lange nicht das letzte, was

ich Ihnen machen würde. Ihre Grundsätze würden Sie verpflichten, mir als Ihrem Könige zu gehorchen, wenn ich Meuchelmord, Giftmischerei, ja, wenn ich Feigheit und ehrlose Flucht von Ihnen verlangte. Setzen Sie nur den Fall, daß ein feiger Monarch ein Heer mitten in der Schlacht auf halbem Siege zur schimpflichsten Flucht befehligte, weil er selbst weder Einsicht noch Muth genug hat, den Kampf, der schon halb für ihn entschieden ist, fortzusetzen. Setzen Sie den Fall, daß Sie im Sturm auf eine Schanze schon den Wall erstiegen haben, daß der Feind schon um Gnade fleht, und dennoch der Ruf: „„Rette sich wer kann!““ ertönt. O, wie schön würde den tapfren Soldaten der Gehorsam kleiden, bei dem Weiber und Kinder ihm nachspotten müßten!“

„Gerade dieser Fall, mein Herr, zeugt wider Sie; denn Sie müssen einräumen, daß häufig genug der sichtlichste einzelne Vortheil aufgegeben werden muß, um das Ganze zu retten. Mitten im Siegeslauf muß der Soldat sich oft bezähmen, und vielleicht gar den Rückzug antreten; in solchen Fällen wird freilich die Pflicht des Gehorsams ihm am schwersten werden, dennoch entbindet ihn nichts davon.“

„Sie denken sich die Sache nur anders als ich,“ entgegnete Adolph. „Nicht der weisen Klugheit des Feldherrn, sondern der ehrlosen Feigheit eines entarteten Monarchen, deren die Geschichte doch einige Beispiele aufstellt, sollen Sie gehorchen. Ich nehme an, daß Heliogabalus der Monarch und meinethalben Cäsar oder Alexander sein Feldherr ist; der Sieg ist erfochten; allein es können neue Schlachten nöthig werden, und Heliogabalus bedenkt, daß von aufgehäuften Schätzen mit Weibern zu leben doch angenehmer sey, als einen längeren Krieg zu führen. Deshalb befiehlt er dem siegenden Cäsar, feig zu flüchten, und dieser befiehlt es dem Heere. Das halbe Reich geht verloren, Schimpf bedeckt die unter Narben ergrauten Krieger; allein was thut's, Heliogabalus hat Muße zu schwelgen, und der Soldat ist dem Eide getreu, ist gehorsam gewesen.“ — —

„Ich habe Sie aussprechen lassen, so völlig falsch Ihre Argumente sind. Mit wenigen Worten will ich Sie nach Ihren Grundsätzen auf dieselben Unmöglichkeiten führen. Epaminondas ist Feldherr der Thebaner; er will die Schlacht, sie rettet das Vaterland. Doch jeder einzelne Soldat klügelt und dünkt sich weiser als der Feldherr; „„heute nicht, heute regnet es,““

sagt er, oder: „„unsere Stellung ist ungünstig.““ — Der Staat ist verloren!“ — Der Hauptmann lächelte bitter nach diesen Worten.

Adolph wurde sehr ernst. „Nein, Herr von Lormeuil,“ sprach er nach einigen Augenblicken des Schweigens, „Sie haben mich durch Ihren Scheinbeweis nicht geschlagen. Ich habe erklärt, den bestehenden Gesetzen, dem Feldherrn, dem Monarchen, so weit er selbst diesen gehorcht, Gehorsam zu leisten. Ich erkläre meinen guten Willen, dies zu thun, so lange ich nicht die Ueberzeugung vom Gegentheil habe. Ich nehme zur Basis meines Handelns den guten Willen, die Vernunft; Sie erklären selbst, daß Sie Ihr Urtheil unbedingt, merken Sie wohl, unbedingt gefangen nehmen. Das ist gut in allen Dingen, wo der Verstand entscheidet; aber nicht da, wo das höhere Gesetz der Pflichten eintritt. Da entscheidet die Nothwendigkeit das Rechte. Es giebt Fälle, wo ich vor der Wahrheit nicht flüchten kann, wo ich ihr gehorchen, ihr als Opfer fallen muß. Bei jedem Gehorsam, den ich gelobe, bei jedem Eide liegt die ältere, ewige Berechtigung, die ich als denkendes, sittliches, vernünftiges Wesen habe zum Grunde, oder wenn Sie es anders ausdrücken wollen, der Eid, den

ich der Tugend, dem Recht, der Wahrheit, den ich Gott geschworen habe, dadurch daß ich überhaupt lebe. Auch Sie, Herr Hauptmann, fühlen dies, und können sich selbst nicht davon entbinden; es kommt nur auf die Fälle an, wo der Gegensatz anschaulich hervortritt. Dieses ältere, heiligere Gesetz aber sagt mir, daß ich bei einem Gewaltstreich gegen mein Vaterland, gegen die Rechte meiner Mitbürger mich nicht zum Werkzeug gebrauchen lassen darf. Vielleicht muß ich den Ungehorsam mit dem Tode büßen; wohl denn, aber meine Pflicht fordert dieses Opfer, und ich versöhne auf diese Art das Gesetz, das ich zu brechen gezwungen bin, um einem höheren zu gehorchen. Feierlich erkläre ich es hiermit, daß ich bei keinem gewaltsamen Schritt gegen die Verfassung Frankreichs die Waffen ziehe."

„Und ich erkläre eben so feierlich," erwiederte der Hauptmann, indem er aufstand, „daß ich, es trete ein, was da wolle, in der Pflicht, auf dem Posten sterbe, wohin mich der König stellt."

„Sie mögen damit Ihrem Gewissen Genüge thun," sprach Adolph mit sanftem Ernst der Wehmuth; denn er sah die tiefe Bewegung Lormeuil's, der durch diese Worte seinen theuersten Hoffnungen,

dem Besitz Louison's, fast unbedingt entsagte. „Und vielleicht," fuhr er fort, „darf ich Ihnen hohe Achtung dennoch nicht versagen, so schmerzlich ich Ihren Irrthum empfinde."

Der Hauptmann stand schweigend, ernst, schlug die Arme übereinander und heftete den Blick starr auf den Boden.

Desormery, der schon mehrmals unruhig aufgestanden war, da Alles eine so völlig verschiedene Wendung nahm von der, die er hoffte, fühlte wohl, daß der Versuch, gesellige Heiterkeit zurückzuführen, vergeblich und unzeitig seyn würde. Um jedoch eine Ausgleichung wenigstens scheinbar vorzubereiten, sprach er: „Es ist immer viel, wenn Männer von Ehre bei ganz verschiedenen Gesinnungen sich gegenseitige Achtung nicht versagen können. Der Hauptgrund Ihrer Meinungsverschiedenheit liegt wohl in Ihrer verschiedenen Stellung. Wären auch Sie ein Bürger Frankreichs, lieber Lormeuil, so würden Sie vielleicht anders denken."

„Vielleicht! So aber ist es unmöglich. Was bin ich, wenn ich dem Könige nicht unbedingt getreu bin? Uns hat er seine Person anvertraut. Ich will nicht untersuchen, ob Frankreichs gährende Elemente

es nothwendig machten, eine neutrale Kraft um den Thron zu versammeln, die im zweifelhaften Falle den Ausschlag geben könnte. Es ist aber einmal so. Der Schweizer hat viele überflüssige Kräfte in seinem von der Natur vertheidigten Vaterlande. Der Mann sucht Beschäftigung, sucht Gefahr. Tapferkeit erbten wir von unsren Vätern her; darum ziehen wir aus und schließen uns bald diesem, bald jenem an. Dem Könige von Frankreich versprachen wir Treue; die Geschichte hat die Festigkeit unsres Worts, die Unverbrüchlichkeit unsrer Anhänglichkeit berühmt gemacht. Kein Schweizer hat seinen Eid gebrochen, hat den verlassen, dem er Dienste gelobt. Wir haben auf Italiens Schlachtfeldern die schwersten Prüfungen bestanden; Schweizer gegen Schweizer fochten wir, Bruder gegen Bruder, dennoch mit gleicher, alter Tapferkeit. Und nie hat es uns in unsrem Vaterlande zum Schimpf gereicht, daß wir, das Leben nichts achtend, an die Ehre, an die Treue Alles setzten, und auch mit blutendem Herzen die Pflicht erfüllten. Sollten wir jetzt das edle Beispiel unsrer Väter entehren? Sollen wir die zum heiligen Sprichwort gewordene Schweizertreue um ihren durch Jahrhunderte mit theurem Blute erkauften, reinen, unbescholtenen Ruf brin-

gen? — Wo wir auch fechten, wir kämpfen für unser Vaterland, denn wir tragen die Waffen für den Ruhm schweizerischer Tapferkeit, Ehre, Treue. Wir fallen auf fremdem Boden, für eine fremde Sache, aber der Gewinn des Ruhms bleibt unsrer Heimath. — Mag seyn, daß Eure Pflicht eine andre ist. Wir kennen die unsre; hier das Herz in der Brust verkündet sie uns. Je mehr mir die Gewandtheit der Worte fehlt, sie zu vertheidigen, desto stärker wird die mächtig rufende Stimme in meiner Brust. Ich könnte die Stunde nicht überleben, wo ich meinen Eid treulos gebrochen, die Fahne verlassen hätte, mit der ich in den Kampf ziehe. Das ist meine Gesinnung; so habe ich gedacht von Jugend auf, so habe ich zu leben versucht nach dem Beispiel unsrer Vorfahren. Glaubt nicht, mich zu erschüttern. In meinem Herzen spricht ein stärkerer Versucher — ich widerstehe ihm doch."

Mit diesen Worten griff er nach seinem Helm. Adolph reichte ihm die Hand und drückte sie mit Herzlichkeit. Auch Desormery ergriff sie und sah ihm gerührt in das männliche Angesicht, in die treuen Augen, wo er vergeblich eine gewaltsam hervordringende Thräne zu zerdrücken strebte.

„Lieber Lormeuil,“ sprach der gerührte Vater, der des Glücks seiner Tochter gedachte, nach einigen Augenblicken, „ist es denn aber nöthig, daß Sie Ihre schönen Kräfte und Gesinnungen einem fremden Staat, einem fremden Herrscher widmen? Finden Sie in Ihrer Heimath, in dem schönen, freien Genf gar keinen Kreis der Wirksamkeit? Können Sie das unselige Bündniß mit fremder Gewalt nicht auflösen, jetzt da es noch Zeit ist?“

„Es ist nicht mehr Zeit,“ sprach Lormeuil ernst und fest; „meine Ueberzeugung sagt mir, daß gerade jetzt der Augenblick gekommen ist, wo der König auf uns zählt. Und eben jetzt sollte ich zurücktreten, ein Beispiel geben, das, wenn es nachgeahmt würde — Nein, nimmermehr! Geht der entscheidende Augenblick ruhig vorüber, so ist meine Neigung dem Rücktritt nicht entgegen. Allein, ich sehe keinen Ausweg; man ist so weit vorgegangen, daß man nicht mehr zurück kann. Dies ist meine wahrhafte Ueberzeugung, und ich kann nicht gegen sie handeln. — Es ist spät. Ich scheide von Ihnen. Mir ist es ein Trost, zu sagen, ich gehe zufriedener, als ich gekommen bin; denn wenigstens habe ich den Gewinn gehabt, zu zeigen, weshalb ich so handle, wie es die

Zukunft vielleicht fordert, und entehrenden Mißdeutungen hoffe ich bei Ihnen nicht mehr ausgesetzt zu seyn.

Er ging. — An der Thür wandte er sich noch einmal um, blickte Adolph wehmüthig an und sprach: „Dürfen Sie mich umarmen? Mein Herz liebt und achtet Sie.“ Adolph lag an seiner Brust. „Wer weiß,“ rief Lormeuil im schmerzlichsten Ton, „ob wir uns morgen noch umarmen können! Vielleicht treten wir nur noch mit den Waffen einander gegenüber. Ich wollte den Augenblick nicht für ewig verlieren, wo ich Dir noch mit aller Seele sagen dürfte, daß ich Dich liebe. — Sey mein Bruder!“

Adolph schloß den Bruderbund mit feuriger Seele, obwohl er fühlte, daß stärkere Mächte ihn zerreißen würden.

Der Hauptmann ging. Desormery maß das Zimmer mit langsamen, ernsten Schritten und trocknete sich häufig das Auge. Adolph wußte nicht, ob er bleiben oder den bewegten Vater verlassen solle. — Endlich schien es ihm doch gerathener zu gehn, und sie trennten sich nach einem stummen Händedruck.

Achtzehntes Kapitel.

Die drei Theilnehmer jenes Gesprächs verschwiegen dasselbe ohne Verabredung, aus eigner Bewegung. Jeder that für sich, was er konnte, um den Bruch des Glücks und des Friedens, der daraus hervorgehen konnte, durch allmählige Vorbereitung der Gemüther darauf, minder unerwartet, und dadurch vielleicht minder hart zu machen.

So verstrichen die nächsten Wochen ohne ein bedeutendes Ereigniß.

Eines Mittags war Adolph so eben von seinen Dienstgeschäften nach Hause zurückgekehrt, als ein fremder Diener zu ihm eintrat, und ihm einen Brief überbrachte. Als er die Handschrift sah, rief er voll Freude aus: „Gott im Himmel, von Victor!“ Indem er den Umschlag hastig aufriß, wollte er den Diener

fragen, von wem er den Brief erhalten habe; dieser hatte jedoch schon die Thür des Zimmers wieder geöffnet, als ob er Jemand einlassen wolle, und plötzlich flog Victor in die Arme seines erstaunten Bruders.

„Hab' ich Dich wieder, mein theuerster Victor," rief Adolph aus; „o Gott, wie reich schüttest Du den Segen Deiner Güte auf uns herab! — Victor, Du lebst!" Umarmung und Küsse erstickten seine Worte.

Adolph wollte den Bruder sogleich hinab zu Leontinen führen, allein dieser hielt ihn zurück.

„Zuvor, theuerster Adolph," rief er aus, „muß ich Dir die wunderbaren Ereignisse erzählen, die ich erlebt. Ich kehre nicht allein zurück. Ein theures Wesen bringe ich mit mir, eine Blüthe, in der Wüste still entfaltet, hold wie die Rosen des Morgenlandes."

Adolph horchte hoch auf.

„Und weißt Du, wen ich unter den Horden der Beduinen fand? — Erinnerst Du Dich jenes Mädchens, das wir sahen, als wir uns nach dem Schiffbruch den Beduinen übergaben? Denkst Du daran, daß ihre Mutter uns englisch anredete? Hast Du nicht vergessen, wem jenes holde Mädchen glich? — Die Zeichen, die Gott ihren Zügen eingeprägt, haben nicht

gelogen! Es war Leontinens Schwester, die verlorne Eugenie!“

„Bruder!“ rief Adolph aus, und sprang zurück, als trete eine Wundererscheinung vor ihn hin. „Bruder? Ist es wahr, ist es möglich?“

„So wahr, wie die Sonne über uns leuchtet. Sie ist gefunden, sie ist uns Allen zurückgegeben, mir aber hat sie ihr Herz, ihr Daseyn geweiht. Adolph! Afrika, in seinem ganzen, weiten Gebiet verbirgt solchen Edelstein nicht mehr!“

Die Brüder lagen einander am Herzen, und vergossen selige Thränen; Thränen der Freude, des Entzückens, des Dankes gegen den ewigen Vater.

„Du erräthst jetzt,“ begann Victor nach wenigen Minuten, „weshalb ich selbst zu Dir nicht unvorbereitet trat. — Wie werden wir die Tochter in der Mutter Arme zurückführen? Wie werden wir ihr Herz stählen und schützen gegen den Sturm der Freude und der Schmerzen, der es durchschauern muß, wenn sie das wiedergefundene Kind des verlornen Vaters an's Herz drückt? — Denn von ihm haben wir keine Spur gefunden, vielmehr fast die Gewißheit erlangt, daß er dahin ist. Zwar, noch dämmert eine ferne Möglichkeit, und weckt die längst entschlummerten Hoffnungen

vielleicht wieder — aber ach, wird die unglückliche Gattin nicht die ganze Zeit ihrer Angst, ihrer Schmerzen aufs Neue ertragen müssen, wenn wir die alten Wunden aufreißen?"

Die Brüder beriethen sich im trauten Gespräch, wie man das merkwürdige Ereigniß der Mutter am besten mittheilen könne. Dabei flocht Victor, durch die Fragen des Bruders bestürmt, wie durch den eignen Drang zur Mittheilung getrieben, Eugeniens ganze Geschichte, nebst seiner Rettung durch sie, und seiner Flucht mit ihr, ein.

Man kam darin überein, Desormery müsse zunächst, und alsdann dessen Familie, wie auch Leontine, in das Geheimniß gezogen werden.

Die Brüder gingen sogleich zu Desormery hinüber. Zum Glück trafen sie ihn eben allein in seinem Arbeitszimmer an, da die Töchter mit Leontinen und deren Mutter ausgefahren waren, um zu einem nahe bevorstehenden großen Feste noch einige Einkäufe an Putzgegenständen zu machen.

Der alte sonst so freundliche Mann saß eben nachdenkend, den Kopf in die Hand gestützt, an seinem Schreibtisch. Als Adolph ihn beim Eintreten ins Vorzimmer durch die halbverhangene Glasthür ge-

wahr wurde, konnte er sich leicht denken, daß diese Stellung sorgender Bekümmerniß mit dem Gedanken an die Neigung Louison's und die Gesinnungen des Hauptmanns in Zusammenhang stehe. Leise klopfte er an die Thür. Desormery fuhr wie aus einem tiefen Traume auf, und rief: „Herein!“ indem er zugleich aufstand, und sich nach der Thür umsah. Beide traten ein; die Blicke des alten Mannes waren anfangs erstaunt, dann wurden sie freudig, und noch ehe Adolph die Lippen öffnen konnte, rief er aus: „Das muß Ihr Bruder Victor seyn!“

„Er ist's,“ sprach Adolph, „er ist's, und gleich mir aus den drohendsten Gefahren auf wunderbare Weise gerettet.“

„Hierher, an mein Herz!“ rief Desormery, als Victor höflich näher trat, und seine Hand fassen wollte; „wenn man aus solcher Ferne zu einem Landsmann ins Vaterland zurückkehrt, dann umarmt man sich.“ Und der alte Mann drückte den Jüngling mit Wärme an seine Brust. „Wie Sie Ihrem Bruder gleichen,“ rief er aus, „in Afrika selbst hätte ich Sie nicht verkannt. Und was werden Sie zu erzählen, zu berichten haben! Sie bleiben doch gleich zu Tisch bei uns?

Natürlich, natürlich! Was frage ich auch noch. Ich bin in dieser Beziehung der glücklichste Mann in Paris. So mäßig meine Tafel bestellt ist, so möchte ich doch wetten, daß heut die halbe Stadt lieber bei mir als bei Berry speiste, da ich ohne Zweifel die beiden jungen Männer am Tisch habe, die das Anziehendste und Merkwürdigste zu erzählen im Stande sind, was wir jetzt nur hören mögen. Herzlich willkommen, junger Freund! Sie sind doch schon bei Frau von Clermont gewesen, und haben Ihre künftige liebenswürdige Schwägerin begrüßt?"

„Noch nicht," entgegnete Victor, und wollte die Gründe dazu auseinander setzen, als der lebhafte Desormery ihn unterbrach.

„Noch nicht? Gewiß waren sie nicht zu Hause. Das wird eine Ueberraschung geben! Aber fürchten Sie sich nicht ein wenig? Schade, daß Leontine nicht doppelt in der Welt ist; Niemandem als Ihnen, wenn Ihr Bruder nicht wäre, gönnte ich ein so treffliches Mädchen lieber."

„Sie haben Recht!" antwortete Victor, „mein Bruder ist zu beneiden. Aber hatte Leontine nicht eine Schwester?"

„Freilich wohl! Allein lassen Sie uns daran nicht denken! Das sind traurige Erinnerungen! Ich war der Pathe der kleinen Eugenie.“

„Sollte es so ganz unmöglich seyn, daß sie dereinst wieder gefunden würde,“ fragte Adolph, und sah den Bruder und darauf Desormery bedeutsam an.

Dieser bemerkte die Blicke Adolphs und Victors. Eine leuchtende Ahnung fiel in seine Seele. Er heftete ein forschendes Auge auf die Brüder, er las in ihren Zügen, zitterte —

Victor hielt nicht länger an sich: „Ja, sie ist gefunden, sie ist mit mir zurück gekehrt!“ rief er aus.

Desormery riß statt der Antwort den jungen Mann heftig an seine Brust, preßte ihn in die Arme und erstickte ihn fast mit Küssen, während er zugleich unaufhaltsame Thränen vergoß, und kein Wort hervorzubringen vermochte.

Adolph stand in tiefster Bewegung und betrachtete die rührende Freude des alten, wohlwollenden Mannes. „Wenn schon er, der Fremde, entfernt verwandte, ältere Mann durch das Wunder dieses Wiederfindens so erschüttert wird,“ dachte er still, „wie soll das Herz der Mutter, der Schwester, diese Freude fassen!“

Das erste Wort Desormery's, als er einige Fassung wieder gewonnen, war: „Und der Vater? Und Clermont?"

„Von ihm haben wir keine Spur! Sein Daseyn ist in undurchdringliches Dunkel verloren."

„Armer Freund! Du solltest wenige Tage des Glücks schauen. Allein, nicht klagen wollen wir, wenn der Himmel Wunder für uns thut. Wo ist Eugenie, führt mich zu ihr, führt sie her."

Victor berichtete in wenigen Worten, daß sie erst seit einer Stunde in Paris sey, und in einem nicht gar entfernten Hôtel nebst ihrer Mutter Betty wohne. — Sogleich griff Desormery nach Stock und Hut, um sie in Gemeinschaft beider Brüder aufzusuchen.

Victor ging schnell voran, damit das schüchterne der Sprache noch nicht ganz mächtige Mädchen auf den Besuch vorbereitet würde.

Diese hatte indeß mit ihrer Pflegerin eine Stunde der ängstlichsten Spannung zugebracht. Ihre ganze Seele war bei der Mutter, der Schwester, die sie wiederfinden sollte; ein heimliches aber doch so süßes Bangen durchdrang sie. Scheu, zagend, aber um so inniger liebend und sich sehnend harrte sie auf den Augenblick, wo sie an die Brust der unbekannten ge-

liebten Wesen sinken sollte. Indessen liebkoste und herzte sie ihre Pflegemutter Betty, gleichsam als wolle sie ihr die Betheurung geben, daß ihr Herz niemals von ihr scheiden werde; diese aber sah dem Augenblick, wo eine zweite Mutter ihre älteren natürlichen Rechte gegen die heilig erworbenen der Pflegerin geltend machen werde, mit trüber Wehmuth entgegen. Ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß sie aufopfern, daß sie entsagen müsse. — Jedes Geräusch auf der Straße, jeder Fußtritt auf dem Gange machte, daß Eugenie ängstlich gespannt aufflog. Jeden Augenblick wähnte sie Victor, und mit ihm vielleicht ihre Mutter eintreten zu sehn. Endlich ertönten Schritte auf dem Corridor näher und näher, die Thür öffnete sich, und Victor trat ein. Bebend eilte ihm Eugenie entgegen; er küßte sie freundlich auf die Stirn, und berichtete ihr, was geschehen sey, wer sie zunächst von den Ihrigen begrüßen würde. Nach wenigen Minuten traten Desformery und Adolph ein.

„Ja, sie ist es!" riefen Beide wie aus einem Munde.

„Es ist das Ebenbild der Mutter!" rief Desformery, indem er mit ausgebreiteten Armen näher auf die Schüchterne zutrat, die sich an die Seite ihrer

Pflegerin schmiegte. „Komm her, mein Kind! komm in die Arme Deines väterlichen Freundes!“

Eugenie trat erröthend, aber unschuldig näher, und duldete und erwiederte die herzliche Umarmung des alten Mannes mit unbefangener Freundlichkeit.

„O, bringen Sie mich bald zu meiner Mutter!“ bat sie mit zärtlichen Blicken.

„Gleich, meine Tochter,“ rief Desormery, „so schnell als es möglich ist, ohne Deine Mutter durch die Freude zu tödten.“

„Dies ist mein Bruder,“ sprach Victor, und führte ihr Adolph zu, „umarme auch ihn; er kennt Dich schon.“

Eugenie umarmte den Bruder ihres Geliebten mit Herzlichkeit. Thränen der Rührung drangen aus ihren schönen Augen hervor.

„O wie lieb, wie gut ist Alles in diesem schönen Lande!“ rief sie, „und wie lieben sich die Menschen!“ — — „Aber ich kenne ihn wohl,“ setzte sie nach einigem Besinnen hinzu, indem sie Adolph aufmerksam betrachtete; „er war Dir nah, als Du zuerst unsre Küste betratest. O, ich kenne ihn wohl!“ Adolph hörte die Worte mit inniger Freude und Rührung.

Desormery hatte sich aus natürlichem, angebornem Wohlwollen der zurückgezogenen Betty genähert und ihre Hand ergriffen.

„Und welchen Dank sind wir Ihnen schuldig! Sie haben uns das theure Kind gerettet und behütet. Ich weiß erst wenige Worte, aber ich weiß so viel, daß Ihnen meine Liebe und meine Freundschaft bis an das Grab bleiben muß.“

Betty, welche schwerer französisch zu antworten wußte, als Eugenie, auch durch ihre Stimmung, durch Befangenheit, Rührung und Schmerz zugleich gehindert wurde, erwiederte nur einige unzusammenhängende Worte, wobei sie mit Thränen erfüllten Augen gen Himmel blickte.

„Ja wohl!“ rief Desormery, indem er ihr die Hand herzlich drückte; „die Gnade Gottes ist groß gewesen!“

Betty fühlte sich durch die aufmerksame Freundlichkeit des alten Mannes in innerster Seele erquickt.

Er wandte sich wieder zu Eugenien, stellte sich betrachtend vor sie hin, und schüttelte oft wie zweifelnd das Haupt. „Als ob ich das Feuerauge des Vaters sähe! Und doch das sanfte Lächeln der Mutter. Es ist seine hohe Stirn, und ihre freundliche zugleich! Als ich Dich am Tage Deiner Taufe in den Kissen

lächeln sah, und so vor Dir stand wie jetzt, — ach, da dachte ich nicht, welche Schmerzen und Freuden, welche Schickungen und Wunder Du in mein Leben bringen würdest!“ — Und noch einmal zog er die liebliche Eugenie an sein Herz, und küßte ihre Stirn und Lippen mit väterlicher Zärtlichkeit.

Die Art und Weise, wie Eugenie ihre Mutter wiedersehen sollte, war folgendermaßen beschlossen worden. Während man wie im gewöhnlichen Familienkreise bei Tische saß, sollten Eugenie, Betty und Victor in das anstoßende Gemach geführt werden. Man wollte Frau von Clermont durch die Erzählung, daß Nachrichten von Victor angekommen wären, der eine dunkle Spur von Eugeniens Schicksal erlangt haben wolle, auf die Möglichkeit eines Wiederfindens vorbereiten, diese hierauf wahrscheinlicher machen, sie dann als Thatsache eingestehen, von der nahen Ankunft der Gefundenen sprechen, und endlich ihre Anwesenheit und Nähe selbst entdecken.

Da die Zeit des Mittagessens, wo alle Hausgenossen und Freunde zusammenkamen, nahe war, so eilten Desormery und Adolph schnell nach Haus, um noch das nöthige vorzubereiten. Etwa in einer Stunde sollte ein Wagen Eugenien und Betty abholen, und

sie bis an das Nebenhaus bringen. Der zuverlässige Diener Desormery's war bestimmt, sie dort zu erwarten und in das Zimmer zu führen, neben welchem Frau von Clermont und Leontine nebst den übrigen Hausgenossen am Tisch sitzen würden.

Gleich nach Adolphs und Desormery's Rückkehr trafen auch die Damen von ihrem Besuch der Putzläden von Paris wieder ein.

Adolph begann das Gespräch mit der frohen Nachricht, daß auf dem See-Ministerium Briefe von der afrikanischen Armee eingetroffen seyen, aus denen er die Gewißheit erhalten habe, daß Victor lebe und wohl sey, sich bei der Armee befinde, und nächstens nach Frankreich zurückkehren werde. Diese Botschaft gewährte nicht nur Frau von Clermont und Leontinen große Freude, sondern auch Desormery und seine Töchter zeigten den lebhaftesten Antheil. Sogar Louison's Züge, die seit einigen Wochen einen sehr trüben Ausdruck gehabt hatten, der ihrem Charakter nach auch wohl bisweilen in Mißmuth ausgeartet war, wurde durch die Kunde von diesen frohen Ereignissen erheitert; denn sie liebte Leontinen und deren Mutter mit zärtlicher Aufrichtigkeit.

Desormery begann, nachdem dieses Gespräch eine Zeit lang gedauert hatte, mit ernster Miene: „Liebe Nichte" (so redete er Frau von Clermont gewöhnlich an), auch ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, freilich aber keine so rein freudige. Sie vergeben mir aber wohl, wenn ich eine schmerzliche Saite erklingen lasse, zu deren Berührung wir vielleicht aber in der allgemeinen großen Freude die meiste Kraft finden. Funfzehn Jahre sind nun schon entschwunden, seit Clermont uns verloren gegangen; unser Herz hatte sich wohl lange mit dem Traume gewiegt, daß wir noch einmal Nachrichten von seinem Leben erhalten könnten, daß er wiederkehren werde — das ist vorbei!"

„Ja wohl! Das ist vorbei!" sprach Frau von Clermont mit einem tiefen Seufzer.

„Für unser Gefühl, für unsre Hoffnung ist der Verlorne längst dahin," fuhr Desormery fort. „Wir bedauerten ihn als einen Todten, und die Zeit hat unsere Wunden gekühlt, geheilt. Wir müssen dankbar erkennen, daß sie im Lauf der Jahre uns manche Wohlthat erzeigt hat. Dennoch, wie leicht kann das wünschende Herz mit einemmale in seine alten Träume und Hoffnungen zurückfallen, wenn ein noch so zweifelhafter Vorfall es dazu auffordert. Und wie geschäf-

tig ist der spitzfindige Verstand, das Herz zu unterstützen! Ich gestehe z. B. selbst, daß ich, bei jener Expedition nach Algier, mir schnell, so wenig Talent ich zum Romandichten habe, die fabelhaftesten Abentheuer zusammensetzte, wie durch sie unser tief betrauerter Freund in unsere Arme zurückgeführt werden könnte. Sonderbarer Weise muß eine Nachricht, die ich heute im Gespräch auf dem Büreau erfuhr, diesem Mährchen die Eigenschaft der Möglichkeit und der völligen Eitelkeit zugleich geben. Denn dort habe ich einen amerikanischen Kaufmann gesprochen, dessen Bruder zufällig sich auf demselben Fahrzeuge als Schiffs-Lieutenant befand, das vor funfzehn Jahren Ihren Gatten an Bord nahm."

Frau v. Clermont und Leontine horchten schon lange in ängstlicher Spannung, doch wollten sie den Erzähler nicht unterbrechen, weil sie jeden Augenblick erwarteten, er werde ihnen die versprochene Nachricht mittheilen. Er aber zögerte absichtlich ein wenig.

„Durch den seltsamsten Zufall von der Welt erfuhr jener Kaufmann, der nur eben vor seiner Abreise nach dem Havre, sonst hätte ich ihn mit zu Tisch gebracht, einen Bekannten auf dem Büreau sprechen wollte, daß ich der Oheim jenes Obristen Clermont sey."

„Und was erfuhren Sie von dem unglücklichen Schicksale meines Gatten?“ rief Frau von Clermont, der es unmöglich war, länger an sich zu halten, in heftiger Bewegung.

„Ich erhielt die Gewißheit, daß er für uns verloren ist,“ erwiederte Desormery, indem er ihr die Hand sanft drückte. Hierauf schwieg er einige Augenblick, dann fuhr er fort: „Das Schiff wurde in der Nähe von Gibraltar durch Seeräuber angefallen. Man vertheidigte sich, Obrist Clermont, wie Sie denken können, fehlte nicht unter den Streitern. Allein das Geschick, das ihn in so vielen Schlachten verschont hatte, war ihm hier feindlich. Eine der ersten Kugeln drang ihm durch's Herz; er fiel an der Seite des Bruders eben jenes Kaufmanns.

„O Gott!“ rief Frau von Clermont, „ich betraure ihn seit funfzehn Jahren als todt! Jetzt, da ich erfahre, wie er starb — jetzt ist mir's, als würde er mir eben erst entrissen.“

Desormery ergriff die Hand der heftig Weinenden und drückte sie mit Herzlichkeit. Seine Töchter waren um Leontinen bemüht, die ebenfalls in Thränen ausgebrochen war. — Absichtlich hatte er diese erfundene Nachricht von dem Tode des Obristen vorausgeschickt,

damit durch Eugeniens Rückkehr nicht neu spannende Qualen der Hoffnung und Angst erregt würden. Betty war zuvor davon unterrichtet worden, und hatte versprochen, die Erzählung zu bestätigen.

„Lassen Sie mich weiter reden," sprach Desormery nach einigen Minuten sanft. „Diese Nachricht, die nur die Bestätigung einer längst empfundenen Gewißheit ist, wird Ihnen in der Folge zuverlässig ein Trost seyn. Denn wer wüßte nicht gern, wie einer der Unsrigen gestorben ist? — Der Angriff der Seeräuber wurde abgeschlagen. Die Leiche des Obristen ins Meer versenkt, wie es der traurige Brauch der See verlangt. Allein am nächsten Tage fand der Pirat, der seine Beute nicht aus den Augen ließ, eine Verstärkung. Das Schiff wurde genommen, und der Bruder jenes Kaufmanns gerieth in die Gefangenschaft der Barbaresken, woselbst er einige Jahre blieb."

„Aber Eugenie, meine Tochter?" rief Frau von Clermont, die in gespannter Aengstlichkeit zugehört hatte.

„Der Tod des Obristen hat," fuhr Desormery absichtlich so ruhig als möglich fort, „die Eitelkeit meiner Träume gezeigt; der Umstand, daß ein Theil der Mannschaft in Gefangenschaft gerathen ist, aber

auch die Möglichkeit derselben. Jener amerikanische Kaufmann wußte von dem Schicksal des Kindes, nach welchem ich ihn sogleich fragte, freilich nichts, allein die Möglichkeit ist jetzt wenigstens gefunden, Nachrichten darüber einzuziehn."

Frau von Clermont hatte während der letzten Worte dieser Erzählung heftig zitternd und weinend neben ihrem Oheim gesessen. Jetzt sprang sie auf und faltete die Hände beschwörend vor ihm. „Oheim! Wissen Sie, was es heißt, ein Mutterherz foltern! Kennen Sie das Gefühl einer Mutter! Mein Kind lebt! Es muß leben! Sie wissen davon! Meine Ahnung sagt es mir! Wüßten Sie es nicht, Sie würden nicht so davon sprechen! O täuscht mich nicht länger, haltet mich nicht hin! Eugenie! Wenn Du mir nahe bist, warum eilst Du nicht in meine Arme!"

Indem die ahnende Mutter so nach dem Kinde rief, ertönte im Nebengemach ein lauter Schrei aus gepreßter Brust. Wie durch eine Stimme der Gottheit getrieben, riß Frau von Clermont die Thür des Gemachs auf; Eugenie hatte sich, durch die stürmenden Gefühle ihres Busens überwältigt, aus Victors Armen gewunden, und stürzte der Mutter entgegen. Mit dem die tiefste Seele durchdringenden Ruf:

„Meine Mutter!“ flog sie ihr an's Herz — und Kind und Mutter hatten sich erkannt, und hingen einander in den Armen. — —

Beide wankten, man sprang ihnen zu Hülfe, aber sie ließen nicht von einander; Arm in Arm sich haltend, wurden sie zu dem Ruhesitz geführt. Dort sank Eugenie vor der Mutter nieder, und drückte ihr das weinende Antlitz gegen die Brust, indem sie sie heftig umschlang; diese aber beugte sich über das Kind ihres Schoßes und überströmte es mit heiligen Thränen und bedeckte es mit heißen Küssen! — —

— — Diese plötzliche Entwickelung hatte Desormery nicht vermuthet. O, er bedachte nicht, daß ein Funke der Hoffnung, in ein Mutterherz geworfen, im Augenblick zur lodernden Flamme aufschlägt. Der ahnende Blick durchdringt alle Schleier, mit denen man die Wahrheit zu verhüllen wähnt. Sey es Schmerz, sey es Freude, was Du einem Mutterherzen bereiten willst, noch ehe Du die Lippen geöffnet, hat es das Geheimniß in seinen tiefsten Tiefen durchdrungen und erschöpft.

Neunzehntes Kapitel.

Beim schönsten Wetter warf die Bellona ihre Anker in der Bucht von Mahon. Schon vor ihr hatten die Transportschiffe, welche sie convoitirte, angelegt. Da sich in denselben meistentheils Verwundete befanden, so wurden diese in das große für die französische Armee angelegte Lazareth gebracht. Es befanden sich darunter Offiziere, welche von Mahon nach Frankreich wollten; diese zogen es vor, auf ihre Kosten sogleich in das eigentliche Quarantaine-Gebäude zu ziehen, weil sie dadurch ihre Reise nach Frankreich beschleunigen konnten. Die Mannschaft auf der Bellona mußte ihre neuntägige Quarantaine auf dem Schiffe selbst abwarten; Obrist Clermont blieb natürlich in diesem Aufenthalte, der ihn nicht von dem Capitain trennte, am liebsten.

Die Bellona wurde untersucht, es legten sich Wachtschiffe davor, man sperrte sie ab. — So trat eine Zeit der Ruhe und Unthätigkeit ein, die leicht lange Weile mit sich bringt. Nicht so für den Obristen, der sich aus der Schiffs-Bibliothek, und den eigenen Büchern des Capitain Durocher eine Auswahl getroffen hatte, die ihn mit den Vorfällen in Europa, von denen er seit funfzehn Jahren fast nicht das mindeste erfahren hatte, bekannt machen sollte.

Kaum hatte indeß die Bellona ihren festen Ankerplatz genommen, so ging er mit dem Hauptmann auf das Deck, und übersah mit dem Gefühl wunderbarer Rührung das schöne Eiland Minorca, welches vor ihm ausgebreitet lag. Es war eine der letzten Erinnerungen aus seinem frühern Leben; denn hier hatte er einst die letzten Küsten Europa's gesehn. Die ganze Zeit des Damals mit ihrem schwerem Gewitterhimmel, mit allen den Donnern, unter welchen der Erdball zitterte, stand wieder vor ihm. Es dünkte seiner Seele, wie er im hellen Mittags-Sonnenschein umherblickte über den blauen Spiegel der Fluth, nach den grünen Gärten der Küste hinüber, als sey er nach einer langen Nacht voll schwerer Träume endlich erwacht, und der Morgen breche an. — —

Das Wachtschiff mit den Gesundheits-Offizianten am Bord näherte sich jetzt dem Fahrzeuge. Nach den ersten Begrüßungen ertönte die gegenseitige Frage: Was giebt's Neues? — Die Ankommenden hatten freilich mehr von Algier und dessen Einnahme zu erzählen, als die Insulaner von ihrem kleinen Gebiet berichten konnten. Indeß fragte man sich doch nach diesem und jenem, nach der Ankunft und dem Abgang von Schiffen. Der Capitain warf die Frage hin, ob der Verkehr mit Frankreich stark sey, ob viele Gelegenheiten dorthin abgingen, und dergleichen mehr. Auf die letzte Frage erwiederte der Lieutenant im Schiff: „Fahrzeuge nach Toulon, nach Cette gehn täglich ab. Sehn Sie dort jenes weiße Segel am äußersten Horizont? Es kann etwa zehn Lieues in See seyn. Das ist eine französische Handels-Brigg, welche erst heut Morgen die Insel verlassen hat. Sie heißt la petite Antoinette, und geht nach Cette."

Der Obrist warf einen Blick hinüber nach der Gegend, wo das vaterländische Schiff der Heimath zueilte. Eine mächtige Sehnsucht durchdrang seine Brust. Es war fast, als habe er eine Ahnung, wer auf jenem Schiffe weile.

Indeß wurden die zur Quarantaine nothwendigen Maaßregeln getroffen, und die Offizianten verließen darauf die Bellona wieder.

Nun erfolgten neun einförmige Tage, welche jedoch dem Obristen, wie schon gesagt, trotz seiner Sehnsucht nicht lang däuchten, da er die höchst seltsame Empfindung hatte, in diesen wenigen Tagen die fast doppelte Zahl der Jahre nachzuleben, die er außerhalb des Bereichs gesellschaftlicher Beziehungen, und geschichtlicher Ereignisse zugebracht hatte.

Als Anhänger seines Kaisers, als ruhmbegeisterter Krieger hatte er den großen Kriegsstaat Frankreich verlassen. Er kannte keine andre Trauer als die um verlorne Schlachten, entrissene Adler, gefallene Legionen. Jetzt entspann sich vor ihm ein ganz neues Gemälde. Er sah, wie sich im Frieden der Gedanke des Staats ausbildete. Er sah die ruhige, man möchte sagen, die wissenschaftliche Wiederholung der Revolution. Verglich er die Jahre von 1789 bis 1804 mit denen von 1815 bis 1830, so erschienen ihm die letzten zu jenen wie das Mannesalter zu den Jünglingstagen. Was damals die Macht der Begeisterung, der Drang des Gefühls in hoher Ahnung des Göttlichen vollendete, gewissermaßen blind vollbrachte, und daher auch auf

tausend Irrwege gerieth: das wiederholte jetzt der reife Ernst des Mannes, gepaart mit treuer, bewußter Erwärmung für die heilige Sache. Es war nicht mehr eine lodernde Flamme der Freiheit, die alle Dämme und Zwangvesten der Tyrannei zu Staub und Asche brannte, mit ihnen aber auch das Heil und Glück von tausend unschuldigen, friedlichen Bewohnern zerstörte, die gesegneten Felder des Landmannes, den ruhigen Herd des Bürgers verwüstete: sondern es war die warme Gluth einer Allen leuchtenden Sonne, deren belebende Kraft die Fluren mit segensreichem Grün, die Gärten mit schwellenden Früchten bedeckte. Der Kampf dagegen erschien ihm so ohnmächtig, wie das Bestreben nichtiger Wolkendünste, das reine Licht zu verhüllen. Wenn er alle die tausend Ränke und finstren Bestrebungen sah, die Menschheit um ihre heiligsten Rechte, um ihr höchstes Glück zu bringen, so empörte sich zwar sein Herz dagegen, und schlug in edlem Unwillen heftig gegen die Brust; aber dennoch mußte er voll freudiger Kraft darüber lächeln. „Die Sonne wollt Ihr durch Wolken verfinstern? O Ihr Thörichten! Wenn es Euch auch gelingt, einen düstren Tag zu schaffen, ein Gewitter zusammen zu ziehn! Wißt Ihr denn nicht, daß Ihr gegen Euch

selbst arbeitet? Daß wenige Stunden später das göttliche Licht in desto reinerer Klarheit strahlen wird, daß Euer Gewitter nur die Thoren schreckt, daß Eure Donner nur ohnmächtig verhallen, die Macht Eurer Blitze schnell erschöpft ist, und nachher, wenn das trübe Gewölk vom leichtesten Winde verscheucht wird, die Lüfte sich nur um so reiner und balsamischer athmen? Gegen ein Feld, dessen Ernte Ihr zerstört, habt Ihr Tausenden tausendfältigen Segen wider Euren Willen geschaffen! O legt die neidischen Blitze aus der Hand, mit denen Ihr gegen das himmlische Feuer kämpft! Ihr furchtbarster Schlag wird sonst auf Euch selbst zurückfallen!" — —

Mit solchen Gesinnungen las der Obrist die Kämpfe der Kammern, die Ermordung des Herzogs von Berry, den Krieg gegen Spanien, die tausend und aber tausend kleinen gewandten Künste des Mannes, der, wäre er eben so begeistert für die gute Sache, die auch allein seinem Könige Heil bringen konnte, als geschickt in der Führung der schlechten gewesen, in seiner sechsjährigen Verwaltung sich hundertjährigen Ruhm hätte erwerben können, Villèle. —

Mit wahrer Ehrfurcht erfüllte sich das Herz des alten Kriegsmannes gegen die Heroen der Tribune,

die seit funfzehn Jahren Speer und Harnisch nicht ablegten, sondern ewig gewaffnet als treue Wächter vor dem Heiligthume der Freiheit standen, um gleich trotzigen Paladinen jedem die Spitze zu bieten und ihn zum Kampf zu fordern, der es wagen würde, das Palladium anzugreifen. Mit edler Rührung erkannte er es, daß viele darunter seine alten Kriegsgefährten waren; und es erfüllte seine Brust mit Stolz, daß der begeisterte Sinn für den Ruhm, der eiserne Gehorsam der Soldaten, verschwistert waren mit dem hohen Sinn für Recht, Freiheit, Wahrheit, Vaterlandsliebe!

Abends pflegte er wohl mit dem Capitain Durocher bei einer Flasche vaterländischen Weines vertraulich auf dem Deck zu sitzen, und, wenn die Lüfte kühl und erquickend nach der Hitze des Tages von Frankreichs Ufern her über die Wellen wehten, in Gesprächen über die theure Heimath und ihr Schicksal sein ganzes Herz auszuströmen in den Busen des Freundes. Durocher dachte wie er; nur rascher, jugendlicher, nicht so bekümmert um die Gegenwart, nicht so tief davon ergriffen. Er erzählte dem Obristen, was diesem die Bücher nicht liefern konnten, die neusten Ereignisse des Tages, die Bemühungen des

Ministeriums Martignac, die Umtriebe der Camarilla und Congregation dagegen, den Sturz desselben durch die Parthei des Fürsten Polignac, die entschlossenen Schritte der Deputirten-Kammer, den Inhalt ihrer Adresse.

„Und sehen denn die Wahnverblendeten nicht,“ rief der Obrist voll Erstaunen aus, „daß sie auf den gähnenden Abgrund zustürzen? Wollen sie denn mit ihrer gebrechlichen, schwachen Hand das eiserne Rad der Nothwendigkeit, das unaufhaltsam über die Erde rollt, zu hemmen unternehmen? Können sie den Strom lehren, gegen seinen Quell zurück zu brausen? Wähnen sie, daß die Bewohner Frankreichs, die vierzig Jahre hindurch der Freiheit und dem Ruhm jedes Opfer gebracht haben, sich jetzt geduldig in die schimpflichen Fesseln schmiegen werden, die schon von der entarteten Nation unter Ludwig dem Sechszehnten gesprengt wurden? Glauben sie, daß die freien, erleuchteten Söhne Frankreichs, die ihre Kraft geprüft haben nach Innen und nach Außen, die Muth, Ehre, Freiheit mit der Muttermilch einsogen, leichter zu bezwingen sind, als die durch Sklaverei und Verhöhnung aller heiligen Menschenrechte herabgewürdigten Unterthanen Ludwigs des Funfzehnten? Nein, Durchlaucht,

ich halte sie nicht für so verblendet. Sie werden Gutes bringen, Gutes wollen. Ihre Eitelkeit ist nur die, an der Spitze zu stehen, das wenigstens selbst zu thun, was sie nicht hinderu können."

„Und der Krieg gegen Spanien? Das Gesetz des Sacrilegiums? Die so oft eingeführte Censur? Der Versuch des Peyronnetschen Preßgesetzes? Die Beamten-Aristokratie? Die Drohungen des jetzigen Ministeriums in der Thronrede? Seine sichtlichen Bemühungen, die Kammer der freien Wahlen Frankreichs zu zerstören? O, Clermont! Täuschen Sie Sich nicht!"

— — Nach einer solchen Erwiederung ging der Obrist unruhig und düster auf und ab. Er vermochte nicht zu widerlegen, und vermochte nicht, von seinem Gedanken zu lassen. So glich er Einem, der keine Gespenster glaubt, und doch welche sieht. Seine Vernunft und seine gesunden Sinne traten in einen Kampf mit einander, und vergeblich strebte er, zur Einigung mit sich selbst zu gelangen.

Endlich waren die neun Tage der Quarantaine vorüber; die Wachtschiffe wurden eingezogen, man erhielt Gesundheits-Zeugnisse, und ging mit frischem Winde unter Segel.

Mit jedem Faden See, den die Bellona zurücklegte, mit jeder Welle, die sich schäumend an der Brust des Schiffes zerschlug und an demselben entlangrollte, schlug dem Obristen das Herz höher und mächtiger empor. „Noch eine Nacht liegt jetzt zwischen Dir und den Deinigen, zwischen Dir und den Ufern der Heimath. Du wirst den Boden des Vaterlandes wieder betreten, darfst die heilige Erde Frankreichs wieder küssen! Noch einmal soll Deine treue Gattin an Deinem Herzen ruhen, Du wirst eine Tochter, blühend wie einst die Mutter, umarmen, einen Sohn an die väterliche Brust drücken!"

Mit diesen Betrachtungen in der Seele ging er auf dem Deck umher, und wandte das Auge nach dem fernen Horizont, wo hinter den Wellen der See die Küste des Vaterlandes verborgen lag. — —

Die erste Nacht der Fahrt war vorüber. Am nächsten Morgen hätte man bei günstigem Wetter schon die Küste erblicken können. Allein in der Nacht war der Wind umgesprungen; ein starker Land-Mistraul *), der sich in heftigen Windstößen auf der

*) Mistraul heißt im südlichen Frankreich der heftige, kalte Nordsturm, welcher dort häufig und plötzlich durch die Nähe des Hochgebirges entsteht.

Wetterscheide der Hochalpen zu entwickeln pflegt, blies dem Fahrzeuge seinen rauhen Athem entgegen, und warf die Wellen der dunklen See zischend gegen dasselbe empor. Man mußte den ganzen Tag laviren, um nur einigermaßen vorwärts zu kommen. Der Capitain schnitt den Wind so scharf als möglich, dennoch aber konnte er nicht viel Bahn gewinnen, sondern war froh, wenn er sich nur gegen die Kraft desselben leidlich vertheidigen konnte. Gegen den späteren Abend wurde derselbe so heftig, daß man bedeutend Segel einzureffen genöthigt war, und nur noch mit einigen wenigen Stückchen Linnen, die von dem heftigen Luftstrom so straff angeschwellt wurden, daß sie zu zerreißen drohten, dem Schiffe die nöthige Leitung geben konnte.

Um zehn Uhr ging der Mond auf, und Durocher kam herab zu dem Obristen, der mißmüthig in der Kajüte saß, um ihn einzuladen, noch ein Stündchen auf's Deck zu kommen, da die Witterung bis auf den heftigen Gegenwind ganz angenehm sey. Er fand den Obristen so ernst bei der Lampe sitzend und in Gedanken vor sich hinstarrend, daß er die Frage nicht unterdrücken konnte, ob ein böser Traum ihn belaste.

„Nur der alte, ewige, unheilbare, liebster Freund,“ entgegnete der ernste Kriegsmann; „in so rauhem Wetter sucht der Geist sich selbst am liebsten in der ähnlichen Stimmung auf. Auch muß ich frei gestehn, daß, abgerechnet die Versäumung kostbarer Tage und Stunden, mein Herz durch das Schicksal so schwermüthig oder, wenn Ihr wollt, so abergläubig geworden ist, daß es diesen rauhen, zurückstoßenden Zorn der Elemente von der Küste der Heimath für eine böse Vorbedeutung zu halten vermag.“

„Ei, Freund,“ entgegnete Durocher lächelnd, „ich dächte, wir hätten das unvergleichliche Wetter, das unsre Fahrt bis in die Mitte der vergangnen Nacht begünstigte, mit eben so großem Recht für ein gutes Omen halten dürfen. Warum soll aber nur das böse Recht haben?“

„Weil es das spätere ist. Nicht der Beginn, der Beschluß eines Werkes ist es, was über das Gelingen desselben entscheidet. Indeß bin ich nicht eigensinnig genug, um meine Lehre von der Vorbedeutung gegen Dich mit Ernst durchfechten zu wollen. Aber so viel ist wenigstens gewiß, daß die Seele oft die Farben äußerer Umstände annimmt, wie das Meer die des Himmels, der sich darüber wölbt. Und nach funfzehn

Jahren der Verbannung an den Pforten der Heimath durch ein heftiges Unwetter begrüßt zu werden, das uns den Eintritt verwehrt, — ich glaube, jeder würde dies für ein böses Zeichen halten."

„Ich schlage Dich mit eignen Worten," erwiederte Durocher; „wir müssen das Ende abwarten. Und ohne die Weisheit des Königs von Juda zu besitzen, kann ich Dir prophezeihen, daß nach diesem rauhen Sturm wieder das schönste Sonnenlicht und der günstigste Südost eintreten wird, mit dem wir in den Hafen von Toulon einlaufen können."

„Wir, oder Andre, die nach uns kommen," entgegnete Clermont, ließ sich aber von dem Freunde auf das Deck führen.

Die See ging hoch. Der Wind peitschte die Wogen und die Wolken, und jagte diese hoch an dem Bogen des Himmels unter dem blassen flüchtigen Lichte des Mondes dahin. Selten zitterte der Strahl eines bleichen Sternes zwischen dem Gewölk hindurch. Das Geräusch der Wellen tönte hohl und schauerlich. Rings um das Schiff erschienen sie wie schwarze Ungeheuer, die gähnende Rachen aufsperrten und Wolken Schaumes ausspieen; weiterhin glichen sie einer Heerde durcheinander flatternder graugelber Schwän-

und schwärzlicher Kraniche; im noch entfernteren Ringe bildeten die Schaumkronen im Mondlicht ein ödes Schneegefilde, denn die Bewegung war wegen der Entfernung nicht mehr sichtbar. Ganz am äußersten Saume des Horizonts verlief sich das glänzende Weiß wieder in dunkles, unterschiedsloses Grau, das mit dem Himmel zusammen rann. Ein hohles Sausen zog einförmig über dieser Wüste dahin, und bildete einen langen, gehaltenen Laut, in den sich nur das Rasseln der Seile und das Geräusch der flatternden Segel mischte.

Der Obrist blickte mit einem trüben Gefühl umher.

„Wie weit sind wir noch von der Küste entfernt?“ fragte er den neben ihm stehenden Freund.

„Gegen dreißig Lieues. Hätten wir den widerwärtigen Wind nicht bekommen, könnten wir jetzt schon in Toulon seyn. So hoffe ich wenigstens, morgen Abend um diese Zeit dorthin zu gelangen.“

„Es bleibt doch bei Deinem Versprechen, mich in einer Barke ans Land setzen zu lassen? Die Ankunft im Hafen, umgafft von allem Volke, würde ich gern vermeiden, selbst wenn sie nicht gefährlich für mich werden könnte.“

„Gewiß," entgegnete der Hauptmann. „Ich habe vier sichre Leute an Bord, denen Du Dich anvertrauen magst wie Deinen Söhnen."

„Ungern würde ich in später Nacht landen. Wenn ich alsdann an die Pforte meines Hauses poche, so muß meine Erscheinung mehr Aufsehn erregen, als ich wünsche."

„Aber weshalb sandtest Du nicht von Minorka aus einen Brief voran?"

„Aus doppelter Vorsicht. Wer steht mir dafür, daß mein Schreiben ein Geheimniß geblieben wäre? Die Mutter konnte es in der Freude verrathen. Ein Zufall konnte meine Ankunft melden. Und wenn auch das nicht, so mußten doch noch viele Tage darüber verstreichen, und in welcher Lage und Unruhe hätte Leontine (er meinte die Mutter, welche ja ebenfalls diesen Namen führte) zugebracht! Durch jede Stunde der Verzögerung meiner Ankunft würde sie Todesqualen gelitten, fortwährend für mein Leben gezittert haben. Und wenn ich nun wirklich noch kurz zuvor einen Unglücksfall erfahren müßte? Jetzt trifft er mich allein. Er ändert nichts mehr in dem Heil, dem Glücke meiner Theuren. Begräbt mich die Welle, nun so begräbt sie einen Todten. Ein Wort von mir, eine

Zeile meiner Hand, und ich lebe! Und noch ehe sie das Glück des Wiedersehns genossen hätte, wäre meine Gattin allen Schrecken eines neuen Verlustes Preis gegeben worden. Nein, Durocher, ich muß kommen, wie mein Geschick selbst, als ein Wunder, plötzlich, wie aus der Tiefe des Todtenreichs heraufsteigend. — O ich habe das lange und ernst bedacht! Diese Hand sehnte sich, dem theuersten Wesen, das ich auf Erden kenne, eine Zeile des Trostes, des Glücks zu senden; aber mein strenger Wille hat es ihr verwehrt."

Der Obrist war zu aufgeregt, um Schlaf hoffen zu können. Gern ging er daher mit dem Freunde, dem das Wetter ein Opfer der Ruhe abforderte, in den Pausen, die der Dienst diesem ließ, die Nacht hindurch auf dem Deck auf und nieder.

Erst gegen Morgen fühlte er sich müde. Mit Dürocher zugleich begab er sich zur Ruhe, denn auch der heftige Wind, fast möchte man ihn Sturm nennen, hatte nachgelassen.

Als Clermont erwachte, war es fast Mittag. Durocher, der schon längst wieder auf dem Verdeck thätig war, ließ ihn durch einen Schiffsjungen bitten, herauf zu kommen. Schon an der Treppe trat ihm der Freund mit einer geheimnißvollen, lächelnden Miene

entgegen, und bot ihm die Hand, um ihn die letzten Stufen heraufzuführen. Der Oberst wußte nicht, was dies bedeuten sollte.

„Schließe Deine Augen, lieber Freund," bat der Capitain, „und vertraue Dich meiner Führung einige Schritt weit an."

Der Obrist ahnte, was dieser Scherz bedeuten solle, und antwortete: „Gern, doch auch mit geschlossenen Augen sehe ich die fernen Berge Frankreichs vor mir. Ach, ihr Bild prägte sich meiner Seele zu tief ein, als ich vor funfzehn Jahren in der Dämmrung des Morgens Abschied von ihnen nahm."

Unter diesen Worten hatte Durocher den Obristen zwischen den Masten hindurch, auf das Vordertheil des Decks, an die Backbordseite geführt, wo man nicht nur einen Ueberblick der Küste hatte, sondern wo beide auch entfernt von dem übrigen Theil der Bemannung des Fahrzeugs waren.

„Jetzt öffne die Augen!" sprach Durocher.

„Heiliger, gnadenreicher Gott!" rief der Obrist, als er aufblickte, stürzte dem Freunde an's Herz und verbarg sein Antlitz an dessen Brust! — „Freund! O Gott!" — Die Worte erstarben ihm in strömenden Thränen; Durocher hielt ihn stumm und gerührt um-

schlungen. Clermont erhob sein großes, feuriges Auge mit einem unbeschreiblichen Blick des Dankes gen Himmel; es war ein stummes Gebet, aber es drang mächtig gegen den Thron des Vaters hinan. — —

„War's so recht, Lieber?“ fragte nach einigen Minuten Durocher. „Ich wollte Dich nicht eher in Deiner Ruhe stören, bis Du den ganzen, vollen Anblick genössest. Darum beredete ich Dich, die Nacht mit mir auf dem Deck zu bleiben, denn ich wußte, daß wir mit der Dämmrung Land sehn müßten. Jetzt sind wir keine Seemeile mehr von der Spitze des Hafendammes entfernt. Aber der Mistraul ist noch immer so stark, daß ich vor Abend, wo er sich gewöhnlich zu legen pflegt, nicht einlaufen kann.“

Der Obrist, noch immer in gewaltsamster Erschütterung, antwortete nur durch einen warmen Druck der Hand, und ließ seinen Blick mit unnennbarer Sehnsucht nach der Küste hinüber schweifen. Die wohlbekannte traute Gegend lag vor ihm, er erkannte jede Bergspitze, jeden Hügel, die Thürme der Stadt, die Festungswerke des Hafens. Und dort an dem grün bewachsenen Strand lag sein eignes Haus, dort wohnten seine Lieben! Er konnte die Fenster im Glanz des

Sonnenlichts schimmern sehn, er erkannte die Gipfel der alten Bäume wieder, die über das Dach hervorragten. Und hätte er eine Brust von Eisen, ein Herz von Marmor gehabt, jetzt wäre es von weicher Rührung besiegt, von milder Wärme durchdrungen worden!

„O wenn sie wüßten, denen wir jetzt so nahe sind, wer auf dem Schiffe weilt, das die Segel vor ihren Blicken ausbreitet! Wenn sie es ahnen könnten!"

„Noch wenige Stunden und sie ruhen in Deinen Armen," antwortete Durocher freundlich, mit frohem Gefühl, daß er dem trefflichen Manne zu diesem Glück verhelfen konnte. „Dort an der Spitze, wo die Pappeln stehn, lasse ich Dich an's Land setzen; denn dort muß ich, um mit Vortheil in den Hafen zu kommen, am nächsten gegen die Küste halten. In zehn Minuten bist Du von dort am Ufer. Aber ich kann vor der Dämmrung den Punkt nicht erreichen, denn, wenn ich mich bei dem jetzigen Winde dorthin wage, so muß ich das Schiff dran setzen, weil dort sich die Windströmungen so brechen und kreuzen, daß nicht durchzukommen ist. Vor der Hand muß ich hier vor dem Hafen kreuzen, und es kann leicht seyn, daß ich noch höhere See suchen muß."

Der Obrist hörte, aber antwortete nicht; sein Auge schien das Bild der Heimath begierig einzusaugen, und seine ganze Seele sich daran zu erquicken.

Noch standen beide Freunde schweigend nebeneinander, als der Bootsmann herzutrat, und mit grämlicher Miene zum Capitain sagte:

„Mit Recht, mein Capitain, seht Ihr verdrießlich nach Toulon hinüber; denn Ihr hättet wohl so gut wie ich Lust, heut Abend ein Stück frisches Fleisch zu essen, und einen Schluck ächten Cetteweins zu trinken. Aber wir werden uns den Appetit vergehn lassen müssen. Denn wenn der verfluchte Landratz, der Mistraul, das Maul noch ein wenig schiefer nach Westen zieht, so speit er uns so viel Schlagregen über den Kiel, als das ganze Rhone-Departement in einem Monat gesammelt hat. Und ich glaube, es wird so finster werden, daß wir leichter Nachts, ohne anzustoßen, auf einem wilden Pferde durch einen Topfmarkt reiten könnten, als in den verdammten Hafen von Toulon einlaufen, den Gott im Zorne geschaffen hat. Nicht drei Tage im Jahr hat man hier guten Wind, und es ist wahrhaftig ein größer Kunststück, hier die Mündung richtig zu treffen, als einen Hasen im Laufen bei den Löffeln zu fangen.“

„Ihr seyd zwar, glaub' ich, kein großer Jäger, Bootsmann," entgegnete der Capitain, „aber Recht habt Ihr. Wir werden Regen und Nebel bekommen, mehr als wir wünschen. So lange der Wind noch rechts von der blauen Bergspitze kommt, dürfen wir gutes Muths seyn, bläs't er aber aus dem Loch links, so haben wir so gewiß Regen, als ein Stein, den ich ins Wasser werfe, auf den Grund kommt."

„Das ist eben der Satan! Da lob' ich mir meine Vaterstadt Cette. Da will ich dem Steuermann die Augen ausstechen, und doch in den Hafen kommen, ohne einen Nagel aus dem Schiff zu verlieren, oder einen Bindfaden zu zerreißen. Seht nur, seht, wie die Flagge hin und her flattert; der Wind dreht sich, wie eine Jungfer auf dem Tanzsaal."

„Er geht nach Westen. — Der Himmel ist auch schon ganz bedeckt, und das Bischen Mittagssonne längst verschwunden. — Mag's drum seyn, morgen hoffe ich doch, in Toulon zu frühstücken."

„Wollen's wünschen," erwiederte der Bootsmann mit einem so grämlichen Gesicht, daß man sah, er glaubte nicht daran.

Und er hatte Recht, denn der Himmel bezog sich düstrer und düstrer, es begann stark zu nebeln und endlich auch zu regnen.

Der Obrist war durch das böse Wetter fast um die Hoffnung gebracht, die Seinigen noch an diesem Abende zu sehn; und alsdann mußte er den nächsten abwarten, da er bei Tage das Schiff zu verlassen und sich in Toulon zu zeigen, nicht wagen durfte. — Er war mißmuthig über die getäuschte Hoffnung, allein er suchte seine Stimmung hinter einer ruhigen Fassung zu verbergen.

Gegen sieben Uhr Abends legte sich der Wind fast gänzlich; indeß blieb es bei dem Regen und Nebel. In den Hafen einzulaufen wurde dem Capitain bei dieser Aenderung des Wetters unmöglich. Nur ganz allmählig vermochte er näher zu kommen, indem er unter scharfen Winkeln lavirte. Als es nach acht Uhr zu dämmern begann, sprach er zum Obristen: „Wenn Du willst, Freund, schaffe ich Dich doch an die Küste. Allein die Fahrt ist beschwerlich, und, ich muß Dir's frei gestehn, nicht ganz ohne Gefahr. Ich wage etwas dabei, wenn ich's gestatte, allein vor der Verantwortlichkeit schützt mich der Umstand, daß ich hinreichende Ursache habe, einen Lootsen zu fordern, und mich in den Hafen bugsiren zu lassen."

„Soll ich das Leben Deiner Matrosen auf's Spiel setzen?"

„Darum sey unbesorgt. Im ganzen Schiff ist kein Einziger, der es nicht als eine Belohnung oder Auszeichnung ansähe, sich ins Boot setzen, und den Abend in der Stadt zubringen zu dürfen. Für Seeleute ist keine Gefahr, aber wohl für Euch, die Ihr eine andre Wahrscheinlichkeits-Rechnung habt.“

„Entscheide Du,“ sprach der Obrist, „ich folge ganz Dir.“

„Bootsmann! — — Laßt das kleine Segelboot aussetzen. Ihr sollt sechs Mann zum Rudern mitnehmen, um einen Lootsen und ein Dampfschiff zu fordern, das uns morgen früh hinein bugsirt; denn ich muß durchaus mit dem Frühsten in Toulon hinein.“

Dieser Befehl war Durocher's Antwort. Die Bursche sprangen mit einer Freude zum Werk, als gälte es einen Schatz zu heben. In fünf Minuten war das Boot ausgesetzt.

Durocher forderte den Bootsmann in die Kajüte. Hier trug er ihm auf, den Obristen an der bezeichneten Landspitze abzusetzen, und ihm einen Matrosen zum Tragen des Gepäcks mitzugeben; zugleich händigte er den Leuten ihre Gesundheitspässe ein.

Der Bootsmann gab das stumme Zeichen des Gehorsams, und ging.

Durocher und Clermont standen allein sich gegenüber. Sie sanken einander an die Brust, umarmten sich mit männlicher, begeisterter Liebe und schieden wie Männer, ernst, mit unwandelbarer Gesinnung.

In wenigen Sekunden sprang der Obrist ins Boot; unter dem kräftigen Ruderschlage der sechs Matrosen theilte es rasch die grauen, unruhigen Wellen, und bald wurde die Bellona durch dichte Nebelschleier den Blicken der Dahinschiffenden verhüllt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die See ging hohl; die Wellen wogten schwarz und graugrün durcheinander, und schüttelten ihre beschäumten Häupter mit brausendem Getöse. Der Nachen schwankte auf- und abwärts; das Ruder der Matrosen zog scharf an, eine kleine Brechung des Windes half und dehnte das aufgespannte Segel ziemlich straff aus. Der Bootsmann steuerte; er sprach kein Wort, sondern rief nur den Matrosen seine rauhen Befehle zu; die Lage des kleinen Boots forderte Aufmerksamkeit. Clermont saß auf einer Bank im Hintergrunde des Schiffs, und blickte in das schauerliche Gemisch von Nacht, Wellen und Nebel hinaus. Eine trübe Ahnung, als stehe ihm ein großer Schmerz oder ein bittres Unheil bevor, erfüllte seine Seele. „Ist das ein Wiedersehn nach funfzehn Jahren?“ dachte er.

„Das Vaterland zeigt sich Dir so rauh und unwirthlich, als es nur irgend vermag. Einsam, allein, wirst Du die Küste betreten, — wer weiß, ob Du die Deinen noch lebend findest! Als Du die Heimath verließest, begleitete Dich wenigstens ein theures Wesen. Das Schicksal hat es von Deiner Brust gerissen. — Du kehrst zu der Mutter zurück und bringst ihr die Tocher nicht wieder, — und weißt Du denn, ob Du sie selbst findest? Wie viel kann sich in wenigen Stunden umgestalten!“ —

Ein tiefer Gram warf düstre Schatten in seine Seele. Der Augenblick, nach dem er sich, als nach dem glücklichsten seines Lebens, lange, öde Jahre hindurch unaussprechlich gesehnt hatte, erfüllte ihn jetzt wunderbarer Weise mit wehmuthvollen Ahnungen.

„Die Wellen brechen sich flach, Bursche,“ rief der Bootsmann, „habt Acht, daß Ihr nicht ein Ruder zerbrecht. Wir müssen nahe am Ufer seyn.“

„Viertehalb Fuß Wasser haben wir noch,“ rief ein Matrose, indem er das Ruder gegen den Grund stieß. „Aber den Teufel, hier werden wir uns die Hosen naßmachen, denn die Wellen schlagen so weit über den Strand, daß wir mit unserm Boot nicht hinan können.

„Thut nichts," sprach der steuernde Bootsmann, „in Toulon könnt Ihr sie wieder trocknen. — Zieht die Ruder nur flach an; ich halte auf die Pappelecke zu. Zwar kann ich noch nichts sehn vor dem verwünschten Nebel, aber meinem Compaß nach bin ich ganz richtig."

Das Boot schoß noch eine Strecke dahin. Einige Minuten später ließ der Bootsmann die Ruder einziehn, und nun gleitete das Fahrzeug ganz allmählig, durch die Kraft, die es im Lauf gewonnen hatte, und durch einen ganz leichten Windhauch getrieben, gegen das Ufer heran."

„Halt! Wir haben Grund! Wenn meine Augen noch ein Glas Rum werth sind, so sehe ich auch dort im Nebel eine Pappel. — Nun, Dubois, lade den Herrn, und Du, Lafleche, den Mantelsack auf die Schulter. Ihr könnt Beide zu Fuß nach Toulon hineingehn. — Mein Herr," wandte sich der Bootsmann zum Obristen, „es ist Alles bereit, Ihr könnt, wenn es Euch gefällig ist, auf jenem breitschultrigen Burschen trocken an's Land reiten."

Der Obrist war schon aufgestanden. Er zog die Börse, drückte dem Bootsmann einige Goldstücke in die Hand, und sprach: „Für Euch und Eure Leute,

mein Freund, zu einem frohen Abend in Toulon. Nun lebt wohl, Kinder!"

Die Seeleute riefen ein vergnügtes Hurrah, der Obrist schwang sich auf den Rücken des gebückt im Wasser stehenden Matrosen, und in wenigen Sekunden setzte er den Fuß an das Ufer der Heimath.

Das Herz schlug ihm gewaltig in der Brust. Er zitterte vor tiefer Bewegung, und kaum vermochte er den Matrosen, die ihn fragten, wohin es nun gehn solle, die Antwort zu ertheilen.

„Folgt mir nur, Kinder!" sprach er endlich so fest als möglich, und schlug die wohlbekannten Uferpfade nach seinem Landhause ein.

Man stieg das hüglichte Ufer hinan, schlang sich die schmalen Pfade zwischen einigen Gartenmauern und Hecken hindurch, und erreichte so den großen Weg, der von der Stadt hinaus führte. Jetzt lag das Haus vor Clermonts Blicken; immer hastiger schritt er vorwärts, die Matrosen konnten ihm kaum folgen. Nun stand er an der Pforte. Noch einen Augenblick, und seine Gattin, seine Kinder lagen in den Armen des Vaters, den sie längst in der Gruft wähnten. — Schon hob er die Hand, um die Gartenglocke anzuziehn, als ihm einfiel, daß es ihn in die äußerste Ge-

fahr bringen könne, wenn er Zeugen bei sich hätte. Wie leicht konnte der Ausruf eines alten Dieners, der ihm die Pforte öffnete, ihn verrathen. Er hielt daher einen Augenblick an, dann sprach er: „Kinder, ich bin am Ziel. Legt nur mein Gepäck hier nieder, und geht nach der Stadt hinein, damit Ihr nicht später anlangt als Eure Kameraden. Sogleich wird ein Diener diese Pforte öffnen und der mag das Gepäck mitnehmen.“ Zugleich öffnete er abermals freigebig die Börse, und die Matrosen gingen vergnügt und unter den besten Wünschen von dannen.

Clermont wartete, bis sie hinter den nächsten Gärten und Gebüschen verschwunden waren. Jetzt zog er die Glocke. O Gott, wie drang ihm der alte, bekannte Ton ins Herz! — Er wartete eine, zwei Minuten, niemand ließ sich hören. Jetzt schellte er stärker. Ein Lichtschimmer fällt durch die Thürspalten. Schritte tönen den Gang herauf. Es nähert sich jemand der Pforte, die Riegel rasseln zurück, sie öffnet sich. Ein fremder, fast noch junger Mann, stand vor dem Obristen. Es war ein erst seit kurzer Zeit angenommener Gärtner. So leicht dieser Umstand sich erklären ließ, so drang doch beim Anblick dieser völlig unbekannten Gesichtszüge eine bange Besorgniß in das Herz des Obristen ein.

„Ist Frau von Clermont zu Hause?“ fragte er mit möglichster Ruhe.

„Sie ist schon seit einem Monat nach Paris gereist,“ war die Antwort.

Der Obrist stand wie vom Donner gerührt. Tausend seltne Fälle des Unglücks hatte er sich vorgestellt, sich auf die Möglichkeit derselben bereitet; aber gerade an diesen einfachen Umstand einer auf nichts Außerordentlichem beruhenden Abwesenheit hatte er nicht gedacht.

Dem Gärtner mußte der Eindruck, den seine Antwort machte, auffallen. Er blickte den Fremden verwundert an und wiederholte seine Worte.

„Ist Frau von Clermont,“ fragte der Obrist endlich, „allein gereist?“

„Mit dem Fräulein Leontine.“

„Und der Sohn?“

„Mein Gott, der ist ja in Afrika bei der Armee!“ antwortete der Gärtner in einem Tone, als ob dies jeder Mensch auf dem Erdboden wissen müsse.

Auf den Obristen machte diese letztre Antwort einen seltsamen Eindruck. Er erinnerte sich des verwundeten Offiziers, den er in Algier gesehn; schon da-

mals hatte der Anblick desselben ihn auf das wunderbarste bewegt. Jetzt war es ihm plötzlich, als müsse es sein Sohn Eduard gewesen seyn.

Da der Gärtner den Obristen hierbei etwas ungeduldig anblickte, riß er sich von seinen Betrachtungen los und setzte seine Fragen fort.

„Ist keiner von den ältren Dienern der Frau von Clermont mehr zu Hause? Ich war vor funfzehn bis zwanzig Jahren genau hier bekannt, vielleicht —"

„Von denen lebt keiner mehr. Der alte Reitknecht des Herrn Obristen ist vor zwei Jahren gestorben, wie man mir gesagt hat."

Der Obrist wurde schmerzlich durch diese Nachricht getroffen. — Er überlegte einen Augenblick, was er thun solle. Es schien ihm bedenklich, in Abwesenheit der Frau des Hauses ein Unterkommen daselbst zu begehren; nach Toulon hineinzugehn hatte nicht mindere Schwierigkeiten.

Der Gärtner half dieser Verlegenheit ab. Denn, verdrießlich über die Fragen des Fremden und über sein häufiges längeres Besinnen dazwischen, sprach er: „Die gnädige Frau ist nicht hier, ich darf niemand in ihrer Abwesenheit einlassen, zumal so spät in der Nacht. Wollen Sie mir aber Ihren Namen hier las-

sen, mein Herr, so werde ich Ihren Besuch richtig melden."

„Das ist nicht nöthig," antwortete Clermont rasch; „ich werde die Meldung schon selbst besorgen."

„So wünsche ich Ihnen eine gute Nacht, mein Herr," und damit warf der Gärtner die Thür ziemlich unsanft ins Schloß und schob die Riegel wieder vor.

So stand denn der Heimgekehrte im Dunkel einer regnichten Nacht allein vor der verschlossenen Pforte seines Hauses; keine Hand, die sich ihm freundlich darbot, kein Mund, der ihm ein Willkommen entgegenrief, keine Brust, an die er sinken konnte. Mit untergeschlagenen Armen, an den Pfeiler des Gartenthors gelehnt, blickte er düster in die Finsterniß hinaus und überdachte, was er thun solle.

„Schäme Dich!" rief er endlich aus. „Du hast den Stürmen und Erdbeben des Schicksals männlich getrotzt und jetzt soll Dich ein rauhes Lüftchen beugen? Was ist's denn am Ende? Ein verdrießlicher Zufall! Schäme Dich! Wenn Du nun die Nachricht von ihrem Tode erhalten hättest!"

Sogleich war sein Entschluß reif. Er wollte nach Toulon hinein, in einem kleinen Gasthause der Vor-

stadt für die Nacht ein Unterkommen suchen, und am nächsten Morgen entweder auf die Bellona zurückkehren, um durch Durochers Hülfe weitren Rath zu suchen, oder, wenn es ihm gelingen könne, einen Paß nach Paris zu erhalten, sofort dorthin abreisen. Denn die Sehnsucht, endlich die Seinigen wieder an's Herz zu drücken, überwog jede andre Bedenklichkeit.

Aber was mit dem Gepäck thun? Es auf die Schulter nehmen? Das gab ihm ein zu abentheuerliches Ansehn. Denn obgleich einfach und schlicht gekleidet, glich der Obrist doch in seinem ganzen Wesen zu sehr einem Manne von Stande, als daß er einem Handwerker gleich mit dem Felleisen auf dem Rücken hätte an einen Gasthof klopfen dürfen.

Sollte er es im Hause abgeben? — Das schien ihm unsicher. Er beschloß daher kurz und gut, es unter tiefem Gebüsch in einer Erdspalte, die einige Schritte vom Wege entfernt und ihm aus früheren Jahren genau bekannt war, zu verbergen.

Dies that er und ging nun nach Toulon hinein. Ohne Umstände wurde er, da er ganz einem Spaziergänger glich, der etwa von einem entfernten Landhause oder Dorfe hereinkam, in das schon geschlossene Thor durch die kleine Seitenpforte desselben eingelassen.

Unentschlossen, wohin er seinen Weg jetzt richten sollte, ging er durch die nächsten Gassen, beständig aufmerksam umherblickend, ob er nicht einen kleinen Gasthof entdecken sollte. In einem kleinen Hause erblickte er Licht im untren Stockwerk und hörte lebhaftes Gespräch. Zwischen den Fenstervorhängen hindurch sah er, daß es eine Weinschenke war, in welchem noch mehrere Männer beim Glase saßen und schwatzten. Da diese Weinstuben oft in kleinen Gasthäusern der Vorstadt zu liegen pflegten, beschloß er, dort eine Flasche zu fordern, und gelegentlich die Frage aufzuwerfen, ob man auch die Nacht im Hause bleiben könne.

Er trat ein.

In dem reinlichen, wiewohl fast mehr als einfach eingerichteten Zimmer, fand er einige kleine Tische für die Trinkgäste, und einen größren Schenktisch, hinter welchem ein freundliches Mädchen mit schwarzen, muntren Augen und frischen Lippen stand, bereit, die Forderungen der Gäste zu erfüllen.

„Ich bitte um eine Flasche Wein!" sprach der Obrist, nachdem er einen Blick durch das Zimmer geworfen hatte.

„Was für Wein, mein Herr?“ fragte die Kleine freundlich. „Wir haben dessen mancherlei. Befehlen Sie vielleicht Burgunder, oder Cettewein, oder —“

„Welchen Du willst, mein Kind, meinethalben Burgunder!“ erwiederte der Obrist, indem er sich setzte und nach dem Constitutionnell griff, der auf dem Tisch lag.

„Bring' vom besten für den Herrn, Françoise“, rief ein älterer Mann, muthmaßlich der Vater des Mädchens, der an einem Tischchen in der Ecke mit zwei Andren, die dem Obristen den Rücken zugedreht hatten, saß und trank. „Der Herr ist gewiß ein gutes Glas gewohnt.“

„Schön, lieber Vater,“ antwortete Françoise schnell, und: „Sie sollen sogleich bedient seyn, mein Herr!“ wandte sie sich zu dem Obristen. Geschwind wie ein Reh, mit dem Schlüsselbunde an der Seite gewissermaßen stolz rasselnd, hüpfte sie zur Thür hinaus und war im Augenblick mit dem Verlangten wieder im Zimmer. Freundlich setzte sie das Glas vor den Obristen nieder, öffnete die Flasche, schenkte ein, kostete, nach der dortigen Sitte, zuerst, und bot den anmuthig mit ihren frischen Lippen kredenzten Wein

alsdann dem Gaste dar, indem sie ein freundliches „Wohl bekomm's!" dazu sprach.

Clermont lächelte; die traulichen, wohlbekannten Sitten unter den niedren Ständen seiner Heimath thaten ihm nach der langen Entbehrung ungemein wohl.

„Befehlen Sie auch etwas zu speisen, mein Herr? Wir haben vortreffliches Obst, Seefische, Bayonner Schinken —"

„Bring' was Du willst, mein liebes Kind," sprach Clermont, „ich habe guten Appetit, mir wird Alles schmecken."

„Das soll mich freuen," rief Françoise und war schon an der Thür, um den Tisch zu besorgen.

Clermont las den Constitutionnel mit Eifer. Er enthielt einen heftigen Angriff auf das Ministerium. Die freie, edle Sprache des Blatts bewegte den alten Krieger tief. „Welch' ein glückliches Land ist Frankreich geworden," dachte er, „daß man jetzt bei tiefer Ruhe, blühendem Handel und Gewerbe, so die freie Sprache der Ehre und des Rechts führen darf! In der Revolution mußten wir diese herrliche Freiheit mit schweren Opfern erkaufen!"

Françoise besorgte den Tisch; Clermont aß und trank, las aber dabei eifrig weiter.

Sein Eintreten hatte das Gespräch der Trinker am andren Tische einen Augenblick unterbrochen; da er sich aber nicht um diese kümmerte, so legten sie sich seinethalben auch keinen Zwang mehr auf.

„Noch eine Flasche Cettewein!" rief ein alter Graukopf, der mit dem Rücken gegen den Obristen saß. „Ich sage Euch, ich bin so froh, ich wollte, ich könnte die ganze Welt bewirthen. Und daß es gerade sein Sohn seyn mußte! Ach, wie leid thut mir's, daß ich das nicht schon vor der Abfahrt nach Afrika wußte. Aber mein Gott, ich war ja kaum vier Wochen hier. Wer erfährt da Alles gleich. — Und auf der Stelle kannte er mich wieder! Das freute mich eben so! Ich muß doch etwas an mir haben, was man nicht so leicht vergißt!"

„Nun, Du erkanntest ihn doch auch!" sprach der Wirth.

„Ja!" rief der Graukopf, „so ein liebes Gesicht vergißt sich auch nicht. Es war ja, als hätte ich ihn gestern gesehn. Gleich wie er sich damals, als die Flotte absegelte, durch das Volk drängte, fiel mir die Aehnlichkeit auf. Allein, dachte ich, es giebt tausend Gesichter, die einander gleich sehn. Als ich aber das feurige Auge, den raschen, stolzen Gang sah, und doch

die redlichen, wohlwollenden Züge, da mußte ich ihn an's Herz drücken und wäre er der Sohn eines Kesselflickers gewesen. Er hat's auch genau behalten. „„Kehre wieder,““ sagte ich, „„kehre wieder, wie Du gehst, mein Sohn, nur hier,““ und dabei schlug ich ihm auf die Brust, „„nur hier sey es anders.““ O, er verstand mich wohl! — Und den Orden bekommt er, das ist keine Frage. Wer solche rothe Zeichen auf der Stirn trägt, wie er, der bekommt auch eins in's Knopfloch. Sonst war es wenigstens so!“

„Heutzutage ist freilich manches anders,“ sprach halb aufseufzend der Dritte am Tisch.

„Und anders wie es seyn sollte!“ rief der Graukopf mit starker Stimme.

„Schreit nur nicht so laut!“ gebot der Wirth; „Ihr wißt, die Spione kriechen jetzt in Kellern und Schornsteinen umher.“

„Wüßt' ich so einen Schurken, ich schlüge ihm den Schädel ein,“ rief der Graukopf hitzig.

Françoise stand ängstlich in der Nähe; sie wollte einem Unheil vorbeugen, und fragte daher dazwischen, indem sie sich an den Alten wandte; „Ach, guter Vater, erzählt doch noch einmal, wie Ihr den jungen Mann eigentlich wieder gefunden habt; ich mußte

vorhin in den Keller hinunter und da habe ich nicht Alles gehört."

„Gern, mein Mäuschen," sprach der Alte, froh, seine Geschichte noch einmal zum Besten geben zu dürfen, und streichelte dem hübschen Mädchen den weißen Arm, welchen sie ihm willig ließ. „Siehst Du, ich hatte ihn kennen gelernt, als die Flotte absegelte —"

„Das weiß ich, das habe ich gehört."

„Nun, und heute geh' ich an dem Bureau de Mallepost vorbei, so kommt derselbe junge Offizier die Straße vom Hafen herab. Ich sehe ihn, traue meinen Augen nicht recht, er tritt näher, erkennt mich, umarmt mich und ruft: „„Alter, lebt Ihr noch! Wißt Ihr, wie wir Abschied nahmen, im Gedränge am Hafen?"" „Wohl weiß ich's!" rief ich aus, „aber Ihr erkennt mich noch!" „„Nun, Alter, Ihr habt Euch ja gar nicht verändert!"" „Aber Ihr!" rief ich, „zwei Hiebe über die Stirn! Das läßt schön. Nun wird's," und dabei griff ich an sein Knopfloch, „hier auch bald einen rothen Streifen geben." Er lächelte und drückte mir die Hand. „„Ich muß fort, guter Freund,"" sprach er, „„zwar steige ich diesen Augenblick erst aus dem Schiff, aber doch will ich gleich

in den Postwagen steigen und nach Paris fahren. Ich fürchte, er geht mir ab, wenn ich mich versäume.““ „Wahrhaftig,“ antwortete ich, „das ist wahr. Die Pferde sind schon angelegt.“ Und so liefen wir Beide nach der Post und ein Matrose mit Gepäck hinter uns her. — Der Herr fordert ein Postbillet. „„Ich bitte um Ihren Namen,““ antwortet der Schreiber hinterm Tisch. Da findet sich's, daß der junge, tapfre Offizier der Sohn meines alten Obristen ist, der uns bei Austerlitz und Wagram wie ein Löwe ins Feuer geführt hat.

„Das ist wahrhaftig wunderbar!“ rief Françoise.

„Nicht wahr, kleine Françoise? An solchen Freudentagen muß man trinken. Komm, Herzchen, Du sollst auch mit uns anstoßen.“

Der Graukopf stand bei diesen Worten auf und wandte sich nach einem Tische um, auf dem mehrere Gläser zur Hand standen, um eins derselben für die freundliche Kleine zu ergreifen.

„Heiliger Gott!“ rief er aus und blieb erstaunt und zitternd stehn, indem er den Obristen am Tisch sitzend erblickte. „Seyd Ihr's oder seyd Ihr's nicht! Gott stehe mir alten Thoren bei, ich glaube, ich werde

wahnsinnig!" — Und so stürzte er zu Clermonts Füßen nieder, faßte seine Hand und bedeckte sie mit Küssen. Dieser hatte ihn schnell erkannt, riß ihn empor, drückte ihn an's Herz und rief: „Alter, treuer Forbin! Du lebst noch?"

„Mein Obrist! Seyd Ihr's denn wirklich oder ist es Euer Geist? Ihr wurdet ja todt gesagt! Oder bin ich altersschwach und kindisch und habe ich Alles vergessen?"

„Nein, ich lebe, mein getreuer Kamerad, ich lebe! Du bist noch wacker und rüstig! Mein guter, alter Forbin!"

Der Wirth, Françoise und der Fremde standen verwundert und neugierig da, und sahen zu, wie beide Männer sich umarmten, und Forbin stets die Hände des Obristen küssen wollte, dieser aber ihn immer wieder emporhob und an sein Herz drückte. Der Graukopf weinte wie ein Kind, und lachte dazwischen und rief durch einander: „O Gott! Mein Obrist! Ich alter Thor! O, diese Freude!" Plötzlich bedachte der Obrist, in welche Gefahr er unvermuthet gerathen sey. Er kannte aber die Herzen seiner Landsleute, und war deshalb keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun habe. „Kinder," sprach er und richtete

sich mit Würde auf, „ich hoffe, ich bin unter guten Franzosen. Ein unglückliches Schicksal hat mich gezwungen, mein Vaterland zu verlassen. Ich kehre heimlich hierher zurück, aber wahrlich nicht als Feind desselben. Gebt mir Eure Hand darauf, meine Anwesenheit niemandem zu entdecken!“

„O, ich weiß, wie man Euch mitgespielt hat,“ mein Obrist!“ rief Forbin, „aber eher soll man mir die Zunge ausreißen, ehe ich Euch verrathe.“

„Wir denken eben so!“ riefen die beiden Andren, und ergriffen die dargebotene Hand des Obristen mit Stolz und Freude.

„Das wußte ich. Ihr seyd Franzosen! Ihr werdet keinen Landsmann verrathen. Ich kam hieher, um ein Unterkommen für diese Nacht zu suchen; kann ich das in diesem Hause haben?“

„Ihr sollt es haben, mein Obrist! Zwar halten wir kein Gasthaus, allein ehe ich einen solchen Mann fortgehn lasse, wollte ich lieber selbst auf der Straße schlafen. Françoise, sogleich mach' das Zimmer im zweiten Stockwerk zurecht. Tummle Dich, mein Kind; nimm die beste Bettwäsche.“

Die Kleine, sonst so rasch, stand gegen ihre Gewohnheit zitternd da und zögerte zu gehn.

„Nun, worauf wartest Du?“ fragte der Vater; „hast Du mich nicht verstanden?“

„Ach, lieber Vater,“ sprach das Mädchen ängstlich, „wird unser Nachtlager dem vornehmen Herrn Obristen auch behagen?“

„Sey ohne Sorgen, gutes Kind,“ entgegnete Clermont freundlich, „ich bin nicht verwöhnt.“

„Ein Soldat schläft überall gut,“ rief Forbin laut, „mein Oberst hier und ich wir haben manche Nacht in Eis und Schnee gelegen, und ich sage Euch, das war uns wie die weichsten Flaumfedern!“

Françoise stand noch immer ängstlich da und warf unruhige Blicke nach dem Fenster; Clermont merkte, daß sie eine andre Ursach haben müsse, weshalb sie nicht wünschte, daß der Obrist im Hause schlafen solle.

„Daß Dich der Teufel!“ rief der Vater heftig dazwischen; „Mädchen, ich glaube, Du hast den Kopf verloren! Flink, hinauf ins Zimmer, und thu’, was ich Dir geheißen habe!“

Eine sichtliche Angst, an der selbst die Heftigkeit des Vaters gleichsam abglitt, zeigte sich auf dem Angesicht des Mädchens; sie schien noch einen Augen-

blick mit sich selbst zu kämpfen, verließ aber dann hastig ohne zu sprechen das Zimmer.

„Verzeihen Sie, mein Obrist,“ sprach der Wirth, „die wunderbare Begebenheit muß meiner Françoise den Kopf etwas benommen haben, sonst ist sie nicht so ungeschickt.“

„Ich glaube, das Mädchen hat einen geheimen Grund, weshalb sie mein Bleiben im Hause nicht wünscht. Mir schien es, als blicke sie ängstlich nach dem Fenster.“

„Bewahre Gott! Es war nur Verwirrung und Bestürzung. Sind wir doch selbst ganz erstaunt.“

„Wahrhaftig,“ rief Forbin, „ich weiß nicht, wache ich oder träume ich? Heute Nachmittag der Sohn, heute Abend der Vater.“

„Du hast meinen Sohn gesehn, Forbin? O, erzähle mir von ihm! Ich habe ihn seit funfzehn Jahren nicht an's Herz gedrückt, nichts von ihm gehört.“

„Das ist ein Soldat! Mein Obrist, der kommt noch über uns! Ein Paar Augen hat er und eine Stirn! Der sollte nur winken, und wir wollten in's Feuer stürzen wie bei Marengo, als General Buonaparte vor der Front ritt. Denn damals war er ja noch nicht Kaiser.“

„Und mein Sohn hat vor Algier gefochten?“ unterbrach der Obrist den schwatzhaften Alten ein wenig ungeduldig.

„Wie der Teufel! Der wird den Türken gezeigt haben, was eine französische Klinge ist. Aber sie haben ihm auch ein Paar Andenken hinterlassen. Hier hat er einen Hieb gerade über die Stirn und einen quer durch am linken Auge vorbei. Bei Cairo habe ich —“

„In welchem Regiment stand mein Sohn?“

„Im zwanzigsten Infanterie-Regiment.“

„O wenn er es wäre, wenn mein ahnendes Herz mich nicht getäuscht hätte!“

Die wieder eintretende Françoise unterbrach das Gespräch. Sie sah blaß und ängstlich aber ungemein freundlich aus.

„Das Zimmer ist in Ordnung,“ sprach sie, indem sie einen Leuchter auf den Tisch setzte. „Ich kann den Herrn Obrist hinauf führen, wenn er befiehlt.“

„Freunde,“ sprach Clermont, der das Gespräch abzubrechen wünschte, „ich habe mich Euch anvertraut, und schlafe daher ganz ruhig. Du mein alter Kriegsgesell, wackrer Sergeant Forbin, Du besuchst mich doch

morgen mit dem Frühsten? Ich habe vieles mit Dir zu reden!“

„Pünktlich wie im Dienst,“ antwortete der Alte, und reichte zum Pfande seine Hand hin. Clermont schüttelte sie nochmals herzlich, reichte auch den beiden Andren die Hand dar, und folgte der vorleuchtenden Françoise.

Als beide in dem kleinen Zimmer des obren Stockwerks angekommen waren, setzte sie das Licht auf den Tisch und wünschte dem Obristen eine gute Nacht. Doch blieb sie in der Thür stehn, und schien mit sich selbst zu berathen, ob sie noch etwas sagen solle. Clermont ergriff sie bei der Hand, sah ihr wohlwollend ins Gesicht und sprach: „Wenn Du mir etwas sagen willst, mein Kind, so sprich frei; Du darfst Vertrauen zu mir haben.“

Françoise zitterte heftig. „Gesteh mir's,“ fuhr der Obrist fort, „Du hast ein Geheimniß, das mit meinem Hierbleiben zusammenhängt.“

„Ach mein Herr,“ rief das Mädchen, „Sie verlachen mich vielleicht, aber ich glaube, Sie sind nicht sicher hier. Der alte Forbin ist ein herzlich guter Mann, und ein wackrer Soldat gewesen. Aber wenn er ein Glas getrunken hat, dann spricht er die gefähr-

lichsten Dinge. Schon oft hat er hier im Hause den Kaiser leben lassen, und noch andre Reden der Art geführt. Es giebt aber hier in Toulon solche Laurer, so tückische, böse Menschen — Sie sind gewiß nicht sicher hier, mein Herr Obrist!"

„Sage mir Alles, mein Kind, es ist mir höchst wichtig. Du hältst noch mit einem Geheimniß zurück. Warum blicktest Du so ängstlich nach dem Fenster?"

„Ach mein Herr, wenn Sie mich dem Vater nicht verrathen wollen, so will ich's gar gern gestehn. Ein gewisser Franchet, dem die Leute viel Uebles nachsagen, kommt häufig in unser Haus. Er hat mir schon längst allerlei Schönes gesagt, und sich um meine Gunst beworben. Ich aber mag ihn durchaus nicht, denn er ist gewiß nicht redlich. Gestern Abend traf sich's, daß ich ein Viertelstündchen allein zu Hause war; da kam er, denn er paßt jeden Augenblick der Art ab, und schwatzte mir wieder von seiner Liebe vor. Ich wurde endlich bös, und wies ihn etwas derb zurück. Da zog er eine boshafte Miene und sprach kaltblütig: „Wart nur, Du kleine vornehme Dirne. Du wirst noch um meine Gunst betteln müssen. Wer war doch gestern Abend hier? Hat niemand hier vive l'Empereur gerufen? Und hat nicht Dein Vater mit-

getrunken, als de Schuft, der Forbin, die alte Armee leben ließ? Das Sündenregister ist schon voll genug, um einen von Euch auf die Bagno's zu schaffen. Ich sage Dir, Mädchen, ändre Dein Betragen gegen mich, oder Du möchtest es zu spät bereuen." Mit diesen Worten ging er weg, und ließ mich in der schrecklichsten Angst zurück. Heut Vormittag war er wieder hier, und da habe ich ihm, um des Vaters willen, der sich freilich bisweilen vergißt, so freundlich gethan, als nur möglich. Nun aber wurde er immer dreister, und ich glaube, er richtet mich noch zu Grunde. Ich hätte es gleich dem Vater geklagt, aber der ist so heftig, daß es vollends ein Unglück gäbe. Und schweige ich, so weiß ich nicht, wie es ein Ende nehmen soll, denn warnen läßt sich der Vater doch nicht, und Forbin noch weniger."

Die letzten Worte sprach Françoise unter lautem Schluchzen; sie hatte über ihre eigne Noth die des Obristen vergessen.

„Weshalb aber blicktest Du denn so ängstlich nach dem Fenster?" fragte dieser.

„Weil ich Franchet draußen herumschleichen sah. Gewiß hat er wieder aufgelauert. Wenn aber der alte Forbin in der Stube ist, kommt er ungern hin-

ein, denn der hat ihn einmal geradezu einen Mouchard geheißen, und gedroht, ihm den Schädel einzuschlagen, wenn er sich blicken ließe. Forbin ist gar zu hitzig, wenn er ein Glas getrunken hat.

„War dieser Franchet zugegen, als mich Forbin wieder erkannte?“ fragte der Obrist unruhig.

„Das weiß ich nicht gewiß. Gleich nachher aber sah ich ihn durch die Fenster=Vorhänge gucken, und gewiß war er schon länger dort, denn er kommt fast jeden Abend um zehn Uhr; ist aber Forbin im Schenkzimmer so tritt er nicht ein.“

„Das ist allerdings bedenklich, und unter diesen Umständen möchte ich in der That nicht hier bleiben.“

„Nein, um's Himmel willen, retten Sie sich, wenn es Zeit ist; denn Franchet ist zuverlässig ein Verräther.“ — —

„Holla! He! Aufgemacht!“ donnerte es unten an der Hausthür.

„Heilige Mutter Marie!“ rief Françoise und rang die Hände, „da sind sie schon! Das ist Franchet's Stimme!“

„Aufgemacht! Im Namen des Präfekten!“ rief dieselbe Stimme auf der Straße.

„Eile, Kind, und suche das Oeffnen der Thür einen Augenblick hinzuhalten,“ rief der Obrist, „ich treffe indeß meine Anstalten.“

Françoise stürzte hinab. Der Obrist lud auf das Schnellste ein Paar Taschenpistolen die er bei sich trug, und sprang dann selbst die Treppe hinunter.

Er fand den Wirth, Forbin und den dritten Gast in größter Bestürzung, Forbin aber fast noch mehr in Wuth.

Franchet lärmte an der Thür; zum Glück hatte man, gleich nachdem der Obrist das Zimmer verlassen hatte, die Fensterladen und die Hausthür zugemacht, da die Stunde, in der die Weinhäuser geschlossen seyn sollten, schon herangerückt war.

„Ruhig, Freunde,“ sprach der Obrist; „ich weiß, man sucht mich. Widerstand wäre hier unnütz; ich habe mich entschlossen jeder Aufforderung ruhig Folge zu leisten. Ihr aber sollt nicht verhaftet werden, dafür stehe ich Euch; sucht nur auszumitteln, wohin man mich schafft, so könnt Ihr doch noch vielleicht etwas für mich thun, wenn Ihr dem morgen früh hier einlaufenden Capitain Durocher, von der Fregatte Bellona, mein Schicksal so bald als möglich meldet. Jetzt öffnet ruhig die Thür.“

Dies geschah.

„Es ist richtig Franchet,“ sprach Françoise halb laut mit Thränen zum Obristen, als die Thür geöffnet wurde, und der Schein des Lichts auf den Eintretenden fiel.

Der verhaßte Mensch trat mit einem widrigen Lächeln auf dem Gesicht in die Stube und grüßte höflichst. Ihm folgten sechs Gensdarmen mit gezogenen Säbeln.

„Es hat sich hier ein unvermutheter Gast eingefunden,“ sprach er, „den suchen wir. Ich muthmaße, es ist dieser Herr.“ Dabei deutete er auf den Obristen.

„Und wer muß ich seyn, wenn ich der bin, den Sie suchen?“ fragte der Obrist mit einem Ton, der Verachtung ausdrückte.

„Herr Obrist von Clermont!“

„Der bin ich. Und was weiter?“

„Sie werden die Güte haben, mir zum Herrn Präfekten zu folgen. Hier meine Vollmacht.“

„Gut. Gehn wir denn.“

„Noch einen Augenblick. — Auch die drei Herren und das Mädchen nehmt als Verhaftete mit!“

Clermont sah den schurkischen Agenten der geheimen Polizei mit einem Blick an, vor welchem derselbe

erblaßte. „Wo ist Ihre Vollmacht, diese Personen zu verhaften?“

„Mit Erlaubniß, Herr Obrist, Ihnen kommt es nicht zu, diese Frage zu thun.“

„Eben mir! Ihre Vollmacht! Ich verlange sie zu sehn. Diese Leute sind alle in Toulon ansässig und bekannt; es ist kein Grund ihrer Verhaftung vorhanden.“

„Darüber, hoffe ich, entscheide ich,“ antwortete Franchet mit frechem Uebermuth. „Gensdarmen, thut Eure Pflicht!“

„Einen Augenblick Geduld,“ sprach der Obrist und sah die Gensdarmen mit einer befehlenden Miene an, der sie unwillkührlich gehorchten. Mit Kaltblütigkeit zog er hierauf eins der Terzerole aus der Tasche und hielt es Franchet dicht vor's Gesicht. „Entweder diese sechs Herren machen, ohne diese wackren Leute weiter zu beunruhigen, sofort Kehrt, und ich folge Ihnen alsdann, oder im nächsten Augenblick liegen Sie todt auf dem Boden.“

„Herr Obrist! Widersetzlichkeit —“ rief Franchet, indem er erblassend einen Schritt zurücktrat.

„Rühren Sie sich, so fällt der Schuß. Ich halte so gewiß Wort, als ich vor Ihnen stehe!“ sprach der

Obrist. „Ich zähle langsam bis zwölf. Sind alsdann Ihre Gensdarmen nicht aus dem Hause, so sind Sie aus der Welt.“

„Gensdarmen, thut Eure Pflicht!“ stotterte Franchet halblaut.

„Bewegt einer der Leute eine Hand, so bewege ich den Finger, und Ihr Gehirn hängt an der Mauer.“

Franchet zitterte und wurde abwechselnd blaß und roth vor Angst und Zorn. Endlich faßte er sich einigermaßen, und sprach mit möglichst gleichgültigem Tone: „Gut denn. So gehn wir allein. Aber die Strafe für diese Theilnehmer an dem Verbrechen des Hochverraths soll nicht ausbleiben.“

„Seyd ruhig, Freunde,“ sprach Clermont, „ich kenne den Präfekten und werde ihn von Eurer Unschuld zu überzeugen wissen.“

Die Gensdarmen gingen, Obrist Clermont zwischen den Reihen derselben, Franchet vor ihnen.

So verließen sie das Haus. Forbin knirschte vor Wuth und Schmerz; die beiden Andren waren gleichfalls erbittert, Françoise saß auf einem Stuhl an der Thür, und trocknete sich mit ihrer Schürze die unaufhörlich strömenden Thränen ab.

„Aber habt Ihr gesehn, was das für ein Mann ist?“ rief der Sergeant. „War's nicht, als ob er

selbst den Schuft und seine schurkischen Gensdarmen verhafte? Sie zitterten wie ein Espenlaub! Doch laßt uns jetzt von weitem nachgehn, um zu sehn, wo er bleibt.“ — „Das wollen wir,“ rief der Wirth, „riegle Dich im Hause ein, Françoise, und mache keinem Menschen auf, als mir.“

Sie gingen und ließen das zitternde Mädchen allein.

Der Obrist hatte kaum dreihundert Schritt mit seinen Begleitern zurückgelegt, als man in der Ferne lustigen Gesang vernahm. Es schienen frohe Zechbrüder, die lärmend die Straße herabkamen. Gerade beim Schein zweier hellen Laternen trafen sie mit dem Zug der Gensdarmen zusammen. Plötzlich rief eine wohlbekannte Stimme dem Obristen zu: „Ei was seh' ich, Herr! Geht Ihr so spät in der Nacht noch spazieren? Und habt sechs Landratten angespannt, und einen Vorreiter dazu?“ Es war niemand andres, als der Bootsmann von der Bellona, der mit seinen vom Wein fröhlichen Kameraden eben aus der Schenkstube kam. Clermont benutzte dieses Ereigniß sogleich, um seinem Freunde Durocher Nachricht zu geben. „Sagt Eurem Capitain, Kinder, daß ich verhaftet und zum Präfekten geführt worden bin.“

„Verhaftet?" rief der Bootsmann. „Wie, und weshalb? Und von diesen Landratzen? Das ist ja eine wahre Schande!"

„Ruhig, Bursch," rief Franchet, „wenn wir nichts Wichtigeres vorhätten, würden wir Euch dazu verhaften, die Ihr Euch Nachts betrunken auf der Gasse herumtreibt!"

„Ist keine Raa hier, den Kerl daran aufzuhängen?" rief der Bootsmann. „Jungen, sollen wir leiden, daß ein solcher wasserscheuer Hund uns beschimpft? Sollen wir leiden, daß diese Lumpenhunde einen so freigebigen Freund unsres Capitains ins Loch stecken? Drauf, Jungen! Wir wollen ihnen die großen Mäuler kalfatern, daß es eine Art hat."

Und kaum hat er diese kräftige Anrede gehalten, als er schon, gleich einem Arnold von Winkelried, den zitternden Franchet und einen Gensdarmen zugleich in die Arme nahm, und Beide aufs Pflaster niederwarf, daß der Boden dröhnte.

„Die sind in den Grund gesegelt," rief er triumphirend. Im gleichen Augenblicke waren die zum Kampf aufgerufenen Seehelden, gleich Wölfen in eine Heerde, den Gensdarmen in die Flanke gefallen. Es

regnete flache und scharfe Hiebe, Rippenstöße, Faustschläge und Fußtritte.

„Bravo, Kinder!“ schrie der Bootsmann überlaut. „Entert die Schurken. Entert, und macht die ganze Equipage nieder!“

Die Gensdarmen setzten sich mit Erbitterung zur Wehre. Nicht nur die Pflicht, sondern ein alter, eingewurzelter Haß, der in Toulon zwischen allen See- und Landsoldaten besteht, und unzählige Schlägereien oft der ernstesten Art, erzeugt, trieb sie dazu an. Die Säbel klirrten, die Hiebe flogen, Geschrei und Getümmel erscholl.

Der Bootsmann bekam einen Hieb in den Kopf. „Ich habe einen Leck!“ schrie er wüthend, „dafür aber sollst Du in die Luft gesprengt werden.“ Mit diesen Worten unterlief er den Gensdarmen, der ihn getroffen hatte, rannte ihm mit dem Kopf gegen den Leib, packte ihn zugleich mit beiden Fäusten an die Hüften, schwang ihn sich mit Riesenkräften hoch über den Kopf, und schleuderte ihn dann auf den Boden zurück, daß der Unglückliche ächzend, als wären ihm alle Rippen gebrochen, zusammenstürzte. Die Matrosen lagen mit den übrigen Gensdarmen in einem

so verwickelten Kampf, daß man nicht entscheiden konnte, wer der Sieger war. Franchet hatte sich nach seinem Sturz, der ihm eben keinen Schaden gethan, wieder aufgerafft, und sprang, statt irgend eine Rache zu nehmen, auf den Obristen zu, um ihn festzuhalten, indem er zugleich aus allen Kräften Hülfe herbeirief.

Der ganze Vorgang war so das Werk eines Augenblicks gewesen, daß Obrist Clermont noch zu keinem Entschluß über das, was er thun sollte, hatte kommen können. Erst als Franchet ihn beim Oberrock faßte, dachte er daran, daß er sich jetzt vielleicht durch die Flucht retten könne. Mit überlegener Macht stieß er den Elenden von sich und rief: „Ich schieße, wenn Du mich anrührst!“ Franchet prallte zurück; da wurde er plötzlich von hinten her mit zwei nervigten Armen gepackt und niedergerissen, und zugleich sprang ihm der Angreifer auf den Leib und gab ihm mehrere Fußtritte auf die Brust, den Unterleib und ins Gesicht, so daß er sinnlos und wimmernd liegen blieb. Es war Forbin, der, auf den ersten Lärm herbeilaufend, als guter Soldat die günstige Gelegenheit zum Angriff benutzte. Fast in demselben Augenblick rief er auch schon dem Obristen zu: „Folgt mir

eiligst!" ergriff ihn beim Arm und verschwand mit ihm in das Dunkel einer engen Seitengasse.

Das Gefecht zwischen der See= und Landmacht dauerte indessen, obwohl mit sehr ungleichem Glücke, fort. Die Flotte erkämpfte einen vollständigen Sieg, mußte sich aber dennoch aufs Eiligste zurückziehn, da der nächste Wachtposten, durch den Lärmen aufmerksam gemacht, in ansehnlicher Stärke anrückte. Die Hülfstruppen fanden, als sie das Schlachtfeld erreicht hatten, die Gensdarmen mit blutigen Köpfen, oder zerbrochenen Rippen, in kläglicher Verfassung, theils auf der Erde liegend, theils mühsam sich fortschleppend. Am schlimmsten aber war Franchet weggekommen, denn Forbins furchtbare Fußtritte hatten ihm das Nasenbein zerquetscht, das Gesicht ganz zerrissen und, dem Anscheine nach, den Brustknochen eingedrückt. Er vermochte kein Wort zu sprechen, und mußte hinweggetragen werden.

Die flinken Seeleute hatten den Hafen und ihr Boot zu gewinnen gewußt, ohne daß jemand ahnte, wer sie eigentlich gewesen waren. Auf Forbin fiel auch kein Verdacht, da niemand wußte, daß er an dem Tumult Theil genommen hatte. Dieser treue Kriegskamerad führte jetzt seinen Obristen durch einige Quer=

gassen an dasselbe Thor, durch welches er hineingekommen war; da er die Wache kannte, ließ man sie auch ungehindert auspassiren. Vor dem Thore wohnte der Bruder des Weinwirths, ein Mann, der einen kleinen Ackerstand und ein gutes Fuhrwerk besaß. Zu diesem brachte der alte Sergeant seinen Obristen, klopfte ihn heraus, richtete eine Empfehlung von dem Bruder aus, und bat dann um das Fuhrwerk, mit dem der Herr, den er mit sich bringe, noch in dieser Nacht nach Marseille reisen wolle. Diesen Plan hatte er im Gehen dem Obristen auseinandergesetzt, welcher ihn durchaus annehmbar fand.

Der Ackerwirth, Jean Gris genannt, lud den Obristen ein, in das Haus zu treten, bis die Pferde angespannt seyen. Jetzt erst gedachte dieser seines Felleisens, das wenige hundert Schritte von dem Hause versteckt war. Zugleich fiel ihm ein, daß es wohl am besten für Forbin und die Folge seiner verwegenen nächtlichen Handlungen seyn würde, wenn er ihn mit sich nehme. Er schlug es diesem vor, und der Sergeant willigte mit Freuden ein. Um seine kleinen Angelegenheiten ein wenig zu ordnen, lief er schnell noch einmal nach der Stadt, während der Obrist nach der andren Seite ging, und sein Felleisen

holte. In einer halben Stunde waren Beide wieder beisammen, und der Wagen hielt angespannt im Hofe. Forbin brachte noch die schönsten Grüße und Wünsche von dem Gastwirth und der hübschen Françoise mit, denen er in der Eil den Ausgang der Sache gemeldet, und, so umsichtig war er, zugleich den Auftrag gegeben hatte, dem Capitain der Bellona zu bestellen, daß, und wie der Obrist gerettet sey. So war Alles in Ordnung, die Reisenden stiegen ein, und rollten vorwärts. —

Als sie im Wagen saßen, bedachte Clermont, daß es besser sey, wenn er die gerade Straße nach Paris einschlage. Da dieselbe auf einigen Feldstraßen leicht zu erreichen war, so gewann man sehr bald die erste Post. Hier gab der Obrist nach getroffner Verabredung Pferde und Wagen für sein Eigenthum aus, nahm Postpferde, die man ihm ohne Schwierigkeit auf den angenommenen Namen eines Herrn von St. Val gab, und eilte so mit möglichster Schnelligkeit nach Paris, während der von Allem unterrichtete, höchst zuverlässige Jean Gris, dem der Wagen und der Dienst gut bezahlt worden waren, gemächlich nach Hause ritt.

Jetzt erst waren alle Schwierigkeiten überwunden. Auf dem Wege war, da Forbin Alles besorgte, und man nur des Abends bei kleinen Gasthöfen anhielt, um sich zu erfrischen, keine Gefahr zu befürchten, und in Paris hoffte Clermont außer den Seinigen so viele Freunde zu finden, das es ihm an Auswegen, England zu erreichen, nicht fehlen konnte. Mit leichtem Herzen und voller Hoffnungen eilte er daher der Hauptstadt zu.

Ende des zweiten Bändchens.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

LJ

Rellstab

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rellstab, Ludwig,

Die Juliustage e. Novelle

Bd.: 1

Berlin 1831

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5562 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261469-3